Dr Paul Wilhelm von Keppler

Homilien und Predigten

Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung

EX LIBRIS

252.47
K 447.1

SOCIETATIS
VERBI DIVINI
Techny, Ill.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/homilienundpredi0000drpa

Homilien und Predigten

Homilien und Predigten

Von

Dr Paul Wilhelm von Keppler
Bischof von Rottenburg

WITHDRAWN

Vierte und fünfte, unveränderte Auflage

Freiburg im Breisgau 1912
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London u. St Louis, Mo.

29
17.104

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 7 Maii 1912

✠ **Thomas,** Archiepps

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Vorwort.

Nova et vetera aus der Vorratskammer einer dreißigjährigen homiletischen Praxis, den Mitarbeitern im königlichen Dienste des Wortes Gottes in Liebe dargeboten. Einen breiten Raum nehmen ein Arbeiten aus dem homiletischen Seminar in Tübingen und Freiburg aus den Jahren 1890—1898, sowie Predigten, die beim akademischen Gottesdienst in Freiburg gehalten wurden. Wenn hier die Homilie durchaus bevorzugt wird, so bedarf das keiner Rechtfertigung mehr.

Wohl aber darf ich bei dieser Gelegenheit meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß meine auf Wiederbelebung der Homilie gerichteten Bestrebungen so vielem Verständnis begegneten und so schönen Erfolg hatten. Die altehrwürdige Predigtform, die ihren Segen in sich trägt und ihre Kraft unmittelbar aus dem Worte Gottes zieht, kommt immer mehr zu ihrem Recht und fand auch auf den homiletischen Kursen von Ravensburg und Wien kräftige Fürsprecher; sie bürgert sich neben der thematischen Predigt in Stadt und Land wieder ein und wirkt bereits als gutes Ferment für die heutige Verwaltung des Predigtamtes. Tüchtige Hilfsmittel und Vorarbeiten erleichtern auch dem Anfänger ihre Verwendung; ich brauche nur die Namen Reck, Ries, Keller, Schäfer, Rieder, Belser, Fonck zu nennen.

Ich möchte hier einige weitere Beiträge anbieten, nicht bloß in Form ausgearbeiteter Homilien, sondern auch in ausführlichen exegetisch-homiletischen Besprechungen von Perikopen. Hauptzweck der letzteren ist nicht so fast, viel Neues zu bieten, als vielmehr (namentlich dem jungen Prediger) zum Bewußtsein zu bringen, daß Tiefbohrung nötig ist, um aus dem heiligen Felsen des geschriebenen Gotteswortes klare und lebendige Wasser für die christliche Gemeinde zu gewinnen; sodann in Geist und Technik der Homilie einzuführen. Die auf den Kommentar zur Perikope und die Dispositionenreihen folgenden Homilien sind meist die Korrekta, die im Seminar nach der Kritik über die eingelaufenen Entwürfe gegeben wurden. Daraus erklärt sich das Fehlen einer persönlichen Note und konkreter Beziehungen.

Möchten diese Beiträge zur Pflege der Homilie vor allem dazu beitragen können, daß jene ehrfürchtige Vertrautheit mit der Heiligen Schrift Prediger und Predigten mehr und mehr beseele, die einst einen hl. Augustinus innerlich erschauern und ausrufen ließ: Mira profunditas eloquiorum tuorum, quorum ecce ante nos superficies blandiens parvulis, sed mira profunditas, Deus meus, mira profunditas! Horror est intendere in eam, horror honoris et tremor amoris (Confess. 12, 14 17).

Im übrigen verfolgt dieses Buch auf dem Wege der Praxis kein anderes Ziel als die so freundlich aufgenommenen „Homiletischen Gedanken und Ratschläge" auf dem Wege der Theorie: einige Hilfe zu leisten, einige Winke zu geben

und vor allem frischen Mut einzuflößen, den Freimut und Frohmut der Parrhesie, der apostolischen Predigttugend; denselben Zweck, den der Apostel in die Worte faßt: ut clarificetur nomen Domini nostri Iesu Christi in vobis et vos in illo secundum gratiam Dei nostri et Domini Iesu Christi (2 Thess 1, 12).

Rottenburg a. N., am Sonntag Lätare 1912.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort v
Homilie über das Evangelium des zweiten Adventsonntags . 1
Homilie über das Evangelium des dritten Adventsonntags . 9
Evangelium des vierten Sonntags nach Epiphanie 17
Vorbemerkungen 17
Homilie 23
Predigt auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten 34
Vaterunser und Eucharistie 44
Die geistliche Kommunion 56
Evangelium des dritten Sonntags nach Pfingsten 67
Vorbemerkungen 67
Homilie 79
Die Epistel des vierten Sonntags nach Pfingsten 86
Vorbemerkungen 86
Homilie 98
Homilie über das Evangelium des siebten Sonntags nach Pfingsten 108
Evangelium des neunten Sonntags nach Pfingsten 116
Vorbemerkungen 116
Homilie 122
Die Epistel des siebzehnten Sonntags nach Pfingsten . . . 129
Homilie über die Lektion des einundzwanzigsten Sonntags nach Pfingsten 143
Karfreitagspredigten 152
Das Wort vom Kreuze 152
Die Gottverlassenheit 161
Kreuzabnahme 169
Das Begräbnis 178
Die Grabesruhe 188
Predigt über das kostbare Blut 197
Der Segen der Marienverehrung 207

Seite

Die Demut der seligen Kreszentia von Kaufbeuren 219
Predigt bei der Feier der Heiligsprechung des Petrus Forerius 234
St Bonifatius, der Patron Deutschlands 248
Predigt bei der Grundsteinlegung einer Kirche 262
Predigt bei der Konsekration einer Kirche 267
Predigt bei einer Kirchenkonsekration 275
Predigt beim goldenen Profeß-Jubiläum des Erzabtes Placidus Wolter in Beuron am 16. Juli 1906 283
Predigt bei der Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Ordenshauses des heiligsten Herzens in Riedenburg am 18. Mai 1904 291
Vier Fastenhirtenbriefe über die Arbeit 305
1. Die Arbeit und der christliche Glaube 305
2. Die Arbeit und die christliche Hoffnung 316
3. Die Arbeit und die Gottesliebe 327
4. Die Arbeit und die Nächstenliebe 336

Homilie über das Evangelium des zweiten Adventsonntags.

(Mt 11, 2—10.)[1]

Nun waltet er wieder seines Amtes, der Vorläufer des Herrn, der Rufer in der Wüste, der heilige Johannes, und heute noch wie vor 1900 Jahren bezweckt seine Erscheinung, sein Beispiel, seine Predigt nichts anderes als, wie schon der Engel von ihm vorausgesagt hatte, viele von den Kindern Israels zum Herrn, ihrem Gott, zu bekehren, Ungläubige zur Einsicht der Gerechten zu führen und dem Herrn ein empfängliches Volk zu bereiten (Lk 1, 16 f).

Vom Täufer berichten die Evangelien dieser Sonntage. Ihm überträgt die Kirche gleichsam jedes Jahr aufs neue das Amt des Adventspredigers. Aber nicht in der Jordansau begegnen wir ihm zuerst und nicht auf den Pfaden seiner großartigen Wirksamkeit. Wir sehen ihn im Kerker, und aus dem Kerker dringt seine Botschaft, und diese Botschaft ist eine Frage, eine Frage, die im Munde des Täufers seltsam klingt.

Er läßt anfragen beim Heiland: Bist du es, der da kommen soll? Zweifelt er denn daran? Ist er etwa gegen Ende seines Lebens irre geworden am Herrn? Hat das Dunkel des Kerkers seinen Geist umnachtet, seinen

---

[1] Erklärung des Evangeliums siehe in den Adventsperikopen[4] (1910) 45 ff.

Glauben erschüttert? Von Tertullian an haben manche sich zu solchen Mutmaßungen verleiten lassen, gegen die den Täufer schon die Lobrede des Herrn am Schlusse unseres Evangeliums hätte schützen sollen. Wie unbegründet solche Vermutungen sind, wird ein näheres Eingehen uns zeigen. Wir werden sehen, wie der Täufer auch im Kerker und auch mit dieser Frage auf der Höhe seines Berufes steht und nicht nur damals, sondern heute noch durch diese Gesandtschaft und diese Frage dem Herrn die Wege bereitet, wie einst die Kinder Israels, so auch uns bekehren will zum Herrn, unserem Gott.

*

Johannes im Kerker. Wie viel sagen diese drei Worte! Wir wissen, wie er dahin kam. Jenes mutige „Es ist dir nicht erlaubt" hat ihm den Haß und die Verfolgung des sündigen Königs und noch mehr der königlichen Sünderin zugezogen. Nun schmachtet er im Kerker in der Bergfeste Machärus, in furchtbarer Einsamkeit, in die nur von Zeit zu Zeit das ferne, dumpfe Tosen des Toten Meeres und die lärmenden Vergnügungen des verdorbenen Hofes hereinbranden. Ein schwerer Druck liegt auf seiner Seele. Es ist nicht die gewaltsame Störung, der jähe Abbruch seiner öffentlichen Wirksamkeit, auch nicht die Fesseln und Bande, nicht die Kerkerluft und das Kerkerdunkel, auch nicht die Nähe des Todes. Eine andere Sorge lastet auf ihm, und diese verscheuchen nicht einmal die Lichtstrahlen des inzwischen angebrochenen messianischen Tages, die auch durch die Eisengitter seines Kerkers den Weg finden.

Seine Jünger bringen ihm Kunde von dem, für den er Zeugnis abgelegt, den er in sein Amt hatte einführen dürfen,

Kunde von den Wundern und Großtaten, mit denen der Herr seinen Heilsweg durch das Land bezeichnete. Das war Seelenfreude für den, der schon früher in Demut erkannt und in Freude bekannt hatte: „Er muß zunehmen, ich aber abnehmen.“ Aber er erfährt auch, und das mischt bittern Schmerz in seine Freude, daß trotz all dieser Wunder das Volk Israel der großen Mehrheit nach noch immer nicht zum Glauben an Jesus gekommen, daß die Obern des Volkes sich feindlich ihm entgegenstellen, daß in immer weitere Kreise verderbliches Zweifeln und schlimmes Ärgernis eindringt und den gläubigen Anschluß an den Erlöser verhindert. Ja, was das Traurigste ist, nicht einmal seine eigenen Jünger vermag er alle dem Heiland zuzuführen; eine unordentliche Anhänglichkeit an den Meister, kleinliche Eifersucht gegen Jesus und seine Jünger, hartnäckige Vorurteile haben manchem aus ihnen die Seele umnachtet.

Das ist die große Sorge, die des Täufers letzte Lebenstage verbittert. Da benützt er den Rest von Freiheit und die letzte Frist, die ihm noch bleibt, und getrieben vom Geiste Gottes sendet er zwei seiner Jünger an Jesus und er trägt ihnen die große Frage auf, die Frage, in welcher der ganze Alte Bund ausklingt, in der das ganze Sehnen der alten Welt verzittert: Bist du es? So läßt er fragen, nicht weil er zweifelt, sondern weil andere zweifeln und weil diese Zweifel das Heil Israels in Frage stellen; nicht weil er irre geworden, sondern damit andere nicht irre werden; nicht um etwa Jesus, sondern um das Volk aus seiner Unentschiedenheit herauszureißen. So fragt er, weil so viele andere nicht fragen oder nicht ernsthaft und heilsbegierig genug fragen. So fragt er als der gottgesandte Vorläufer des Herrn und als Vertreter des Volkes

Israel. So fragt er aus der Seele und dem Gewissen der ganzen Menschheit heraus, und diese seine Frage dringt ein ins Gewissen eines jeden, der sie hört, will jedes Herz bewegen, die Frage auch zu stellen, und jedes Herz der Antwort des Herrn erschließen.

Aus demselben Grund und zu demselben Zweck läßt die Kirche auch heute noch den Täufer auftreten und diese Frage stellen. Denn auch heute noch, Gott sei es geklagt, gibt es selbst in der katholischen Christenheit so manche, die zu träg, zu gleichgültig und leichtfertig sind, jemals ernstlich die Heilsfrage zu stellen, die sich noch immer nicht klar geworden sind darüber, was Jesus ist und was er ihnen sein soll, die ungläubig, halbgläubig, schwachgläubig ihm gegenüberstehen, leben, als ob es keinen Heiland gäbe, als ob sie keinen Erlöser brauchten. Darum ruft auch heute noch der Täufer seine Frage in die Christenheit hinein, um viele aus dumpfer Gedankenlosigkeit, aus sorgloser Gleichgültigkeit, aus unentschiedenem Zweifeln und Zögern herauszureißen.

Wohl denen allen, die auf diese Frage hören und sie in der reinen und aufrichtigen Absicht des Täufers an Jesus richten. Sie erhalten Antwort vom Heiland wie der Täufer. Was antwortet der Herr? Gerade zur rechten Zeit kamen die abgesandten Jünger. Sie treffen ihn mitten in der reichsten Wirksamkeit. Schon auf dem Wege floß ihnen von allen Seiten Kunde zu von den Großtaten Jesu, und nun sehen sie mit eigenen Augen ihn Zeichen und Wunder wirken. Sie nähern sich ihm und richten ihre Botschaft aus. Tiefe Bewegung ruft im Volke hervor die Frage aus dem Munde des eingekerkerten Täufers.

Und der Herr antwortet auf die feierliche Befragung. Er antwortet nicht so fast mit Worten als mit Werken und

Taten. Er verweist die Jünger auf eben das, was sie selber gesehen und gehört: Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Das ist das Bild, das die Propheten, namentlich Isaias, vom Wirken des Erlösers entworfen und das Zug um Zug der Heiland verwirklicht hat. Vergleichet doch, das ist der Sinn der Antwort Jesu, das, was die Propheten vom Messias vorausverkündigt haben, mit dem, was ihr mich tun und wirken sehet, und entscheidet selbst, ob ich der bin, der kommen soll. Diese Antwort ist klar und bestimmt, diese Beweisführung ist siegreich und überzeugend. Wer glaubt, daß die Propheten von Gott gesandt sind, und nachforscht, was sie über den künftigen Erlöser weissagen, und vorurteilslos dieses prophetische Bild mit dem Lebensbild Jesu vergleicht, der wird nicht mehr zweifeln, der wird glaubensvoll und freudenvoll niedersinken vor dem Heiland und anbetend bekennen: Ja, du bist's, der kommen soll, du bist's, auf den die Völker harren, du bist der Heiland der Welt, du und kein anderer!

Und doch — viele kannten die prophetischen Verheißungen und sie hörten und sahen, wie der Heiland lehrte und wirkte, und sie vernahmen diese Antwort aus seinem Munde und kamen gleichwohl nicht zum Glauben. Das wußte der Heiland; darum das ernste, warnende Schlußwort: und selig, wer sich an mir nicht ärgert. Sich ärgern an ihm? an der Erfüllung der Weissagungen? an den Wundern des Erbarmens? an seiner frohen Botschaft, die auch den Armen und Ärmsten nicht ausschließt? Wie war das möglich?

Das war nicht bloß möglich, das ist noch möglich. Solches Ärgernis kommt heute noch vor, und dagegen kämpft der Täufer und kämpft mit ihm der Heiland an. Ja, heute noch gibt es Christen, die trotz allem nicht zum Glauben an den Heiland kommen, die auch durch die Gotteszeugen, die Propheten, auch durch Wunderzeichen sich nicht überzeugen lassen von der Gottheit Christi und der Göttlichkeit des Christentums. Hochmütige Zweifler stellen sowohl die alttestamentlichen Weissagungen wie die in den Evangelien berichteten Wunder in Frage. Ob wohl diese Wunder wirklich geschehen sind? Warum geschehen sie heute nicht mehr? Sind Wunder überhaupt möglich? Warum noch so viel Krankheit und Elend? Warum hilft mir Christus nicht aus meinen Leiden und Nöten? So und ähnlich fragen sie und ärgern sich am Heiland und kommen nicht zum Heil.

Wie ist solches Ärgernis möglich? Der Heiland deckt selber dessen tiefste Quelle auf. Wo und wie? In der Lobrede auf den Täufer. Hier nimmt der Heiland nicht bloß den Täufer in Schutz gegen jeden Verdacht, als ob er zu den Zweifelnden und Ärgernisnehmenden gehöre. In dem großartigen Charakterbild, das er von ihm entwirft, zeichnet er zugleich scharf und kräftig den Charakter derer, die ihm so ganz unähnlich sind und in Zweifel und Ärgernis verstrickt bleiben.

Die Lobrede auf den Täufer wird zu einer Strafrede gegen das Volk. Ihr seid ja damals, so hält er den Juden vor, in Scharen zu ihm hinausgezogen in die Wüste. Warum denn und wozu denn? Wolltet ihr euch etwa den Jordanschilf ansehen, mit dem der Wind sein Spiel treibt? Gewiß war nicht das eure Absicht; und doch könnte man es beinahe meinen; so wenig nachhaltigen Eindruck hat der Anblick

des Täufers und seine Predigt auf euch geübt. Denn ihr seid eben, was er durchaus nicht ist: Schilfrohrnaturen, die auch in den höchsten Angelegenheiten sich bloß vom Winde der Launen, Stimmungen und Gefühle umhertreiben lassen.

Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Mann, mit weichlichen Kleidern angetan? Doch sicher nicht; einen solchen hättet ihr etwa an dem üppigen Herodeshof suchen müssen. Es machte vielmehr Eindruck auf euch und es lockte euch an die Kunde von einem Propheten, der Buße predige und selbst in seiner ganzen Erscheinung und Lebensweise die verkörperte Bußpredigt sei. Aber was hat es euch genützt, dieses Beispiel der Buße zu sehen, diese Predigt der Buße zu hören? Nichts, denn ihr selber seid der Weichlichkeit ergeben und nach vorübergehenden Anwandlungen des Ernstes und der Buße wieder zu eurem leichtfertigen Leben zurückgekehrt und habt in dessen Zerstreuungen und Vergnügungen jede ernstere Regung erstickt.

Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, einen Propheten wolltet ihr sehen und habt ihr gesehen und mehr als das: den unmittelbaren Vorläufer des Erlösers. Aber was hat es euch genützt? Ihr habt ihn einige Zeit angestaunt, habt euch vielleicht sogar von ihm taufen lassen; aber dann habt ihr auch an ihm Ärgernis genommen, und der Vorläufer konnte euch nicht zum Erlöser führen.

Sehet, so tadelt der Heiland das Volk, indem er den Täufer lobt. So zeichnet er dessen hohe Würde und herrlichen Charakter auf dem dunkeln Hintergrund der unwürdigen Haltung und Charakterlosigkeit des Volkes. So arbeitet er mit dem Täufer zusammen, um Ärgernisse und Hindernisse wegzuräumen, die der Annahme des Heiles im

Wege sind. O solche Ärgernisse und Hindernisse bestehen heute noch und lassen Hunderte nicht zum Heiland kommen. Und ihre Quelle ist heute noch dieselbe: ein unverantwortlicher Leichtsinn, der mit den höchsten Dingen und Fragen spielt, der es mit den ernstesten Angelegenheiten nie recht ernst nimmt, der an den Glaubenswahrheiten und Heilswahrheiten höchstens die eitle Neugier befriedigen, den blöden Witz schärfen will; eine fleischliche, irdische Gesinnung, die alles höhere Streben, alle besseren Regungen in weltlichem Sinnen und Trachten, im Essen und Trinken, in fleischlicher Lust erstickt.

So redet dieses Adventsevangelium jedem ans Gewissen. Jeder prüfe sich selbst in dieser heiligen Zeit. Wenn du immer noch nicht in die rechte Stellung zum Heiland gekommen bist, liegt die Schuld vielleicht daran, daß du überhaupt noch nie mit vollem Ernst die Heilsfrage gestellt hast, noch immer nicht einsehen willst, daß sie die erste und höchste Frage deines Lebens ist?

Wenn du die Heilsfrage gestellt hast und fest glaubst an Jesus, den Erlöser, woher kommt es, daß seine Heilswunder sich so wenig an dir offenbaren, daß du immer noch blind und lahm und taub bist, vom Aussatz der Sünde bedeckt, ja vielleicht im Zustand der Todsünde? Kommt es etwa daher, daß die Wunderkraft Jesu erlahmt wäre, und nicht vielmehr daher, daß du ihn diese Wunder nicht an dir wirken läßt aus Leichtsinn, aus irdischer, weichlicher, fleischlicher Gesinnung, die nicht brechen will mit den bösen Gewohnheiten und die Mühe scheut, einmal einen festen Grund christlichen Lebens zu legen?

O daß du endlich aufhören wolltest, als solches Schilfrohrwesen, als solcher Weichling in den Tag hineinzuleben;

daß endlich das Beispiel des Täufers dich aufrütteln würde aus deiner Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit; daß die ernsten Worte des Heilandes zünden möchten in dir; daß du in Reue, Buße, Entsagung, in demütigem Glauben und Beten dem Heiland entgegenharren wolltest! Dann würde es wahrhaft Advent in deinem Leben, und ein Weihnachten würde dir anbrechen, wie du noch keines erlebt hast. Amen.

Homilie über das Evangelium des dritten Adventsonntags.

(Jo 1, 19—28.)[1]

Wie ähnlich ist dieses Evangelium dem des letzten Sonntags, und doch welche Verschiedenheit! Hier wie dort eine Gesandtschaft und eine wichtige Verhandlung. Hier wie dort eine feierliche Befragung, und die Hauptfrage bezieht sich auf das Heil und auf den Heiland. Aber dort fragt ein lauterer, wahrheitsuchender Sinn, hier fragt pharisäische Bosheit. Dort fällt die Antwort wenigstens bei vielen auf guten Boden, hier findet sie keine gute Aufnahme.

Es ist die oberste religiöse und richterliche Behörde des Judenvolkes, die nach dem Bericht unseres Evangeliums ein Verhör mit dem Täufer anstellt. Der Evangelist selbst war dabei Augen- und Ohrenzeuge als Jünger des Johannes, und er zeichnet die Verhandlung aufs genaueste auf wie in einem Protokoll und vergißt auch nicht, am Schluß den Ort anzugeben, wo sie stattfand.

---

[1] Erklärung in den Adventsperikopen[4] (1910) 85 ff.

Eine denkwürdige Verhandlung. Von welch segensreicher Bedeutung hätte sie werden können für das ganze Volk Israel! Aber wenn sie auch damals erfolglos und fruchtlos verlief, später hat sie doch als Teil des Evangeliums viel Gutes gestiftet, ja durch die Jahrhunderte hin segensreich gewirkt. Auch wir sollen heute aufs neue Nutzen aus ihr ziehen. Lasset uns dem Gange dieser Verhandlung aufmerksam folgen und heute lernen nicht so fast von den Tugenden des Täufers als von den Fehlern der Pharisäer. Unsere Betrachtung wird uns auf dasselbe Ziel hinführen wie die des letzten Sonntags.

*

Während drunten in der Jordansau der Täufer seines Amtes waltet, Buße predigt, den Messias ankündigt und tauft, beschäftigt sich droben in Jerusalem der Hohe Rat mit seiner Person, und er beschließt, eine aus Priestern und Leviten bestehende Gesandtschaft oder Kommission an ihn abzuordnen; diese sollte ihn einem Verhör unterziehen und genau erwogene und festgesetzte Fragen an ihn richten.

Die Abgesandten ziehen hinab an den Jordan und suchen den Täufer auf. Sie finden ihn inmitten seiner Jünger und der Volksscharen. Im vollen Bewußtsein ihrer amtlichen Sendung treten sie ihm gegenüber und fragen ihn: Wer bist du? Und er bekannte und leugnete nicht und er bekannte, d. h. er sagte es ganz offen, unverhohlen und unumwunden heraus: Ich bin nicht Christus. Er antwortet, wie der hl. Chrysostomus richtig bemerkt, auf den Sinn, nicht auf den Wortlaut der an ihn gestellten Frage. Sie hatten ihn nicht gefragt, ob er der Christus oder der Messias sei, und doch wollte ihre Frage aus ihm herauslocken, wie

er sich zu der weitverbreiteten Meinung des Volkes stelle, das ihn für den Messias hielt, ob er etwa selber einen derartigen Anspruch erhebe. Der Täufer durchschaut ihre Absicht; nein, antwortet er, ich bin nicht der Messias, ein anderer ist es, und ich kenne ihn wohl, ich bin's nicht.

Das Verhör wird fortgesetzt: Was bist du denn? Elias? Denn dieser wurde nach einem Prophetenwort als Vorläufer des Messias erwartet. Ich bin es nicht, antwortet der Täufer. Wohl hatte der Engel bei Ankündigung seiner Geburt von ihm vorausgesagt, daß er vor dem Herrn hergehen werde im Geiste und in der Kraft des Elias, wohl nennt der Herr selber ihn in gewissem Sinne Elias. Aber in dem irrtümlichen Sinne, in dem sie an ihn gestellt wurde, verneint der Täufer die Frage: er ist nicht der aus der andern Welt wiedergekommene Elias selbst. Bist du der Prophet? der bestimmte, den schon Moses dem Volke Israel verheißen hat? Mit einem kurzen, scharfen Nein wird auch diese Frage abgewiesen. Dieser Prophet ist er nicht. Der Prophet, den Moses ankündigt, ist der Messias selbst.

Diese kurzen, immer kürzer werdenden, so entschieden verneinenden Antworten des Täufers haben von jeher Bewunderung gefunden als Zeugnisse eines durchaus lautern, wahren, demütigen und selbstlosen Charakters, der mit einer gewissen Heftigkeit alles von sich abwehrt, was ihm nicht gehört und was nach Ruhm und Ehre klingt, der so gar nicht bestrebt ist, sich selber zur Geltung zu bringen.

Doch ziehen heute nicht so fast die Antworten des Täufers als die Fragen der Pharisäer unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wie sind denn sie zu beurteilen? An sich stand dem Hohen Rate die Befugnis zu, diese Fragen an den Täufer

zu stellen; er hatte das Recht, jeden zu prüfen, der als Prophet auftrat und in der Art der Propheten lehrte und wirkte. Aber dieses Fragen ging nicht aus redlichem Amtseifer, noch weniger aus lauterem Verlangen nach Wahrheit hervor. Nein, sie fragten nicht, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, sie fragten, um den Täufer in Schatten zu stellen; nicht um aus den Antworten Nutzen zu ziehen, sondern um sie, sie mochten lauten wie sie wollten, gegen den Täufer auszunützen; nicht um ihm Gelegenheit zu geben, sich über seine Person und seinen Beruf auszusprechen, sondern um ihm Verlegenheiten zu bereiten; nicht aus Heilsbegier, sondern aus Rachgier. Denn jetzt hielten sie den Augenblick für günstig, um sich an ihm dafür zu rächen, daß er einst vor allem Volke sie als Natterngezücht gebrandmarkt hatte. Kurz, es war ein boshaftes, echt pharisäisches Fragen, und darum fügt der Evangelist auch ausdrücklich bei: Die Abgesandten waren aus den Pharisäern.

O dieses pharisäische Fragen! Man begegnet ihm nicht selten auch heute noch. Neben Hunderten, die gar nicht mehr fragen und gar nichts mehr fragen nach der Religion und den ewigen Wahrheiten, gibt es nicht wenige, die fragen, viel fragen, aber pharisäisch fragen, nicht aus Wahrheitsdrang, sondern aus Bosheit, nicht aus Heilsgier, sondern aus eitler Neugier, aus Lust zu disputieren und zu kritisieren. Man begegnet solchen fragenden Pharisäern auch unter der studierenden Jugend. Der jugendliche Geist berauscht sich nicht selten schon an den ersten Zügen aus dem Kelch der Wissenschaft; er bekommt wohl auch nicht selten Gift zu trinken aus dem Taumelkelch einer fälschlich sogenannten Wissenschaft, die eine geschworene Feindin des Glaubens und der Offenbarung ist. Und nun schäumt er

tausend Zweifel und Fragen aus, und was ihm auch darauf geantwortet werden mag, nichts genügt ihm, alles gibt seiner Zweifelsucht neue Nahrung und ihm neuen Anlaß zu absprechenden, verächtlichen, spöttischen Bemerkungen. Denn er fragt nicht, um zu lernen und die Wahrheit zu erfahren; er fragt, um die paar Kenntnisse zur Schau zu tragen, die er zusammengerafft, um sich als großen, freien Geist zu zeigen, um sich als obersten Richter aufzuspielen auch in den höchsten Fragen.

O dieses pharisäische Fragen! Wohin es führt, zeigt unser Evangelium. Die Priester und Leviten sind des Fragens noch nicht müde. Im gleichen hochmütigen Ton fahren sie fort: Wer bist du denn? sprich dich einmal aus, denn die Behörde sendet uns und wir müssen ihr Antwort bringen.

Und er spricht sich aus. Er gibt eine Antwort, in der sich tiefste Demut mit dem vollen Bewußtsein seines Amtes und Berufes verbindet: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Isaias gesprochen hat. Meine Person kommt nicht in Betracht, nur meine Botschaft. Ich bin nur eine Stimme, aber nicht eine gewöhnliche Menschenstimme, sondern die Stimme eines Gesandten Gottes. Ich bin nur eine Stimme, aber eine Stimme, die schon vor Jahrhunderten dem größten der Propheten ins Ohr geklungen, die hineinruft in die Wüste der Sünde und des Sündenelends: Bereitet den Weg des Herrn, er kommt, er ist da, räumet weg die Hindernisse, öffnet ihm eure Herzen!

Das ist die inhaltreiche Antwort des Täufers. Wie viel hätte sie den Priestern und Leviten zu denken und zu

fragen geben können! So bist du also wirklich ein Gesandter Gottes und hast eine Gottesbotschaft uns auszurichten? So bist du ein Prophet, vom großen Propheten Isaias schon angekündigt? Bereitet den Weg des Herrn, lautet deine Botschaft. Kommt er also wirklich, der erwartete Messias? Und wie sollen wir den Weg ihm bereiten?

Warum stellet ihr diese Fragen nicht, ihr Abgesandte des Hohen Rates? Der Evangelist sagt es uns: Sie waren aus den Pharisäern. Sie stellen eine ganz andere, wieder echt pharisäische Frage: Warum taufst du denn, wenn du nicht Christus, noch Elias, noch der Prophet bist? Das ist nicht eine Anfrage, sondern eine Anklage. Du hast gar kein Recht, sagen sie ihm, so aufzutreten, Buße zu predigen, das Volk zu taufen, das Reich Gottes anzukündigen; denn nach deinem eigenen Geständnis bist du weder der Messias, noch Elias, noch der Prophet. Das ist eine Schlinge, die sie in der ersten Frage ihm gelegt haben und die sie in der letzten zuziehen. Aber so klug sie das alles angelegt haben, den Täufer überlisten sie doch nicht.

Voll Mut und Hoheit antwortet er ihnen: ich taufe, und lasse mir von euch mein Recht nicht absprechen; ich taufe, aber nur mit Wasser; ich maße mir nichts an, was mir nicht gebührt; meine Taufe sinnbildet nur die Buße und bereitet nur vor auf die Rechtfertigung; die heiligende Taufe selbst, die Taufe mit Feuer und heiligem Geiste wird ein anderer spenden. Ich taufe mit Wasser, eben um den anzukündigen, der die wahre Taufe bringt; ich taufe als Vorläufer, und der, dem ich vorangehe, ist nicht nur nahe, er steht schon mitten unter euch, und ihr kennt ihn nicht. Und nun spricht er von ihm und seine Stimme zittert vor Ehrfurcht und Anbetung: Er ist es, der nach mir

kommt, der vor mir war, dem ich nicht würdig bin, die Schuhriemen zu lösen. Er kommt nach mir und ist doch früher als ich, denn er ist ewig; ich bin ein Nichts im Vergleich mit ihm, nicht würdig, ihm den niedrigsten Dienst zu erweisen, denn er ist Gott.

O welch herrliches, wuchtiges Zeugnis! Welchen Eindruck hätte es machen sollen auf die Priester und Leviten! Jetzt hätten sie fragen sollen: So ist er denn schon da, Israels Hoffnung und die Erwartung der Völker? Wo ist er? Wer ist es? Willst du nicht auch uns zu ihm führen? Willst du nicht auch uns durch deine Taufe auf seine Taufe vorbereiten? Warum fraget ihr denn jetzt nicht? Warum fraget ihr denn das nicht, ihr Priester und Leviten? Sie verstummen, sie laufen weg, als hätten sie nichts gehört; sie überhören alles, was der Täufer gesagt, als ginge es sie nichts an. Sie glauben dem Täufer nicht und glauben nachher dem Heiland nicht, und so gehen sie des Heiles verlustig. Die Abgesandten waren nämlich aus den Pharisäern.

O dieses pharisäische Fragen und dieses pharisäische Nichtfragen! O dieses übermütige Verhören und dieses verstockte Überhören! Wie viele hat es schon um ihr Heil gebracht, wie viele Jünglinge schon um Glauben und Religion betrogen! Stets bereit, in jugendlichem Übermut über das Heilige zu spotten, leichtfertig über religiöse Dinge zu reden, gläubige Gemüter mit vorwitzigen und boshaften Glaubensfragen und Glaubenszweifeln zu belästigen und zu ärgern, stellen sie doch die nächstliegenden Heilsfragen nicht. Sie fragen frivol: Wer weiß, ob es einen Gott gibt, eine Ewigkeit, ein anderes Leben? Wer hat je die Seele gesehen? Wer bürgt uns für die Gottheit Christi und für die Göttlichkeit

seiner Kirche? Wie sind Wunder möglich? Wie kann man glauben, was man nicht begreift?

Aber den Fragen gehen sie aus dem Weg, die aus den Tiefen ihres Gewissens aufsteigen, die ihre unsterbliche Seele trotz aller Beschwichtigungs- und Betäubungsversuche immer wieder bang und angstvoll erhebt; den Fragen, die besondere Heimsuchungen Gottes, die der Anblick des Gotteshauses, die das Sonntagsgeläute und die Festglocken an Weihnachten und Ostern in ihnen wachrufen; den Fragen: wie komme ich heraus aus meinem Sündenelend, welche Kraft hilft mir die eisernen Ketten meiner bösen Gewohnheiten brechen? sollte meine sittliche Verderbnis nicht daher kommen, daß ich nicht mehr glaube und nicht mehr bete? wenn es doch einen Gott, ein Jenseits, eine Ewigkeit gibt, wie wird es dann mir ergehen? sollte nicht doch in Christus allein das Heil, in seiner Kirche allein Rettung zu finden sein? Diese Heilsfragen stellen sie nicht; sie unterdrücken sie gewaltsam, oft so lange, bis auf alle diese Fragen nur noch der Verzweiflungsruf antwortet: Zu spät! vorüber! verloren!

Geliebte, es ist Advent. Das ist so recht die Zeit des Fragens nach dem Heil, des Harrens auf den Heiland. Fraget, aber fraget nicht pharisäisch; fraget in reiner Absicht; fraget nicht bloß mit dem Wissen, auch mit dem Gewissen, nicht bloß mit dem Verstand, auch mit der Seele, nicht bloß mit dem Herzen, auch mit dem Willen. Harret auf den Herrn, nicht in untätigem Zuwarten, sondern in emsiger Vorbereitung und Wegbereitung. Bereitet den Weg des Herrn! Weihnachten ist nahe. Er kommt wieder in Gnaden, er will kommen zu einem jeden von uns. Erschließen wir unsern Geist in demütigem Glauben, daß das

Licht seiner Wahrheit einfließen kann. Erschließen wir unser Gewissen in aufrichtiger Buße, daß seine Erlösung eindringen kann. Erschließen wir unsere Seele in anhaltendem, inständigem Beten, daß seine Gnade, sein Trost, sein Frieden einströmen kann. Amen.

Evangelium des vierten Sonntags nach Epiphanie.

(Mt 8, 23—27.)

Vorbemerkungen.

Die Epiphaniezeit führt vor allem das dogmatische Thema durch: Das an Weihnachten geborne Kind ist wirklich Gottes Sohn. Neben der Gottheit Christi beschäftigt die Liturgie auch die Göttlichkeit seiner Kirche, die mit Weihnachten und Epiphanie auch ihren Anfang genommen. Daneben geht her der moralische Gedanke und Zweck: Das Reich Gottes in uns, durch die Adventszeit vorbereitet, durch Weihnachten aufs neue grundgelegt, soll in dieser Zeit seine erste Entwicklung und Entfaltung finden; der Glaube an Christus soll Wurzel fassen im Leben und sich erproben. Das Evangelium entspricht diesen Grundgedanken und Zwecken. Es zeigt den Heiland als den allmächtigen Herrn der Natur; es zeigt, wie das Schifflein des Herrn unversehrt aus dem Sturme hervorgeht und so typisch-symbolisch auf die Unzerstörbarkeit des Schiffes der Kirche hinweist; es zeigt, wie der noch schwache Glaube der Jünger durch dieses Wunder fortgebildet und gekräftigt wird. Der Sturm, der die Apostel prüft und stärkt, soll dasselbe an uns bewirken; auch unser Lebensschiff soll Christus zum Steuermann haben, damit es in den Stürmen nicht untergehe.

Die Perikope findet sich bei Fonck[1] und Ries[2] so eingehend und erschöpfend exegesiert, daß hier nur die Mahnung angefügt zu werden braucht, über die Jünger und ihr Verhalten nicht gar zu streng abzuurteilen und sie nicht härter anzulassen, als der Herr selbst tut. Daß sie erschraken und in Angst gerieten, kann man ihnen nicht zur Schuld rechnen; das ist einfach natürlich und fast naturnotwendig. Man darf ihnen noch weniger zum Vorwurf machen, daß sie nicht gleich sich an den Heiland wandten, sondern zunächst mit eigener Kraft dem Sturm entgegenarbeiteten; sie verdienen Lob, daß sie die lähmende Furcht überwanden und selber sich wehrten, und es war zartfühlend von ihnen, daß sie erst in höchster Not den Schlaf des Meisters zu unterbrechen wagten. Wenn man aber sagt, sie hätten ihn überhaupt nicht wecken, sondern denken und glauben sollen, daß er auch im Schlaf ihnen Hilfe bringen könne, so mutet man ihnen wirklich zuviel zu. Auf dieser Vollhöhe des Glaubens konnten sie noch nicht stehen. Man hat auch ihre Zurufe sehr scharf beurteilt; das seien Rufe der Verzweiflung und des Unglaubens. Aber der Zuruf bei Matthäus: Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde! und der bei Lukas: Meister, Meister, wir gehen zu Grunde! ist ganz unverfänglich und gewiß schon oft von gläubigen Christen in äußerster Not nachgesprochen worden; man darf ihn nicht so pressen, daß er ein Verzweiflungsschrei wird: Alles ist verloren, hier kann nichts mehr helfen; sonst käme er ja in Widerspruch mit dem Bittruf in den ersten Worten. Richtig ist, daß die Frage bei Markus:

---

[1] Die Wunder des Herrn im Evangelium I 250—287.
[2] Sonntagsevangelien I 162 ff.

Meister, kümmert es dich nicht, daß wir zu Grunde gehen? etwas gereizt und vorwurfsvoll klingt. Es hat also in die Rufe der Jünger — denn es war natürlich nicht ein gemeinsamer Ruf, sondern ein erregtes Durcheinanderrufen — sich auch ein solcher Klang eingemischt. Doch darf man auch dies im höchsten Affekte gesprochene Wort nicht auf die Goldwage legen und soll überhaupt in derartige Stimmungen und deren Äußerungen nicht zuviel Reflexion eintragen. Aber werden die Jünger nicht vom Herrn selbst getadelt? Ja; doch nicht wegen der oben abgewiesenen Gründe. Er tadelt sie: Was seid ihr furchtsam, ihr Kleingläubige (Mt); was seid ihr furchtsam? habet ihr keinen Glauben (Mk); wo ist euer Glaube (Lk)? Auch die Version bei Markus und Lukas will gewiß den Aposteln den Glauben nicht absprechen, sondern kommt im Sinne auf das Kleingläubige bei Matthäus hinaus. Sie werden also getadelt, nicht weil sie sich fürchten, sondern weil ihre Furcht ihren Glauben bedroht und ihm gleichsam den Atem benimmt, weil ihr Hilferuf mehr ein Angstruf als ein Glaubensruf ist, weil sie nicht mit vollem, nur mit halbem Glauben um Hilfe rufen. Dabei müssen wir stehen bleiben.

Man kann die Perikope vorwiegend vom historischen oder vom dogmatischen oder vom typischen oder vom moralischen Gesichtspunkt auffassen und gewinnt von jedem aus eine andere Anlage und Zweckbeziehung der Homilie, wie aus folgenden Dispositionen zu ersehen ist.

*

Wer ist der, dem Wind und Meer gehorchen?

1. Er ist wahrer Mensch und teilt unsere natürlichen Bedürfnisse;

2. er ist wahrer Gott und allmächtiger Herr der Natur;
3. er ist wahrer Gottmensch, und als unser gottmenschlicher Erlöser führt er uns in den Sturm und hilft er uns im Sturme.

*

Des Heilandes fürsorgende Liebe,
1. wie sie sich zeigt in Zulassung von Stürmen und Nöten;
2. wie sie sich zeigt in Errettung aus Todesnot und in dem stillen Frieden, der darauf folgt.

*

Das Schifflein des Evangeliums ein Bild der Kirche:
1. Obwohl sie den Herrn im Schiffe hat, kommen doch Stürme über sie;
2. im Sturm klammert sie sich an den Herrn;
3. der Herr errettet sie im Sturm und schenkt ihr den Frieden.

*

Christus Haupt und Schirmer der Kirche:
1. Sie bedarf seiner Hilfe;
2. sie fleht ohne Unterlaß um seine Hilfe;
3. sie erfreut sich seiner Hilfe.

*

Das Wunder des Evangeliums und seine Wiederholung in der Geschichte der Kirche:
1. Das Schiff auf dem Meer ein Bild der Kirche, in welcher und mit welcher der Herr ist;
2. der Sturm auf dem Meer ein Bild der Stürme, die über die Kirche kommen, trotzdem und weil der Herr mit ihr ist;

3. die große Stille ein Bild des Sieges der Kirche in der Kraft des Herrn.

*

Was lehrt uns

1. das Toben des Sturmes (Stürme müssen kommen im Leben);
2. der Notschrei der Jünger (in Stürmen müssen wir zum Herrn rufen);
3. die Stimme des Herrn (er ist unser Helfer und Heiland);
4. die große Stille (sie ist der Lohn nach gut überstandenem Sturm).

*

Das rechte Verhalten in den Stürmen des Lebens:

1. Sorge dafür, daß du Jesus in deinem Schifflein hast;
2. wundere dich nicht, wenn Stürme kommen;
3. kämpfe mutig im Sturm und rufe zum Herrn;
4. nimm an die Zurechtweisung des Herrn;
5. freue dich seiner Hilfe in der Not und sei dankbar dafür.

*

Wozu die Stürme im Christenleben?

1. Um uns unsere Ohnmacht und Schwäche zum Bewußtsein zu bringen;
2. um uns zu eifrigem Gebet zu spornen;
3. um unsern Schwachglauben zu stärken;
4. um uns die Macht des Herrn zu zeigen;
5. um uns zu Lobpreis und Danksagung zu bewegen.

*

Aus dem Evangelium ersehen wir:

1. Daß Stürme in unserem Leben unvermeidlich sind;
2. wie wir in diesen Stürmen uns verhalten sollen:

a) wie die Jünger alle eigene Kraft aufbieten,
b) gleich den Jüngern zum Herrn rufen,
c) nicht wie die Jünger in Kleinglauben verfallen;
3. daß der Herr aus den Stürmen uns befreit;
4. daß wir dem Herrn für solche Errettung danken sollen.

*

Das Gottvertrauen des Christen:
1. Es ist nötig, denn die Stürme bleiben nicht aus und unsere Kraft reicht nicht aus;
2. es soll tätig sein und demütig um Hilfe rufen;
3. es wird uns Hilfe und Frieden bringen.

*

Gründe des Gottvertrauens:
1. Wenn auch Stürme kommen, der Herr ist mit uns;
2. wenn er auch zu schlafen scheint, er erwacht auf unser Rufen;
3. wenn er uns auch straft, er hilft uns doch.

*

Not lehrt beten:
1. Die Not weckt die Furcht;
2. die Furcht weckt den Glauben;
3. der Glaube weckt das Gebet;
4. das Gebet weckt den Herrn;
5. der Herr stellt Ruhe und Frieden wieder her.

*

Die Stürme der Versuchungen (Jak 1, 2):
1. Das Leben mit Christus schließt Versuchungen nicht aus;
2. diese Versuchungen können große Gefahren und Nöten über uns bringen;

3. in solchen Versuchungen müssen wir zum Herrn unsere Zuflucht nehmen;
4. der Herr errettet uns aus der Versuchung und schenkt uns den Frieden.

* * *

Homilie.

„Wer ist dieser, daß Wind und Meer ihm gehorchen?" So mögen auch wir fragen nach Anhörung dieser Erzählung des Evangeliums. Wer ist dieser? Ist er Gott? Aber wir sehen ihn ermattet und ermüdet, wir sehen ihn schlafen wie einen Menschen, wir sehen ihn unterworfen den Mächten der Natur, die sein Schiff überfallen und seinen Schlaf stören. Ist er Mensch? Aber kann ein Mensch mit seinem Worte die empörten Elemente zur Ordnung rufen und zur Ruhe weisen?

Es gibt nur eine richtige Antwort auf jene Frage: Es ist der Gottmensch Jesus Christus, dessen wahre menschliche Natur des Schlafes bedarf wie die unsrige und den Gesetzen der Schöpfung sich unterordnet, dessen wahre Gottheit den Sturmwind und die erregten Wogen bannt und meistert mit dem Willen und mit dem Wort, weil sie alle Kräfte der Natur erschaffen hat durch den Willen und durch das Wort.

Es ist Jesus Christus, wahrer Mensch und wahrer Gott, unser gottmenschlicher Heiland und Erlöser. Er ist es, der den Sturm über seine Jünger hereinbrechen läßt, der im Sturm sie erprobt, der aus dem Sturm sie errettet, und nicht nur sie, alle seine Jünger und Gläubigen, auch uns.

O Geliebte, öffnet eure Augen, daß ihr ihn erkennet; öffnet Geist und Herz, daß ihr ihn verstehet. Vertiefet euch in dieses Evangelium und lernet daraus Weisheit des Lebens. Jesus Christus unser Heiland auch in den Stürmen des Lebens — das ist die wichtige Lehre des heutigen Evangeliums; Jesus Christus unser Heiland, denn

1. er führt uns in den Sturm;
2. er prüft uns im Sturm;
3. er straft uns im Sturm;
4. er hilft uns im Sturm.

*

Als die Jünger nach des Herrn Weisung an jenem Abend in das Schiff stiegen, abstießen vom Land und hinausfuhren auf die hohe See, da lag ihnen wohl kein Gedanke ferner als der an Sturm und Gefahr, an eine Nacht voll Grauen und Entsetzen. Ein wolkenloser Himmel, überhaucht von der Abendröte, schien die sicherste Bürgschaft für eine schöne Nacht. Die Wellen des Sees waren schlafen gegangen und murmelten nur leise wie im Traum, wo das Schiff sie durchfurchte. Tiefe Ruhe war auf dem Schiff selber eingekehrt, denn der gute Herr und Meister hatte sich nach all der Arbeit und Mühe des Tages auf dem Hinterdeck zum Schlafe niedergelegt. Es war leichte Arbeit für wenige Hände, mit schwachem Ruderschlag dem Schiff seinen Weg durch die stillen Wasser zu bahnen. Wie in die ganze Natur, so mochte auch in alle Herzen der Jünger ein tiefer Abendfriede eingezogen sein, ob sie Ruder und Steuer handhabten oder ehrfürchtig den Schlaf ihres Meisters überwachten oder selbst die Augen im Schlummer geschlossen hatten.

Aber mit einem Schlag ändert sich alles. Ein Windstoß fährt herab von den Höhen des Hermon; ein zweiter, ein dritter folgt. Sie sind die Vorboten eines furchtbaren Sturmes. Nun braust er selbst herab in das Tieftal; er wütet gegen die Felswände, und von da zurückgeworfen, stürzt er sich mit voller Gewalt auf den See, schreckt die Wellen auf, jagt sie durcheinander, dringt hinab in die Tiefen, bis er auch sie aufgewühlt und alles in Aufruhr versetzt hat. Die Wogen künden dem Menschen den Gehorsam; sie weigern sich, das Schiff weiterzutragen, sie werfen es umher wie einen Spielball und scheinen nicht ruhen zu wollen, bis sie es in den Tiefen verschlungen oder an den Felsen zerschmettert haben. Da ist es vorbei mit Friede und Ruhe und Schlaf; Angst und Entsetzen erfaßt alle Gemüter. Nur einer schläft und schlummert friedlich inmitten des tobenden Seesturmes, Christus der Herr.

Gemahnt uns das nicht an so manche Erfahrungen in unserem eigenen Leben? Ja, so zog auch unser Lebensschifflein manchmal in ruhigster Fahrt dahin, und wir dachten an nichts weniger als an Sturm. Da, mit einemmal brach es über uns herein. Eine schwere Heimsuchung kam wie ein Stoßwind aus heiterem Himmel. Ein Sturm fuhr daher und machte unsere Pläne zunichte. Eine große Demütigung kam über uns und stürzte uns aus allen Höhen in die Tiefe. Heiße Glutwinde, wie aus der Hölle aufgestiegen, raubten uns den Frieden der Seele und machten unser Herz zum Spielball schrecklicher Versuchungen. Ein eisiger Hauch des Todes brach ein Menschenherz, an dem wir mit ganzer Liebe gehangen, und entfesselte in unserem Herzen Stürme der Trauer und Verzweiflung, die sich nicht mehr legen wollten.

Was ist geschehen? Hat Gott uns plötzlich verlassen? Sind wir die Beute und das Opfer wilder Naturkräfte, eines feindseligen Zufalls oder böser Mächte geworden? So mag es uns manchmal scheinen, aber es ist nur Schein. Der Herr ist sowenig fern von uns in solchen Stürmen, als er in jener Nacht den Jüngern fern war. Er ist es, der uns in den Sturm führt, wie er sie in den Sturm geführt hat. Wer sein Jünger sein will, wer an ihn glaubt und ihm nachfolgt, der muß darauf gefaßt sein, von ihm in Gefahr und Sturm geführt zu werden. Wir sehen nicht in die Zukunft und wissen nicht, was die künftigen Tage bringen — eines wissen wir gewiß, belehrt durch die Erfahrung und die Mahnungen und Warnungen des Herrn: unsere Fahrt durch das Meer dieses Lebens und dieser Welt kann nicht immer ruhig und friedlich verlaufen; sie wird immer wieder Ähnlichkeit haben mit der nächtlichen Fahrt der Jünger über den See Genesareth. Es werden Stürme kommen und unser Lebensschifflein bedrohen und unsere Seele in den Tiefen aufregen, und er, der Herr und Heiland, ist es, der uns diese Stürme zusendet.

Aber warum das? Aber wozu das? Warum führte der Herr seine Jünger in jener Nacht in Sturm und Gefahr? Ihnen zur Lehre, zu ihrem Besten. Dieser Nachtsturm war für sie eine wichtige Vorschule für ihr ganzes künftiges Leben. Sie wurden eingeübt auf Stürme und Gefahren, denn unter Stürmen und Gefahren ohnegleichen sollten sie das Evangelium ausbreiten und das Schiff der Kirche durch wilderregte Meere hindurchsteuern.

Was lernen sie in dieser Nacht? Sie lernen zunächst ihre eigene Kraft einsetzen gegen Sturm und Gefahr. Als beherzte und seetüchtige Männer überwinden sie rasch den

lähmenden Einfluß der Furcht und Angst, sie ziehen das Segel ein, sie handhaben mit äußerster Kraftanstrengung die Ruder und das Steuer, sie bieten alles auf, um das Schiff gegen Sturm und Wellen zu behaupten. Jesus aber schläft.

Bald zeigt es sich, daß ihre Kraft nicht ausreicht. Winde und Wellen spotten ihrer Anstrengungen und treiben mit dem Schiff ein grausames Spiel. Noch ist ihr Mut nicht gebrochen, noch hält ihr Glaube stand; er ermutigt sich an dem Anblick des Meisters in ihrer Mitte. Dieser aber schläft.

Da, auf einmal ein entsetzlicher Stoß. Hoch auf branden die Wogen; sie schlagen schwer herein ins Schiff; sie schnellen es empor und öffnen vor ihm einen dunkeln Abgrund, der im nächsten Augenblick es zu verschlingen droht. Alles scheint verloren, und noch immer schläft der Heiland. Da ist es vorbei mit dem Mut und der Kraft der Jünger; sie können nichts mehr als eilends den Heiland aufwecken, und furchtbar gellt ihr Ruf durch die Nacht hin: „Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde.“

Diese Stunde der Not war die Schule, in der die Jünger lernen sollten fürs Leben. Sie sollten sich bewußt werden ihrer eigenen Kraft, sie sollten sich bewußt werden ihrer eigenen Unkraft, sie sollten sich dessen bewußt werden, daß in großer Not und Gefahr nur die Hilfe ihres Herrn und Meisters sie retten könne.

So soll auch uns der strenge Zuchtmeister Gottes, das Leiden und das Unglück, in die Schule nehmen: deswegen die Gefahren, die Stürme, die Notlagen in unserem Leben. Darum scheint der Herr manchmal zu schlafen, wenn die Leiden uns umringen. Er läßt uns allein, er entzieht

uns das Gefühl seiner Nähe, er verläßt uns scheinbar und läßt allein uns ringen mit Sturm und Not. Denn auch für uns ist nichts notwendiger, als daß wir unsere eigene Kraft üben und stählen, daß wir unsere Ohnmacht erkennen und demütig bekennen, daß wir glauben an die Hilfe von oben und, wenn unsere Kräfte versagen, zum Gebet unsere Zuflucht nehmen und aus den Tiefen unserer Not rufen: Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde.

Ja, das ist eine wichtige und heilsame Schule, in der wir oft in einigen Stunden mehr lernen als sonst in Wochen und Monaten, in der viele Selbsttäuschungen uns wie Schuppen von den Augen fallen, in der wir unser wahres Wesen kennen lernen und aus der wir als andere Menschen hervorgehen. Darum, mein Christ, die Stürme und Gefahren in deinem Leben; sie sollen dich prüfen und erproben; sie rufen dir zu: Nütze deine Kraft, mißtraue deiner Kraft, traue und baue auf die Kraft von oben.

„Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde." Der Notschrei weckt den Heiland aus dem Schlafe. Was ist seine Antwort? Tröstet er die Jünger? Beruhigt er den Sturm? Macht er der Gefahr ein Ende? Nein, ehe er Wind und Wasser schilt, schilt er die Jünger. Er tröstet sie nicht, er straft sie mit scharfem Wort: „Was seid ihr furchtsam, ihr Kleingläubige?"

Verdienten die Apostel solchen Tadel? Welcher Mensch würde sich nicht fürchten in solcher Todesnot? Daß sie sich fürchteten, war natürlich; aber daß sie ihre Furcht Herr werden ließen über ihren Glauben, das war ihr Fehler. Daß sie zagten, ist sehr begreiflich; aber daß ihr Zagen beinahe in Verzagen überging, daß ihr Glaube klein und schwach und beinahe von den Wogen der Verzweiflung ver-

schlungen wurde, das war nicht recht. Daß ihr Hilferuf mehr ein Angstruf als ein Ruf gläubigen Vertrauens war, das tadelt der Herr und deswegen straft er sie.

Aber sein strafendes Wort bezweckt nichts anderes, als ihren gelähmten Glauben wieder zu sich zu rufen, ihn aus den Banden der Furcht zu befreien. Für ihr ganzes Leben gibt er ihnen die Lehre, daß in Not und Gefahr der Glaube sich nicht verkriechen dürfe, sondern sofort den Oberbefehl übernehmen, die Angst und Furcht des Herzens bezwingen, wenn alles wankt und weicht, felsenfest bleiben und den ganzen Menschen mit übernatürlicher Kraft durchdringen müsse. Sehet, so setzt der Herr mit seinem strafenden Wort den Unterricht fort, den seine Diener, Wind und Wellen, begonnen hatten.

Könnten wir uns etwa schmeicheln, daß wir im Unglück unsere Glaubensprobe immer besser bestanden haben als die Jünger? Kam es nicht auch bei uns schon vor, daß in Stunden großer Not unser Gebet mehr ein Schrei der Angst als ein Ruf des Glaubens war? Sehet, deswegen hat der Herr vielleicht auch da die Hilfe verzögert; er hat auf unsern Notschrei nicht alsbald die Not von uns genommen; er hat vielleicht unser kleingläubiges Gebet mit dem strafenden Wort erwidert: Was bist du furchtsam, du Kleingläubiger? Da ist vielleicht seine Antwort durch die Stimme des Gewissens oder durch das Wort der Schrift oder durch das Wort des Priesters und Beichtvaters uns durchaus nicht mild und tröstlich ins Herz geklungen, sondern sie hat uns weh getan und hart betroffen.

Aber nur zu unserem Besten. Auch wir sollten wie die Jünger darin geübt werden, in Gefahren und Stürmen vor allem unsern Glauben wachzurufen, auf ihn zu hören,

ihm zu folgen. Darum, Geliebte, wenn in schweren Stunden die Hilfe des Herrn sich verzögert, wenn unser Gebet vergeblich scheint, wenn es uns ist, als ob nicht der milde und gnädige, sondern der strenge und strafende Blick des Heilands auf uns ruhe, dann ist es Zeit, seinen Glauben zu prüfen, ihn zu wecken und zu stählen, mit ganzem Glauben und mit vollem Vertrauen zu Gott zu beten, zu ihm zu rufen nach der Mahnung des Apostels im Glauben, ohne zu zweifeln; denn wer zweifelt, ist selbst gleich der Meereswoge, die vom Winde bewegt und umhergeworfen wird (Jak 1, 6).

Nachdem der Herr die erregten Gemüter der Jünger beruhigt hat durch einen kräftigen Aufruf an ihren Glauben, beruhigt er die empörten Elemente durch ein Wort. Ein großer und wunderbarer Augenblick. Er erhebt sich im Schiffe, seine Gestalt scheint über das Menschenmaß hinauszuwachsen, die Würde und Macht seiner Gottheit umfließt und durchleuchtet sie. Er streckt seine Hand aus und schilt und bedroht die Winde, und sie, die eben noch daherbrausten, als wollten sie alles zerstören, fliehen zitternd zurück auf die Berge, von denen sie gekommen. Er ruft der wilden Flut zu: Schweige! verstumme! Und im selben Augenblick legen die Wellen sich wie Lämmer ihm zu Füßen und ebnet sich der See zur spiegelglatten Fläche.

Welch ein Umschlag! Rascher noch, als der Sturm hereingebrochen, ist er beendet. Eben noch alles in wilder Empörung, eben noch Todesgefahren ringsum, eben noch Angst und Entsetzen auf allen Gesichtern — jetzt eine große Stille, Friede in den Lüften, Friede über den Wassern, Friede in den Gemütern. Eben noch durchgellten Notschreie die Nacht, jetzt werden die Hilferufe zu Jubelrufen. „Wer

ist dieser, daß Wind und Wellen ihm gehorchen?“ rufen die Jünger, durchschauert von der Nähe der Gottheit und dem Anblick ihrer Wunderwerke. Der Glaube der Apostel blüht auf in Anbetung, und die Anbetung Jesu, des Gottessohnes, ist der schöne Abschluß des nächtlichen Seesturmes.

So hilft der Herr. So hilft er auch uns. Sind wir gelehrige Schüler gewesen in der harten und stürmischen Schule der Not, ist unser Glaube siegreich aus ihr hervorgegangen, dann wird sicher der Herr auch uns herausführen aus der Not und nach viel Sturm und Angst uns Ruhe und Frieden senden. Sieh nur aufmerksam hinein in dein Leben: mußt du nicht dankbar erkennen, daß du mehr als einmal fast wunderbar aus Not und Gefahr errettet worden bist? Während du noch trostlos und ratlos hineinstarrtest in deine traurige Lage und nirgends einen Ausweg sahst, hat mit einemmal sich Hilfe gefunden, und der Trauer folgte die Freude so rasch, wie der Sonnenstrahl durch dunkle Wetterwolken blitzt.

Sieh noch einmal hinein in die schweren Stunden deines Lebens. Wohl kam vielleicht manchmal die Hilfe nicht in der Form, wie du es wünschtest, es geschah kein Zeichen und Wunder, der Tod vollbrachte sein Zerstörungswerk und entriß dir ein teures Leben, um dessen Erhaltung du mit Gott im Gebet gerungen, der Kelch des Leidens mußte getrunken werden bis zur Hefe. Aber gleichwohl war dein Gebet nicht umsonst, dein Glaube hat dich nicht getäuscht, der Herr wirkte das noch größere Wunder: er schenkte dir einen inneren Frieden und eine Seelenstille, die alle äußeren Stürme nicht rauben und nicht stören konnten. Er erhob sich in deinem Herzen und gebot hier den Winden und Wellen; er zeigte dir sein Antlitz und ließ dich seine Nähe

empfinden, und du wurdest innerlich glücklich trotz aller äußeren Not und konntest mit dem Apostel sprechen: „Ich bin übervoll von Freude in all meiner Trübsal“ (2 Kor 7, 4). Du konntest seinen Frieden genießen mitten im Sturm und mit dem Psalmisten singen: „Lieben will ich dich, o Herr, meine Stärke; der Herr ist meine Feste, meine Zuflucht und mein Erretter, mein Gott und mein Helfer, und ich vertraue auf ihn; in meiner Angst habe ich gerufen zu ihm, und zu meinem Gott schrie ich auf, und er hörte von seinem heiligen Tempel meine Stimme und mein Schreien kam zu seinem Ohr; er ist der Schirmherr aller, die auf ihn vertrauen, denn wer ist Gott außer dem Herrn, oder wer ist Gott außer unserem Gott; du, o Gott, entzündest meine Leuchte und erhellst meine Finsternis“ (Ps 17, 2 ff 29—32).

Geliebte, wir haben gelesen im heiligen Buch der Evangelien und haben gelesen im Buche unseres Lebens. Welches Licht fällt von dieser Seite des Evangeliums, welche die Stillung des Seesturmes berichtet, auf so manche Seite in unserem Lebensbuch, auf der Unglücksfälle, Heimsuchungen, Krankheiten und Todesfälle verzeichnet stehen und die uns bisher mit dunkeln Rätselzeichen beschrieben schien! Jetzt verstehen wir es besser, jetzt erkennen wir in diesen Rätseln gnadenvolle Führungen Gottes.

So las einst der Psalmist in dem Buche der Geschichte Israels, und so viel Schweres und Trauriges ihm da auch begegnete, er kann im 106. Psalm seine Gedanken und Gefühle nur in das eine Wort fassen: „Danket dem Herrn, denn er ist gütig und sein Erbarmen währet ewig“, und in den einen Wunsch, den er nicht oft genug wiederholen kann: „Preisen mögen die Menschen sein Erbarmen und seine Wunder an den Menschenkindern.“

In diesem Psalm lesen wir eine Schilderung, die sich zur Erzählung unseres Evangeliums verhält wie die Weissagung zur Erfüllung: „Die, welche das Meer mit Schiffen befahren, haben gesehen die Werke des Herrn und seine Wunder in der Tiefe; er sprach, und der Sturmwind stand auf und die Wogen gingen hoch; sie stiegen hinan bis zum Himmel und fuhren hinab in die Abgründe; ihre Seele verzagte im Unglück, sie wirbelten und taumelten gleich Trunkenen und alle ihre Weisheit war zu Ende; da riefen sie zum Herrn, als sie bedrängt wurden, und aus ihren Nöten führte er sie heraus und er wandelte den Sturm in Säuseln, und es schwiegen die Wogen, und sie freuten sich, daß sie still wurden, und er geleitete sie in den Hafen ihrer Sehnsucht" (V. 23—30).

Ja, so sehen wir es erfüllt im heutigen Evangelium, und so finden wir es bewahrheitet in unserem eigenen Leben. Wenn wir darüber nachdenken, werden wir einstimmen in den Wunsch des Psalmisten: „Mögen alle preisen den Herrn für sein Erbarmen und für seine Wunder an den Menschenkindern" (V. 31).

Es schließt aber der Psalmist sein Lied mit der eindringlichen Frage: „Wer ist weise und beachtet dies und versteht die Erbarmungen des Herrn?" (V. 43.) Geliebte, seien wir weise und suchen wir zu verstehen die Erbarmungen des Herrn, jene vor allem, die am wenigsten beachtet und verstanden werden, jene, die er uns sendet in den Tagen des Unglücks, im Toben der Wetter, auf den schwarzen Schwingen des Sturmes. Nie wäre vielleicht mehr Ursache zu danken, als wenn solche Heimsuchungen über uns kommen.

Wenn sie heranbrausen, die Stürme des Lebens, und die Wellen hoch gehen und unser Schiff bedrohen, wenn wir genötigt sind, unsere Kräfte aufs äußerste zu spannen, wenn

wir mehr und mehr erkennen, daß unsere Kraft Ohnmacht ist und wir ohne die Hilfe von oben nichts vermögen — seien wir dankbar für diese Prüfung und diese wertvolle Erkenntnis; danket dem Herrn, denn er ist gut und ewig währet sein Erbarmen.

Wenn das Erdbeben des Unglücks eure Gemüter bis in die Tiefen erschüttert und in eurem Innern heiße Quellen des Gebetes aufbricht, seid dankbar für diese heilsame Erschütterung; danket dem Herrn, denn er ist gut und sein Erbarmen währet ewig.

Wenn der Herr im Sturm euch schilt und euren schlafenden Glauben aufweckt, wenn er euch errettet aus dem Sturm und selige Stille und süßen Frieden auf den Sturm folgen läßt, dann danket dem Herrn, denn er ist gut und sein Erbarmen währet ewig.

Gehet willig in die Leidensschule des Herrn; überlasset euch seiner Führung. Er führt euch von Sturm zu Sturm, von Kampf zu Kampf, aber auch von Gnade zu Gnade, von Freude zu Freude, von Sieg zu Sieg, und er führt euch nach dem letzten schwersten Kampf zum ewigen Frieden, in dem alle Notschreie und Hilferufe ausklingen in einem nicht endenden Jubellied: „Danket dem Herrn, denn er ist gut und sein Erbarmen währet ewig." Amen.

Predigt auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten.

(Infra octav. Corporis Christi; Lk 14, 16—24.)

Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm (Jo 6, 57).

Das Evangelium, das ihr eben vernommen habt, fügt ein freudiges und ein schmerzliches Wort ein in die große Symphonie dieser Festeswoche. Das Gleichnis von dem

großen Gastmahl klingt aus mit einem scharfen Mißklang. Hart stößt aufeinander die Güte und Freigebigkeit des Herrn, der das festliche Mahl bereitet, aufs freundlichste einladet und seine Ehre dareinsetzt, daß sein Haus voll werde, und das Benehmen der Erstgeladenen, die schnöde den Herrn bei seinem Mahl stehen lassen, die nicht kommen und für ihr Nichterscheinen Entschuldigungen vorbringen, die nichts anderes sind als Beleidigungen.

Die Gleichnisrede bezieht sich zunächst auf die ganze Offenbarung und Heilsgnade, die Jesus brachte und die er selbst mit einem Gastmahl vergleicht. Sie bezieht sich aber auch ihrer lieblichen und schmerzlichen Seite nach auf das wunderbare Mahl des heiligsten Sakramentes, das in dieser Woche den Mittelpunkt unserer Gedanken bildet. Auch hier fehlt der Mißklang nicht; er fehlt nicht bei der Verheißung und fehlt nicht bei der Einsetzung dieses Sakramentes. Jene große Rede in der Synagoge von Kapharnaum, in welcher der Herr selber den ersten Lobgesang auf dies Sakrament seines Fleisches und Blutes und dessen Gnadenwirkungen anstimmt, wird jäh unterbrochen durch den trotzigen, unmutigen Ruf: „Diese Rede ist hart, wer kann sie hören?" Und da am letzten Abendmahl das Sakrament eingesetzt wird, da ist ein Jünger dabei, der nicht glaubt, der das erste Verbrechen an ihm begeht und sich daran den Tod ißt.

Das weist darauf hin, daß dieses Sakrament wie der Heiland selbst, den es in sich schließt, zur Auferstehung und zum Falle vieler ist, ein Zeichen, dem man glaubt, dem man aber auch widerspricht. Je nach dem Verhalten des Menschen führt es zum Anschluß oder zum Ausschluß, zur Vereinigung oder zur Trennung, erfüllt sich das Wort: „Wer mein

Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm", oder aber das Wort: „Ich sage euch, keiner von den Geladenen wird mein Mahl kosten." Lasset die liebliche und die ernste Seite uns ins Auge fassen, lasset beides uns betrachten: die göttliche Liebe, die das Sakrament der Vereinigung stiftet, und die menschliche Liebloſigkeit, welche die Vereinigung hindert und das Sakrament verachtet.

*

Liebe ziehet an sich, Liebe will sich mitteilen, Liebe ist freigebig. Das sehen wir an dem Hausvater, der das große Gastmahl bereitet; das sehen wir an dem Heiland, der das Sakrament der Liebe einsetzt. Unmittelbar nach der Einsetzung hat er in jener ergreifenden Abschiedsrede alle seine Heilsabsichten, alles, was er uns geben und sein will, alles, was wir ihm geben und sein sollen, in eine kurze Formel gefaßt: „Ihr in mir und ich in euch." Darin gipfelt seine Liebe und unser Heil. Nicht das ist die Erlösung, daß wir Gnade um Gnade aus der Hand des Erlösers entgegennehmen, sondern daß wir mit dem Erlöser selber in Gnaden verbunden und vereint sind — er in uns und wir in ihm, das ist die Erlösung. Ihr in mir und ich in euch — diese Absicht, dieser Wille des Heilandes hat das Sakrament des Altars ins Leben gerufen; es ist nichts anderes als das in einem Sakrament sich verwirklichende Wort: Ihr in mir und ich in euch.

Es ist das Sakrament der Vereinigung. Darum wurde es gestiftet vor dem Scheiden als Abschiedsgabe, als Scheidetrost, als Erinnerungsmahl. Als Scheidegabe. Sehet, wenn auf Erden treue Liebe von treuer Liebe scheidet, wenn die

Mutter vom Kinde, der Freund vom Freunde, die Braut vom Bräutigam sich trennen muß, sei's für lange, sei's für immer — das sind die feierlichsten und ergreifendsten Augenblicke im Erdenleben der Liebe. Da entfaltet sie ihre ganze Kraft. Da kämpft sie gegen die harte Notwendigkeit der Trennung; da möchte sie die Kluft der Scheidung mit dem Kostbarsten ausfüllen, was sie hat; sie möchte für alle Zukunft des kalten Vergessens sich erwehren, ihr Bild und Andenken unverlierbar dem geliebten Herzen einprägen, Herz in Herz und Seele in Seele glühen. Da möchte sie — ja was möchte sie nicht alles; aber freilich, ihre Kraft entspricht dem Wollen nicht, sie erschöpft sich in Beteuerungen, in Bitten, in Gebeten und in Tränen, in Darreichung eines Treuepfandes, eines Erinnerungszeichens, in das sie gleichsam etwas vom eigenen Selbst hineingelegt.

Das ist das feurige Wollen und das beschränkte Können der scheidenden Liebe. Da der Heiland von der Erde scheiden sollte, da wollte seine Liebe dasselbe, was Menschenliebe beim Scheiden will. Aber er kann alles, was er will, und seinem Wünschen steht die Allmacht zu Gebot. Er wollte, daß trotz seines Scheidens seine gottmenschliche Gegenwart auf Erden, seine geist-leibliche Verbindung mit der Menschheit nicht aufhöre, sondern fortdauere. Er wollte ein Andenken an seine Person hinterlassen, das nicht leeres Bild, sondern volle Wahrheit und Wirklichkeit wäre; ein Denkmal seiner Liebe, das nicht bloß erinnern würde an seine Selbsthingabe, sondern sein Opfer stets erneuert und vergegenwärtigt; ein Sakrament, in dem er mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit an unzähligen Orten zumal zugegen sein, in dem er bei uns bleiben kann, nicht

bloß bei uns, in uns, so daß das: Ihr in mir und ich in euch volle Wahrheit wird.

Das wollte seine Liebe, und da sie allmächtig ist, konnte sie, was sie wollte. Die Liebe verband sich mit der Allmacht, und beide schufen die heilige Hostie durch das Schöpferwort: „Das ist mein Leib", und durch den Befehl an die Apostel: „Tuet das zu meinem Andenken." Der kleine Kreis der heiligen Hostie schließt alles in sich: Gegenwart, Opfer, Speise. In der Hostie findet dein Glaubensauge, das scharf und sicher sieht, das Fleisch und Blut des Herrn, seine ganze Person, ihn selbst. In ihr findest du das eine vollkommene Opfer der Erlösung. In ihr findest du die geheimnisvolle Seelenspeise, die nach des Heilandes eigenem Wort Brot des ewigen Lebens ist, die Jesu Leben der Seele mitteilt: „Wer mich ißt, wird durch mich leben, wie ich durch den Vater lebe." In ihr findest du die Verwirklichung des: Ihr in mir und ich in euch.

Das sieht dein Glaubensauge. Und was sieht dein leibliches Auge? Eine kleine, zarte Scheibe weißen Brotes. Welch unscheinbare Form für solchen Inhalt! Aber welch angemessene Form! Fürwahr, an ihr kann ein gesunder Glaube sich nicht stoßen, nur sich stärken. Sie ist sehr schlicht und einfach; aber so ist es ja Gottes Art, auf die einfachste Art, mit den geringsten Mitteln das Größte zu vollbringen. Sie ist mild und sanft und lieblich; war nicht auch so die Erdengestalt des Heilandes, der mild war und demütig und ohne Lärm und ohne Stolz durch die Welt ging? Sie ist geheimnisvoll und birgt ihren Inhalt hinter dichtem Schleier, gerade wie im Erdenleben Jesu die Gottheit sich verbarg und nur dem Glauben sich offenbarte. Sie ist einfach, diese Form der Hostie, aber sie ist würdig, lilien-

weiß und rein und den Zwecken des Sakramentes so durchaus angemessen. Wir könnten uns wirklich keine denken, die entsprechender wäre für ein Sakrament, das zugleich Sinnbild und Schleier für die Gegenwart des Heilands, zugleich Opfergabe, zugleich Speise, wirkliche, genießbare Speise sein sollte, für ein Sakrament, das überall sollte aufbewahrt, gespendet, genossen werden können, als diese Form des Brotes, des lieben täglichen Brotes, der besten Frucht der Erde, des ersten Nahrungsmittels aller Menschen.

Die Lieblichkeit der Form offenbart die Liebe, die dieses Sakrament der Vereinigung gestiftet hat. Diese Liebe hat auch kein anderes Verlangen als der Hausvater im Evangelium; sie will, daß das Mahl Gäste finde, daß das Haus voll werde, daß das Sakrament zur Vereinigung führe. Und sie hat ihren Dienern aufgetragen, den Geladenen zu sagen: Kommet, das Mahl ist bereitet. Wer glaubt und liebt, hört den Ruf und kommt; aber es gibt auch solche, die nicht kommen wollen; ihr eigenes Herz ist hart und sie sprechen: Diese Rede ist hart, wer kann sie hören, und sie sprechen ausweichend: Ich bitte, entschuldige mich, und sie sprechen trotzig: Ich kann nicht kommen. Liebe kann nicht zwingen. Des Heilandes Liebe ist allmächtig, aber gegen menschliche Liebloſigkeit vermag auch sie nichts. Das ist die ernste Lehre unseres Gleichnisses.

*

Beim Mahle im Hause des vornehmen Pharisäers hat der Heiland das Gleichnis des heutigen Evangeliums vorgetragen. Nicht der Glaube, nicht die Liebe hatte ihn zum Mahl geladen. Innerlich standen diese Tischgenossen aus dem Kreis der Pharisäer ihm sehr fern; äußerlich hatten sie

Fühlung mit ihm gesucht, sei es aus natürlicher Höflichkeit, sei es des Volkes wegen, sei es gar aus Bosheit, um den Heiland argwöhnisch belauschen und beobachten zu können. Im Anschluß an ein Wort des Herrn rief einer aus der Tischgesellschaft: „Selig, wer das Brot ißt im Reiche Gottes.“ Ob der Ausruf aus einem heilsverlangenden Herzen entstieg oder ob er nur eine salbungsvolle pharisäische Redensart war, wir wissen es nicht. Der Herr aber antwortete auf diesen Ausruf mit dem Gleichnis vom Hochzeitsmahle.

Was mag ihn dazu bewogen haben? Er liegt der Seelsorge ob auch beim Mahle. Er nimmt von den Pharisäern leibliche Speise an und reicht ihnen geistige. Er legt in das Gleichnis hinein einen ernsten Warnruf und Bußruf ans Gewissen der Pharisäer. Er sagt ihnen, daß er sie durchschaut. Er sagt ihnen: Ihr habt mich zum Mahle geladen ohne Liebe, ich bin in Liebe zu euch gekommen und lade euch zum Mahle des Heiles; ich habe eure Einladung angenommen, ihr nehmet die meinige nicht an. Ihr möget vorgeben, Verlangen zu haben nach dem Brot im Reiche Gottes; nicht einer von euch kommt ins Reich Gottes, wenn ihr meine Einladung nicht annehmet. Ihr, die ihr euch für Israels Adel ansehet, ihr, die Erstgeladenen, werdet ausgeschlossen; an eure Stelle treten Arme, Schwache, Blinde und Lahme, die untersten Schichten des Volkes, auf die ihr herabsehet, und ich werde meine Diener aussenden, daß sie die Fremden von der Straße hereinrufen, die Heiden, die ihr vom Gottesreich ausgeschlossen glaubet. Und er greift noch tiefer hinein ins Gewissen der Pharisäer und zeichnet in den Entschuldigungen der Geladenen deren irdische Gesinnungen: ich habe erworben, ich habe gekauft, ich habe geheiratet — ich kann nicht kommen. Irdischer Besitz, welt-

licher Handel und Wandel gilt ihnen alles; weiter brauchen sie nichts; darum kommen sie nicht zu Jesus, darum gehen sie leer aus, und an ihre Stelle treten die, die arm sind und bedürftig und sich bedürftig fühlen.

Ein ergreifender Vorgang! Beim Mahle sind sie vereinigt, Jesus und die Pharisäer, aber das Mahl dient nicht zur Vereinigung, sondern zur Scheidung. Der Gast wird Richter, das Gastmahl wird zum Gericht. Der Heiland nimmt die Einladung zum Mahle an, und beim Mahle kündigt er ihnen die Gemeinschaft und zieht er seine Einladung zurück. Das ist das Gleichnis, das lieblich beginnt und schaurig endet: „Ich sage euch, keiner von den Geladenen wird mein Mahl verkosten.“ Hat wohl den Pharisäern bei diesem Wort das Gewissen geschlagen? Hat dir das Gewissen geschlagen? Jedes Gewissen gehe in sich und erforsche sich, wie es sich stellt zum großen Sakrament der Liebe. Zur Vereinigung ist es eingesetzt: Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Wen es nicht zur Vereinigung führt, dem gereicht es zur Trennung. Das sind die, welche bloß äußerlich in Verbindung mit der Religion und Kirche bleiben wollen, hin und wieder ein religiöses Zeichen geben und sich zu Christus bekennen, aber zu einer wahren Herzens- und Lebensverbindung mit ihm bringen sie es nicht. Sie möchten auch das Brot essen einst im Reiche Gottes und zweifeln nicht, daß dort ihnen Plätze vorbehalten sind; aber hienieden das Brot des Lebens zu genießen, haben sie wenig Verlangen. Sie lassen das Sakrament ruhig in der Kirche und leben, als wenn es nicht da wäre; sie meiden das Gotteshaus, das ganz durchwogt ist von dem Wohlgeruch dieses Sakramentes, von dem Odem der Gegenwart des Heilandes; sie

meiden die Gegenwart, sie meiden das Mahl, sie meiden das Opfer. Warum? Sie haben erworben, sie haben gekauft, sie haben geheiratet. Weiter brauchen sie nichts; ihre Seele ist unheimlich bedürfnislos geworden. Der Glaube an das heiligste Sakrament ist bei ihnen nie tragender und stützender Eckstein ihres religiösen Lebens geworden; er liegt ihnen wie ein kalter Stein schwer im Herzen; so werfen sie ihn schließlich von sich und sagen: Diese Rede ist hart, wer kann sie hören?

Ich sage euch, keiner von den Geladenen soll mein Mahl verkosten. Das Sakrament der Vereinigung gereicht ihnen zur Trennung, das Sakrament des Lebens bringt ihnen den Tod: „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset, werdet ihr das Leben nicht in euch haben"; das Sakrament der Liebe wird ihnen zum Gericht; wenn sie es ohne Glaube und Liebe genießen, so essen und trinken sie das Gericht hinein (1 Kor 11, 29). Sehet da das Zeichen zur Auferstehung und zum Falle. Sehet da das tremendum mysterium, den furchtbaren Ernst dieses lieblichen Sakramentes. Möchte doch dieser Ernst mit scharfer Spitze in jede Seele eindringen und in jeder Seele die Frage wecken: Was muß ich tun, damit mir das Sakrament zum Heil wird und nicht zum Fluch, zum Leben und nicht zum Tod?

Was du tun mußt? Du sagst vielleicht: Ich bin arm und muß um mein tägliches Brot arbeiten; ich habe einen schweren Beruf und sehr wenig übrige Zeit; ich kann nicht oder nur selten zur Kirche gehen. Ja du bist wohl arm, vielleicht noch ärmer an Glauben als an Zeit und Gütern. Wärest du nicht so arm an Glauben, du würdest weniger arm sein an Zeit für deine Seele und deinen Heiland, du würdest sicher an Sonn- und Festtagen die Zeit finden, deine

Pflicht zu erfüllen. Du würdest gern hierher kommen und diese Zeit nicht für verlorne Zeit, sondern für besten Gewinn ansehen. Komm hierher um des Heilandes willen, der hier im Sakramente deiner harrt: Liebe ist ja Liebe wert; komm hierher um deiner eigenen armen Seele willen, die diese Luftveränderung so nötig hat und ohne den Heiland nicht leben kann.

Liebe ist Liebe wert. Nicht das wird von dir verlangt, daß du lange Stunden hier zubringest, daß du in Furcht und Zittern hier erscheinest vor deinem Herrn und Gott. Darum ist ja die Form seiner Gegenwart so lieblich und einfach, damit du mit vollem Vertrauen dich ihm nahen könnest. Aber Liebe ist Liebe wert. In Glaube und Liebe sollst du hier erscheinen, nicht mit einer Haltung und einem Benehmen, wie du in keine Menschenwohnung eintreten würdest, nicht mit den schmutzigen Schuhen böser Gedanken und Begierden, nicht mit einem Herzen voll Unreinigkeit, Feindseligkeit und Weltlärm. Der Glaube soll Geist und Körper in Zucht halten und zu anständiger Haltung zwingen, die Liebe soll Antwort geben der Liebe des Heilandes, die aus diesem Sakramente dir entgegenpocht.

Liebe ist Liebe wert. Du hast viel zu leiden, der Opfer, Mühsale und Trübsale ist kein Ende. So komme doch hierher und wohne dem heiligen Opfer an, in dem der Heiland seine Opferliebe auf Erden verewigt hat, und vereinige dein Opfer mit dem seinen. Tue es um des Heilandes willen, aber auch um deiner eigenen Seele willen, die diese Leidensschule so nötig hat.

Liebe ist Liebe wert. Du bist so sehr bestrebt, Verbindungen anzuknüpfen, von denen du glaubst, daß sie dir nützen können. Wenn du doch einmal ernstlich einen festen

Anschluß suchen wolltest an deinen Gott und Heiland und durch häufige heilige Kommunion die Verbindung mit ihm lebendig erhalten wolltest. Verbanne doch für immer aus deinem Leben die Lieblosigkeit, die auf alle Einladungen des Herrn, auf alle Rufe der Kirche und des Gewissens mit einem elenden: Halte mich für entschuldigt, mit einem herzlosen: Ich kann nicht kommen, antwortet.

Liebe ist Liebe wert. In Glaube und Liebe regle und ordne deine Beziehungen zum Heiland im heiligsten Sakrament. Glaube, und deine Liebe wird von selbst sich entzünden; liebe, und dein Glaube wird lebendig. Ihr in mir und ich in euch — das ist der Ruf, der aus dem Tabernakel und in die Seele tönt. Darauf gibt es für ein katholisches Herz nur eine Antwort, ein glaubensstarkes, willenskräftiges, liebreiches: Ja, Herr, du in mir und ich in dir. Amen.

Vaterunser und Eucharistie[1].

Wir haben ein Gebet, das ist die Krone aller Gebete, Thema, Grundklang, Leitmotiv alles christlichen Betens. Das ist wie ein siebenfarbiger Regenbogen, der die Brücke schlägt von der Erde zum Himmel. Es ist wie ein Saitenspiel mit sieben Saiten, das wundersame Melodien einflicht ins Werktagsleben und in die Sonntagsfeier der Menschheit.

Ihr denket sofort: Da kann nur das Vaterunser gemeint sein. Aber ihr denket wohl zugleich: Was will der Prediger mit dem Vaterunser, da er doch von der heiligen Eucharistie

[1] Predigt, gehalten beim Eucharistischen Kongreß in Metz am 8. August 1907.

zu uns reden soll, von ihr, welche die einzige Sonne dieser Festeswoche ist?

Geliebte, ich trete nicht heraus aus dem Lichtkreis dieser Sonne. Ich spreche vom Vaterunser, um von der Eucharistie zu reden, und ich rede von der Eucharistie, indem ich vom Vaterunser spreche.

Vaterunser und Eucharistie, die beiden stehen sich näher, als wir vielleicht auf den ersten Blick meinen: beide sind des Gottmenschen eigenste, lieblichste Erfindungen, beide sind selbst etwas Gottmenschliches; sie tragen in unscheinbarster menschlicher Hülle eine Fülle göttlicher Wahrheit und Gnade, das Vaterunser in den schlichtesten Worten menschlicher Sprache, die Eucharistie in der schlichtesten Form des täglichen Brotes. Beide bestrahlen, ergänzen, erklären sich gegenseitig. Vom Vaterunser fällt Licht in das Dunkel des eucharistischen Geheimnisses, und das sanfte Licht der Eucharistie bricht sich siebenfarbig im Kristall der sieben Bitten.

Und dann bedenket das eine: der, welcher das Vaterunser lehrte, ist ja selbst persönlich gegenwärtig in der Eucharistie, lebt in ihr auch auf Erden fort als der große gottmenschliche Beter, als das Gott zugewendete Antlitz der Menschheit[1], als das Haupt der Kirche und als ihr Mund, und er betet selbst das Vaterunser mit uns und für uns.

Das Gebetstelephon des Vaterunsers, welches die Menschheit und die christliche Seele mit dem Herzen Gottes verbindet, hat seine Zentral- und Umschaltstelle im Tabernakel; von hier aus leitet der Kraftstrom des Mittlergebetes Jesu

---

[1] Scheeben, Dogmatik III 53.

das Vaterunser der Gläubigen zum Himmel empor. Vaterunser und Eucharistie — das ist der Gegenstand unserer Betrachtung.

*

Bei Tertullian lesen wir das schöne Wort: „Die Vögel erheben sich und steigen auf zum Himmel, und da sie keine Hände haben, breiten sie ihre Flügel aus in Kreuzesform und sagen und singen etwas, was klingt wie ein Gebet.“ [1] Wie die Lerche beim ersten Sonnenstrahl jubilierend sich hinaufschwingt und im Himmelsblau verschwindet, so soll unser Gebet nach des Herrn Anweisung in einem Aufschwung sich erheben bis zu Gottes Thron, bis zum Antlitz des himmlischen Vaters: Vater unser, der du bist in dem Himmel.

Jetzt ist das Kind beim Vater und es spricht mit ihm, es betet, denn beten heißt mit Gott reden. Was soll es zuerst ihm sagen? Das hat der Heiland uns gelehrt. Zuerst soll es ihm sagen: Geheiligt werde dein Name — zukomme uns dein Reich — dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Leicht fließen sie uns über die Lippen, diese Worte, aber welchen Inhalt schließen sie ein! Um Höheres kann kein König und kein Kaiser beten, nicht einmal Gottes eingeborner Sohn selbst. Höhere Zwecke, wichtigere Interessen, wertvollere Güter gibt es nicht im Himmel und auf Erden. Wenn überall auf Erden Gottes Name geheiligt, Gottes Reich anerkannt, Gottes Wille erfüllt würde wie im Himmel,

---

[1] Aves exsurgentes eriguntur ad coelum et alarum crucem pro manibus extendunt et dicunt aliquid, quod oratio videatur. (De orat. c. 29.)

dann wäre die Erde selbst zum Himmel geworden. Wenn in deinem Leben Gottes Name alles bestrahlt, Gottes Reich alles umschließt, Gottes Wille alles ordnet, dann ist dein ganzes Leben in Ordnung.

Darum sollen das die ersten und höchsten Anliegen sein, die wir im Gebete vor Gott bringen. Geheiligt werde dein Name: so betet der Christ als Gotteskind, als König und Priester der Schöpfung, und er faßt in diese Worte zusammen die ganze wortlose Anbetung des Weltalls, das Rauschen der Meere und Brausen der Ströme und Stürme, die Schauer der Wälder und das erhabene Schweigen der Hochgebirge, die Melodien der Vogelwelt und die Wohlgerüche der Blumen und die Sphärenharmonien des Sternenreiches — diese ganze Anbetung faßt er in das beseelte Wort und bringt sie dem himmlischen Vater dar.

Er betet: Zukomme uns dein Reich. Das ist das Reichsgebet, das ist das Schlachtengebet des Jüngers und Streiters Christi im ungeheuern Kampfe des Reiches der Erlösung gegen das Reich des Teufels und der Welt.

Er betet: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, damit das Werk der Heiligung, das Werk des Heiligen Geistes seinen Fortgang nehme, „denn das ist der Wille Gottes, unsere Heiligung" (1 Thess 4, 3), und das ist unsere Heiligung: die Erfüllung des Willens Gottes. Dieser Wille ist Grundlage und Grundgesetz aller Sittlichkeit, aller Tugend, aller Heiligkeit und allen Heiles und Glückes.

Gottes Name — Gottes Reich — Gottes Wille, das ist wirklich das Höchste, was es gibt, darum muß dies den ersten Platz einnehmen in unserem Beten.

Aber freilich, es ist nicht so leicht, diese Bitten mit jener Andacht und Kraft zu sprechen, welche ihr Inhalt und ihre Wichtigkeit verlangen. Schon das ist oft schwer, diesen Anliegen den Platz zu wahren, welchen der Heiland ihnen angewiesen hat. Da stürmen ganz andere Anliegen und Herzenswünsche in unser Gebet herein und wollen jene verdrängen, und man muß oft fest hinstehen, um Ordnung zu halten, muß zu dem einen sagen: Freund, rücke weiter hinauf, zu den andern, rücket weiter hinab; zuerst kommt Gott, dann erst ihr! Und wenn wir beten: Vater unser, geheiligt werde dein Name — o da sollte unser Gebet ganz Kindesliebe, ganz Ehrfurcht, ganz Anbetung und Danksagung sein. Die Bitte: Zukomme uns dein Reich, sollte durchglüht sein von heiligem Feuereifer für das Reich Gottes, für die heilige Kirche. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, das sollte gesprochen werden mit ganzer Kraft des Willens; das wird mitunter zur wahren Ölbergsbitte werden, Herzblut und Angstschweiß kosten, wenn Gottes Wille und der eigene Wille gar so weit auseinander sind.

Der dies Gebet uns lehrte, kennt unsere Schwäche und hilft ihr auf. Man wird füglich sagen können: er hätte unserem Beten so hohen Flug gar nicht zumuten können, wenn er nicht von Anfang an bereit gewesen wäre, es auf seine eigenen Schwingen zu nehmen und selbst zum Himmel zu tragen. Er betet mit uns, nicht drüben nur im Himmel, auch hienieden auf Erden, im heiligsten Sakramente. Daran denken wir zu wenig. Wir glauben ja fest an seine Gegenwart und an sein Fortleben im Sakrament; ich bin überzeugt, es ist keiner unter uns, der nicht bereit wäre, für diesen Glauben sein Leben hinzugeben. Aber gleichwohl ist

dieser unser Glaube oft so leblos und herzlos. Wir verkehren zu wenig mit dem Heiland im Sakrament; wir suchen zu wenig einzudringen in dieses sein verborgenes Leben. Sonst hätten wir längst erkannt, daß der Hüter Israels da nicht schlummert und nicht schläft (Ps 120, 4), daß er hier vor allem sein gottmenschliches Gebetsleben auf Erden fortsetzt und unter uns lebt und wohnt, um mit uns und für uns zu beten.

Aus dem Tabernakel richtet Gottes eingeborner Sohn so herzinnig wie einst aus dem Hause von Nazareth, so machtvoll wie vor den großen Wunderwerken, so durchdringend wie vom Kreuze aus den Vaterruf zum Himmel und betet mit uns: Vater unser, der du bist in dem Himmel. Welchen Wohlklang erhält dadurch unser Vaterruf!

Und in diesem Sakrament, das keinen andern Endzweck hat als Gottes Ehre, das selbst die vollkommenste Anbetung Gottes ist, in diesem Sakrament verborgen in demütigster Gestalt betet er mit uns: Geheiligt werde dein Name, betet er jetzt noch wie einst: „Vater, verherrliche deinen Namen“ (Jo 12, 29), und alsbald wird ihm die Antwort von oben: „Ich habe verherrlicht und werde verherrlichen.“

In diesem Sakrament, welches selbst wie ein Pionier des Reiches Gottes ist, immerfort dessen Grenzen weiter vorrückt und auf jedem eroberten Gebiet alsbald das Zelt des Königs aufschlägt und seine weiße Standarte entfaltet, in diesem Sakrament verborgen betet der König des Reiches selbst mit uns: Zukomme uns dein Reich.

In diesem Sakrament, in welchem es buchstäblich seine einzige Speise ist, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt hat (Jo 4, 34), betet er mit uns: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Welchen Klang, welchen Nachdruck, welchen Wert erhalten diese unsere Bitten durch ihn! O wenn dein Vaterruf und Vaterunser oft gar so schwach und matt und flügellahm ist, bringe es doch zum Heiland, bete es mit ihm, bete es einmal — nicht einmal, oftmals — vor dem Tabernakel so recht mit ihm, bete es mit besonderem Eifer beim heiligen Meßopfer, kehre untertags, wenn der Weg dich vorüberführt, einige Augenblicke in der Kirche ein und bete ein Vaterunser mit ihm — gewiß das wird ein anderes Beten werden; da wird der Vaterruf und werden die drei ersten Bitten sich freudig zum Himmel aufschwingen, sie werden wie ein Kraftstrom auch dein ganzes Tagewerk durchdringen und auch in deinem Leben an die erste Stelle setzen, was das Höchste und Größte ist im Himmel und auf Erden: Gottes Name, Gottes Reich, Gottes Willen.

*

Vom Größten und Erhabensten senkt unser Gebet nach des Herrn Weisung sich herab zum Gewöhnlichen und Alltäglichen, zu unserem Hunger, zur Sorge ums tägliche Brot, aber nur, um auch sie zum Himmel zu tragen und dem Vater zu sagen. Die Sorge ums tägliche Brot — wie schwer drückt sie auf zahllose Menschen! Und als soziale Frage liegt sie wie ein Alp auf der heutigen Menschheit. Der Heiland hat sie ins Vaterunser hereingenommen, und die sechs Worte der vierten Bitte: Gib uns heute unser tägliches Brot, sind ein ganzer Katechismus der sozialen Frage, jedes Wort ein inhaltreiches Kapitel.

Vater unser, gib du uns Brot. Denn du bist unser Nährvater und Brotvater und sorgest für uns, wie du die Vögel des Himmels speisest und die Lilien des Feldes

kleidest. Gib uns das tägliche Brot: nicht um Genüsse und Leckerbissen, nicht um Überfluß und Übergenüge bitten wir, sondern um das, was wir zum Leben nötig haben. Gib uns unser Brot: wir wollen gerne darum arbeiten und es verdienen nach deinem Willen. Gib heute uns das tägliche Brot: wir sorgen nicht auf eine lange Zukunft hinein; gib was wir brauchen für heute, und morgen beten wir wieder. Gib uns unser Brot: nicht für mich allein bete ich, sondern auch für alle meine Brüder und Schwestern, besonders für die, welche noch ärmer sind als ich, besonders für die Allerärmsten, welche selber nicht mehr beten. Gib uns allen unser Brot nicht für den Leib nur, auch für die Seele, nicht nur vergängliche Speise, auch die, welche bleibet zum ewigen Leben, welche der Menschensohn allein uns geben kann (Jo 6, 27).

Da sind wir ja mit unserer Bitte von selbst vor dem Tabernakel angekommen. Sie ist eine Bitte um Brot, und Brotsgestalt erblickt ja unser Auge auch im Sakrament. Ja, der selbst, der uns bitten lehrte: Gib uns heute unser tägliches Brot, ist unter der Gestalt des Brotes hier gegenwärtig. Der uns anwies, mit Genügsamkeit und Bescheidenheit um Brot zu bitten für den heutigen Tag, der begnügt sich hier buchstäblich mit einem Stückchen Brot und gibt uns selber im Sakrament das ergreifendste Beispiel der Bedürfnislosigkeit, Anspruchslosigkeit und Selbstentäußerung. Der uns beten lehrte um Brot des Leibes und der Seele, er ist selbst das Brot der Seele! Brot geworden, damit wir ihn genießen und uns ganz mit ihm vereinigen könnten.

Sprechen wir daher diese Bitte namentlich in Vereinigung mit ihm, dann wird die Sorge ums tägliche Brot nie zu drückend für uns werden; dann werden wir nie über dem

Hunger des Leibes den der Seele vergessen, sondern auch ihr ihr täglich Brot zukommen lassen. Nein, nicht einmal bloß im Jahre, viel, viel öfter. Das ist ja der Herzenswunsch des Heiligen Vaters, daß die Zahl derer sich immer vermehre, welche jede Woche, ja jeden Tag zum Tische des Herrn gehen.

*

Gib uns heute unser tägliches Brot. So läuten wir arme Menschen das Hungerglöcklein und bitten um Nahrung für Leib und Seele. Aber in den drei letzten Bitten, da läutet mit dumpfen, bangen Tönen eine andere Glocke — die Bußglocke, die Sturmglocke. Da betet die Schuld und die Not. Unsere Schuld, unsere große Schuld. O diese dunkeln Punkte in unserem Leben! O die unselige Stunde, o Nacht des Fluches, da zum erstenmal die Todsünde in unser Leben Eingang fand! Weißt du noch? weißt du noch? bohrt der Wurm des Gewissens. Sünden der Kindheit, Sünden der Jugend, Sünden des reifen Alters, Sünden der letzten Jahre: weißt du noch? weißt du noch? höhnt voll Schadenfreude der Teufel. Offene Vergehen und geheime Sünden; sträfliche Vernachlässigungen der heiligsten Pflichten; Schulden des Leichtsinns, Schulden der Bosheit; wie Höllengeister verfolgen sie uns: kennst du uns? wir sind dein; weißt du noch, wann und wo und wie?

Ach ja, ich weiß. Mein Gott, Erbarmen! Vater, *vergib uns unsere Schulden*, wir wollen ja gern vergeben unsern Schuldigern. Vergib, daß wir gefallen; gib Gnade, daß wir nicht mehr fallen: *Führe uns nicht in Versuchung. Und erlöse uns von dem Übel*, uns arme Menschen, bedroht vom Fluch der Strafe und Sünde,

umschmeichelt von der bösen Lust, umlauert vom bösen Feind, umlagert von der bösen Welt.

Mit all der Schuld und Not, die uns so schwer bedrückt, flüchten wir ins Vaterunser, und mit unserem Vaterunser, besonders den drei letzten Bitten, flüchten wir hinein ins heiligste Sakrament. Es ist ja zugleich unser Sünd- und Sühnopfer, das Opfer der Vergebung und Erlösung, gleichwertig mit dem Opfer von Golgotha, das Opfer von Golgotha selbst in unblutiger Form. Im heiligen Meßopfer, da beten des Heilandes Wunden mit uns: Vergib! da betet sein Blut mit uns: Vergib! da betet sein gottmenschliches Herz mit uns: Vergib, Vater, vergib! Im Blutbann des heiligen Opfers bricht sich die Macht der Versuchung, die List des Satans, das Blendwerk der bösen Lust, der Zauber der verführerischen Welt! Im Blutbad des heiligen Opfers werden wir reingewaschen von Schuld, und werden auch die Folgen der Schuld, Mühsal und Trübsal, Krankheit und Tod, umgewandelt in wertvolle Opfer, in Gnade, Heil und Verdienst!

Verstehst du nun, warum das Vaterunser einen Ehrenplatz erhalten hat in der heiligen Messe und gleich einem großen Diamant in ihren heiligsten Teil eingesetzt wurde? Verstehst du, warum die Kirche ihren Kindern strengstens befiehlt, wenigstens an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe anzuwohnen? Begreifst du es, daß das Vaterunser dessen, der nicht einmal diese Pflicht erfüllt, wenig Wert haben könnte, daß diese drei letzten Bitten wenig Aussicht auf Erhörung haben könnten für den, der in sträflicher Nachlässigkeit dem Opfer der Erlösung fernbleibt? Begreifst du, warum gute Christen darauf bedacht sind, ihr tägliches Vaterunser womöglich mit der täglichen Anwohnung der heiligen Messe zu bekräftigen?

Nicht wahr — eines ist uns aus unserer heutigen Betrachtung klar geworden: wir müssen in Zukunft unser Paternoster gut beten, besser, wohl auch öfter als bisher. Es ist wie kein anderes Gebet das Gebet unseres Lebens; es faßt alles in sich: Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit, unsere Würde und unser Elend, die höchsten Güter und das Stücklein Brot für unsern Hunger, unsere Schuld und Not, unser Kämpfen und Streiten; es soll unser ganzes Leben verankern in der Ewigkeit, in Gott.

Wenn es in unserem Leben bisher nicht war, was es sein soll und kann — wir wissen jetzt, was wir zu tun haben. Bringen wir es zu dem zurück, der es uns gegeben. Beten wir es in seinem Namen. Berühren wir es am heiligsten Sakrament, beten wir es eucharistisch. Beten wir es öfter als bisher vor dem Tabernakel; beten wir es mit ganz besonderer Andacht bei der heiligen Messe — nein, nicht am Sonntag nur, womöglich auch am Werktag. Beten wir es, durch die heilige Kommunion wirklich oder durch die geistige Kommunion geistig mit ihm verbunden. Beten wir es wie Maria und mit Maria — sie ist die vollkommenste Beterin des Vaterunsers, weil sie am vollkommensten mit dem Heiland und mit dem heiligsten Sakrament verbunden ist; darum ist auch ihr Ave von der Christenheit unlöslich mit dem Paternoster verwoben worden.

Das Vaterunser, so gebetet — welch ein Segen für den Beter und für viele andere! Und solch ein Vaterunser einmütig von vielen gebetet, von einer ganzen Gemeinde, von einer ganzen Diözese, von der ganzen Christenheit, welch eine Großmacht! Ja, das ist eine Kriegsmacht, welche den Kampf aufnimmt gegen die Macht der Hölle, gegen die Weltmächte des Unglaubens und der Schlechtigkeit, welche

Gottes Banner vorträgt, welche Gottes Reich ausbreitet. Es ist ein wahrer Wohltäter der Menschheit, ein wertvoller Beitrag zur Förderung echter Kultur und Bildung, zur Lösung der sozialen Frage; es ist eine Abzahlung an der großen Schuld der Menschheit, ein Haupthilfsmittel für Durchführung der großen Aufgabe, welche Papst Pius X. sich und uns gesetzt hat: Instaurare omnia in Christo.

Das soll von jetzt an unser Vaterunser sein. So wollen wir es gleich jetzt miteinander beten, ganz eins mit dem Heiland, per ipsum et cum ipso et in ipso, durch ihn und mit ihm und in ihm, mit ganzer Seele, mit starkem Willen, mit einem Herzen voll Liebe und mit einem Vertrauen ohne Grenzen. Ich bete vor — betet alle mit in eurem Innern:

Vater unser, der du bist in dem Himmel — geheiligt werde dein Name — zukomme uns dein Reich — dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. — Gib uns heute unser tägliches Brot — und vergib uns unsere Schulden — wie auch wir vergeben unsern Schuldigern — und führe uns nicht in Versuchung — sondern erlöse uns von dem Übel.

Und die Kardinäle und Bischöfe und Priester sprechen: Amen. Und die Tausende von Gläubigen mit ihren Schutzengeln sprechen: Amen. Und „der Amen, der getreue und wahrhaftige Zeuge" (Offb 3, 14) im Tabernakel spricht: Amen, und Amen spricht die heilige Gottesmutter, die fürbittende Allmacht, und Himmel und Erde sprechen: Amen.

Die geistliche Kommunion[1].

„Du hast uns, o Gott, für dich geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir." In diesem kurzen Satze faßt der hl. Augustinus das Endergebnis seines von Schuld beschwerten und von der Gnade verklärten, aus trauriger Gottesferne in sonnige Gottesnähe emporgehobenen Lebens zusammen. Die wenigen Worte enthalten eine ganze Psychologie. Das ist nicht mehr bloß die Lebenserfahrung eines einzelnen Menschen, das ist die Lebenserfahrung der ganzen Menschheit. Das ist eine Geschichte des menschlichen Herzens, in welcher das Geheimnis seiner Unruhe und das Geheimnis seiner Ruhe aufgedeckt und aufgelöst ist.

Von Gott, nach Gott, für Gott geschaffen, soll der Mensch mit ihm, für ihn und in ihm leben. Darum kann sein pochendes, zitterndes Herz nur in ihm seinen Ruhepunkt finden, nur glücklich sein im Zusammenleben mit ihm. Das Paradies war der Frühling und der Wonnemonat dieser Lebensgemeinschaft und Lebenseinheit. Das Heidentum ist die Nacht und der Winter der Entfremdung und Entzweiung zwischen Gott und dem Menschen. Jedes gottabgewendete Sündenleben zeigt deren traurige Folgen: Herzweh, fiebrige Unruhe, Verfall der Persönlichkeit, Verkümmerung der höchsten Seite des Menschenwesens, schmachvolle Erniedrigung des Geistes unter das Fleisch.

Erlösung ist Wiederherstellung der Lebensverbindung mit Gott. Christus, der Gottmensch, ist diese Verbindung in Person. Wie darum Gott im Alten Bund sich offenbarte mit den Worten: „Ich bin, der ich bin" (Ex 3, 14), so spricht Jesus im Neuen Bund sein hoheitsvolles Ich bin,

[1] Predigt, gehalten beim Eucharistischen Kongreß in Köln 1909.

und gerade die Sätze, welche so beginnen, sind die Höhepunkte seiner Offenbarung: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. — Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. — Ich bin das Licht der Welt. — Ich bin das Brot des Lebens. — Ich bin der wahre Weinstock. — Ich und der Vater sind eins."

Darum ist nun nach dem Apostel Johannes das Zeugnis des Neuen Bundes, das Zeugnis unseres Glaubens: „daß Gott uns das ewige Leben gegeben hat und dieses Leben ist in seinem Sohne; wer den Sohn hat, hat das Leben, wer den Sohn nicht hat, hat das Leben nicht" (1 Jo 5, 11). Noch kürzer und kraftvoller hat der Heiland selbst das Gesetz des neuen Lebens verkündigt: „Ich im Vater, ihr in mir und ich in euch" (Jo 14, 20).

Ich im Vater, ihr in mir und ich in euch. Das ist der Neue Bund, das ist die Erlösung und das Heil, das ist das ewige Leben. Welch unendlicher Inhalt in diesen kleinen Worten! Und was hat der Heiland es sich kosten lassen, diese Worte mit solchem Inhalt zu füllen! Ich im Vater, das faßt in sich die ganze Majestät und Glorie der Gottheit. Ihr in mir und ich in euch, das schließt in sich die schaurigen Geheimnisse der Selbsterniedrigung: die Eingliederung in die Menschheit, die Menschwerdung, ein Leben des Gehorsams, Leiden, Wunden, Blut und bittersten Tod. Es schließt auch in sich das Geheimnis der Eucharistie, welches ihm ermöglichte, auf Erden zu bleiben, obwohl er ging, zu gehen, obwohl er blieb, in welchem er als verborgener Gottmensch für immer seine Wohnung nahm unter den Menschen, in welchem er Brotsgestalt annahm, um unsere Speise sein zu können, um zu uns sprechen zu können:

„Nehmet hin und esset, das ist mein Leib — wer mich ißt, wird durch mich leben — ich im Vater, ihr in mir und ich in euch."

Die Eucharistie ist das sakramentale Siegel der Lebensgemeinschaft und Lebenseinheit mit ihm und mit Gott, die wunderbare Speise, bei deren Genuß sein Leben überströmt in unser Leben, unser Leben von seinem Leben umfangen, durchwirkt, durchdrungen, ja verschlungen wird, so daß wir mit dem Apostel sagen können: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir" (Gal 2, 20). Selige Augenblicke der heiligen Kommunion! Eins mit ihm, dem Gottmenschen! Herz an Herz, Leib an Leib, Seele an Seele mit ihm verbunden! Da fließt, mit der hl. Mechthild von Magdeburg[1] zu reden, Geist in Geist, da spielt Auge in Auge, da rührt Hand an Hände und spricht Mund zu Mund und grüßt Herz in Herz. Er in mir und ich in ihm! Selige Augenblicke — aber Augenblicke. Sie gehen vorüber. Darum müssen wir immer wieder hinzutreten zum Tische des Herrn, womöglich jede Woche, womöglich mehrmals in der Woche, womöglich täglich, wie es unseres Heiligen Vaters sehnlicher Wunsch wäre.

Aber wir haben noch eine andere Art von Kommunion, die können wir nicht nur täglich, sondern zu jeder Stunde des Tages und der Nacht empfangen: die geistliche Kommunion. Ihr wisset, was sie ist. Von Kindheit an hat man uns angewiesen, wenn wir der heiligen Messe anwohnen und bei der Kommunion des Priesters nicht selbst zum heiligen Mahl hinzutreten können, dann sollen wir Akte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe erwecken und ein herzliches Verlangen, uns im heiligsten

[1] Das fließende Licht der Gottheit (übersetzt von Simon), Berlin 1907, 91.

Sakrament mit dem Heiland zu vereinigen. Wenn so die Seele in Sehnsucht und Verlangen sich ihm zuwendet, so wendet er sich ihr zu; wenn sie so ruft nach ihm, so spricht er: „Siehe, hier bin ich" (Is 58, 9), du in mir und ich in dir; er vermählt sich ihr an, nicht im wirklichen Genuß seines Fleisches und Blutes, aber im Geiste.

Das ist die geistliche Kommunion, die Begierdekommunion. Man darf nicht gering von ihr denken. Sie ist nicht etwa nur eine fromme Einbildung oder eine Gefühlsüberschwenglichkeit oder eine moderne Erfindung. O nein, die geistliche Kommunion ist älter als ihr Name; sie ist so alt wie die wirkliche und war von Anfang an ihre stille Begleiterin und Stellvertreterin. Sie ist die einzige Kommunion der Engel, welche seit Einsetzung der Eucharistie den Ehrendienst bei ihr besorgen, mit stets gleicher Ehrfurcht und gleichem heiligen Staunen sie betrachten und anbeten, immerdar hungern nach dieser Himmelsspeise und immerdar ihren Hunger stillen durch geistigen Genuß.

Wir finden die Spuren der geistlichen Kommunion schon in der Heiligen Schrift. Wir hören ihr Sehnen und Verlangen heraus aus dem „Rabbuni" der Maria Magdalena am Ostertag, aus dem „Mein Herr und mein Gott" des Thomas, aus dem „Komm, Herr Jesus, komm", mit welchem die Geheime Offenbarung schließt.

Sie war die Kommunion der heiligen Märtyrer, wenn sie vergebens in dunkeln Kerkern, in schrecklichen Folterkammern, auf blutiger Arena nach dem wirklichen Brote des Lebens schmachteten. Ihrem Hunger gibt der heilige Apostelschüler und Märtyrer Ignatius ergreifenden Ausdruck: „Nicht begehre ich die Freuden dieser Welt, das Brot Gottes will ich, das Himmelsbrot, das Brot des Lebens, das Fleisch Jesu Christi, des Sohnes Gottes, und den Trank, welcher

sein Blut ist, das in uns eine unvergängliche Liebe und das ewige Leben erzeugt" (Ep. ad Rom. c. 7). Die geistliche Kommunion war die Seelenspeise der hl. Agnes in ihrem Martyrium, so daß sie auch am Orte der Schande und mitten im Flammenmeer nichts weiß, nichts denkt, nichts sieht und nichts fühlt als ihn; wenn ich ihn liebe, jubelt sie, bin ich keusch, wenn ich ihn berühre, bin ich rein, wenn ich ihn empfange, bin ich Jungfrau; ihm bin ich verlobt, und schon ist sein Leib mit meinem Leibe vereinigt, und sein Blut schmückt meine Wangen, und ich sauge Milch und Honig aus seinem Munde (Offic.).

Von jeher und durch alle Jahrhunderte hindurch war die geistliche Kommunion das Labsal und die Erquickung heiliger und frommer Seelen in süßen Stunden der Andacht und in bittern Stunden des Leidens, in dunkeln Nächten und in grimmer Todesnot, wenn immer der wirkliche Empfang der Kommunion nicht möglich war. Die heilige Kirchenversammlung von Trient hat sie als berechtigte Nebenform der Kommunion anerkannt; eine hl. Katharina von Siena, eine hl. Theresia, ein hl. Alphonsus von Liguori üben, rühmen und empfehlen sie; der hl. Ignatius hat in seinem unsterblichen Anima Christi ihr Sehnen ins Lied gefaßt. Man könnte sagen, sie sei das, was die Liebe der Christenheit zum Sakramente der Liebe hinzugedichtet habe, wenn nicht auch die geistliche Kommunion aus Jesu Herzen stammen würde und nur eine Wirkung und Ausstrahlung seines Gnadenwortes wäre: Ich in euch und ihr in mir.

Denket nicht gering von dieser Kommunion im Geiste und im Verlangen. Nein, sie ist nicht wesenloser Schein noch leere Einbildung. Klare, gute Gedanken sind keine Einbildungen, sondern geistige Kräfte; tiefe, aufrichtige Ge-

fühle sind wirksame Kräfte; Willensakte, Liebesakte sind starke seelische Kräfte. Zu welcher Lebensgemeinschaft und Lebenseinheit vermögen diese Kräfte zwei Menschen zusammenzuschließen, so daß sie wirklich ein Herz und eine Seele sind, das eine Herz sozusagen im andern schlägt, selbst wenn Meere und Länder sie trennen.

Und wenn nun der Geist mit der ganzen Kraft seiner religiösen Natur und seines Glaubens, mit den Gedanken seines Geistes, den Gefühlen seines Herzens und dem Verlangen seines Willens sich dem Gottmenschen im heiligsten Sakramente zuwendet, sollte das ohne Wirkung bleiben, ohne Antwort und Erwiderung von seiner Seite? Schon beim Propheten spricht der Herr: Wendet euch zu mir und ich will zu euch mich wenden (Zach 1, 3); nahet euch Gott, so wird er sich euch nahen, verheißt der Apostel (Jak 4, 8). Das herzliche Verlangen nach dem Heilande stellt sofort die Verbindung mit ihm her; der Anschluß ist da, der Strom des Lebens zirkuliert, es wird Wahrheit: Ihr in mir und ich in euch; wir werden ihm einverleibt, werden Glieder seines Leibes (Eph 5, 30), und es erfüllt sich das Wort des Apostels: Wer dem Herrn anhängt, wird ein Geist mit ihm (1 Kor 6, 17).

Gewiß, zur Herstellung, Erhaltung, Ernährung dieser Lebensgemeinschaft mit dem Heiland ist die wirkliche Kommunion das beste und vorzüglichste Mittel; aber mit ihr und neben ihr webt besonders die geistliche Kommunion an dem goldenen Bande dieser Gemeinschaft. Auch sie entspricht und entspringt so recht einem Bedürfnis des Menschenherzens. Wie machen wir es denn, wenn wir fern sind von denen, welche unserem Herzen besonders teuer sind? O, wir suchen sie auf mit unsern Gedanken; wir setzen uns bei

Tag und Nacht mit ihnen in Verbindung durch die Funkentelegraphie der Erinnerungen, der Sehnsucht, der Liebe, der Sorgen und Gebete. Das bringt und erhält uns ihnen so nahe, daß wir oft sie vor uns zu sehen meinen und wie von Angesicht zu Angesicht, wie Aug in Aug mit ihnen verkehren können.

Nicht anders macht es die gläubige fromme Seele, solange sie im Leibe wandelt und fern vom Herrn pilgert, weil sie im Glauben wandelt, nicht im Schauen (2 Kor 5, 6 f). Sie denkt an ihn, sie sucht ihn, sie wendet sich ihm zu wie die Sonnenblume dem Flammenantlitze der Sonne, sie sehnt sich nach ihm, sie erglüht in heiligem Verlangen, ihn in der Kommunion zu empfangen. Und wenn sie vielleicht auch das Gefühl hätte, als sei er unendlich fern von ihr, als lägen Ewigkeiten, als lägen dichte Nebel und Wolken zwischen ihm und ihr, sie bleibt treu und beharrlich in ihrem Suchen und Sehnen; allmählich erkennt sie die Umrisse seiner Gestalt, dann berührt sie mit der kananäischen Frau den Saum seines Gewandes, dann atmet sie den Weihrauchduft seiner Gegenwart ein, dann — o seliger Augenblick — dann leuchtet sein Antlitz vor ihr auf, und sie fühlt, wie sein wunderbares Auge auf ihr ruht, sie ist bei ihm, sie ist in ihm und er in ihr.

Das ist die geistliche Kommunion. Wo sie in einem Christenleben heilige Gewohnheit und tägliche Übung geworden, da erweist sie sich als ein wahrer Segen und durchdringt sie alles mit eucharistischem Geist und Duft. Sie weckt vor allem einen großen Hunger nach der wirklichen Kommunion, jenen Hunger, der ein Zeichen der vollen Gesundheit der Seele ist. Sie bewahrt vor jenem traurigen Seelenzustand, in welchem jedes Verlangen nach der Himmelsspeise erlischt, in welchem schon das Gebot der österlichen Kommunion als Last empfunden wird. Sie sorgt am besten

dafür, daß der Tisch des Herrn nicht leer steht, daß die Zahl derer immer zunimmt, welche wöchentlich, ja täglich zu ihm hinzutreten, daß man immer wohlvorbereitet das heilige Mahl empfängt und seine Gnaden treu bewahrt und benützt. Sie hält die Seligkeit der wirklichen Kommunion fest, läßt sie nachklingen und ausklingen in der Seele, und sie ersetzt die wirkliche Kommunion, wo deren Empfang nicht möglich ist. Sie spricht mit der hl. Katharina von Siena: Wenn ich das heiligste Sakrament nicht empfangen kann, gehe ich zur Kirche und betrachte es: das sättigt mich. Sie flößt ein großes Heimweh ein nach dem Gotteshaus, nach der Nähe des heiligsten Sakramentes, nach dem heiligen Meßopfer; sie lehrt uns das Vaterunser eucharistisch beten und rückt mit einem Worte mehr und mehr die heilige Hostie in den Mittelpunkt unseres Betens und Lebens.

Die lilienweiße heilige Hostie, die Sonne, um welche unser Innenleben kreist, o was ist das wert! Das ist die Ordnung, der Friede, die Seligkeit in der geheimnisvollen Welt der Gedanken, Gefühle, Strebungen und Neigungen, in welcher die Unordnung, die Unruhe, die Unzucht so entsetzliche Verheerungen anrichten können. O wie leicht verirren sich des Menschen Gedanken und bleiben hängen am Eiteln und Nichtigen! Wie leicht beschmutzt die Phantasie ihre Flügel! Wie klammern oft die Begierden wie mit Polypenarmen sich an ans irdische Gut, ans kalte Metall! Wie saugt die unreine Liebe, die unkeusche Lust gleich einem Vampir sich an ihre Opfer an, bis sie ihnen den letzten Tropfen gesunden Blutes ausgesogen! Welch schwarze Wolken lagert Leid und Trauer ab in dieser inneren Welt; welche Stürme, Unwetter, Erschütterungen können wilde Leidenschaften, Zorn und Haß, Furcht und Zweifel hervorrufen!

Die geistliche Kommunion sammelt und ordnet immer wieder die Gedanken um den Brennpunkt der heiligen Hostie; sie beruhigt und reinigt und klärt die Gefühle in ihrem stillen weißen Schimmer; sie löst den Zweifel durch den Aufblick zu ihm, der ewigen Wahrheit; sie überwindet die fleischliche Lust durch das Verlangen nach seinem Fleisch und Blut; sie richtet den schwachen, zagenden, ohnmächtigen Menschen auf durch den Anschluß an eine große Persönlichkeit, an ihn, den ewigen, allmächtigen, getreuen Gott selbst.

O ihr Menschenkinder, die ihr so schwer leidet unter den Versuchungen zur Schwermut und Mutlosigkeit, unter Glaubenszweifeln, unter den furchtbaren Kämpfen des Fleisches gegen den Geist, oder die ihr fast verblutet an inneren Wunden und Geschwüren böser Gewohnheiten, die ihr nicht los werden könnet, denen ihr fluchet, indem ihr ihnen frönet, denen ihr frönet, indem ihr ihnen fluchet; o möchtet ihr doch alle nächst der oftmaligen wirklichen Kommunion namentlich auch die Arznei der geistlichen Kommunion fleißig gebrauchen; es würde gewiß bald alles besser werden.

Und noch eines muß die geistliche Kommunion uns teuer machen: sie ist die Kommunion der Nacht. Das ist sehr wichtig, denn mehr als der dritte Teil unseres Lebens fällt ja in den finstern Bereich der Nacht. O Nacht, wie viel Segen und wie viel Fluch birgst du in deinem dunkeln Schoße; wie viel Gnade und wie viel Schuld, wie viel sanftes, heilendes Mond- und Sternenlicht und welch schaurige Finsternisse, wie viel stilles Walten der Engel und wie viel höllische Anschläge der Teufel! Zeit der Ruhe, des Friedens, des erquickenden Schlummers und der stillen, heimlichen Erneuerung des Lebens, oder aber auch Zeit quälender Un-

ruhe, aufreibenden Seelenkampfes, schwerer Gewissensnöten, schmachvoller Niederlagen, brennender Sorgen und Schmerzen!

Die geistliche Kommunion ist der Trost der Nacht. Die heilige Hostie ist der stille Geistermond, der ihre Finsternisse teilt, lichtet und heiligt. Wenn wir aus erquickendem Schlaf erwachen, oder wenn der Schlaf unser Auge flieht, oder Sorgen am Herzen nagen, oder Schmerzen den Körper foltern, oder entsetzliche Versuchungen uns anschleichen: suchen wir doch in der geistlichen Kommunion Anschluß an ihn, und die Nacht wird eine heilige Nacht werden, die Macht der Finsternis wird uns nichts anhaben können, unsere Ruhe und unsere Unruhe, unser Schlummer und unser Herzenskummer wird begnadet werden durch die Berührung mit ihm.

Magna ars est scire conversari cum Iesu — eine große Kunst ist es, umzugehen wissen mit Jesus, sagt die Nachfolge Christi (2, 8, 3). Nächst der wirklichen Kommunion ist die geistliche ein vorzügliches Mittel, um uns in dieser Kunst zu fördern. Lassen wir es nicht unbenützt. Empfangen wir die geistliche Kommunion, so oft wir der heiligen Messe anwohnen und nicht wirklich zum Tische des Herrn hinzutreten können; empfangen wir sie bei unsern Besuchungen des heiligsten Sakramentes; empfangen wir sie den Tag über, um zwischen der Arbeit unsere Seele zu erquicken; empfangen wir sie in der Nacht, auf dem Schmerzenslager, in der Stunde der Versuchung, in schweren Anliegen, vor wichtigen Entscheidungen, in Ratlosigkeit und Trostlosigkeit. Ist die Zeit knapp und drangvoll die Not, ein ehrfürchtiger Gedanke an ihn und ein Ruf aus der Tiefe der Seele: Komm, Herr Jesus, komm! das ist eine geist-

liche Kommunion und vereinigt uns mit ihm. Und je öfter dieses: Komm, Herr Jesus, komm! aus unserer Seele aufsteigt, um so mehr wird es wie der volle mächtige Ton der großen Glocke unser ganzes Leben durchklingen und durchzittern, bis es verhallt in dem Sterbensseufzer: Komm, Herr Jesus, komm!

„Und der Geist und die Braut sprechen: Komm, und wer es hört, spreche: Komm!" (Offb 22, 17.) Und die Kardinäle, Bischöfe und Prälaten sprechen: Komm! und der große Chor der Priester spreche: Komm! und die Gläubigen alle sprechen: Komm! Ja, komm, Herr Jesus, komm! Wir glauben dich gegenwärtig im heiligsten Sakrament; wir beten dich an unter der Hülle des Brotes, dich, den Gottessohn und Gottmenschen, unsern Heiland und Erlöser! Wir glauben an dich und sind bereit, unser Leben für diesen Glauben hinzugeben. Wir hoffen auf dich — auf wen sonst könnten wir hoffen und was dürften wir von dir nicht hoffen? Wir lieben dich — o daß wir dich liebten, o daß wir dich immer geliebt hätten! Wir sehnen uns nach dir, nach Vereinigung mit dir im heiligsten Sakrament; da wir aber im Augenblick das Sakrament nicht empfangen können, so flehen wir aus tiefster Seele: Komm doch geistigerweise in unser Herz! Ja, komm, Herr Jesus, komm! Sprechet alle mit ganzer Seele: Komm, Herr Jesus, komm! — Er kommt. Er in uns und wir in ihm. Wir leben — nicht wir, Christus lebt in uns. Unser Herz ist ruhig; es ruhet in Gott. Amen.

Evangelium des dritten Sonntags nach Pfingsten.

(Lk 15, 1—10.)

Vorbemerkungen[1].

Mit diesem Sonntag endet die Zeit der großen Feste. Die Nachpfingstzeit leitete noch ein das Fest der heiligsten Dreifaltigkeit, dann das Jubelfest des heiligsten Sakramentes mit seiner feierlichen Oktav. Nun folgt jene lange stille Reihe von Sonntagen, deren Bedeutung und Zweck nach allgemeiner Annahme darin liegt, daß nun verarbeitet, durchlebt und nachgelebt werden soll, was in der ersten Hälfte des Kirchenjahres erlebt und gefeiert wurde, daß jene großen Geheimnisse der Erlösung sich auswirken im Reiche Gottes, in der Welt und in uns.

Damit macht die Kirche am heutigen Sonntag den Anfang. Man darf gespannt sein, welchen Weg die große Pädagogin einschlägt. Das Meßformular läßt uns nicht im Zweifel darüber. Aus den Orationen und Lektionen, aus Introitus, Graduale, Offertorium, Communio ersehen wir, daß sie den Anfang macht mit der Demut und Buße. Sie predigt Demut und Buße, nicht wie im Advent, nicht wie in der Fastenzeit, sondern mit charakteristisch veränderter Registrierung.

Der Introitus Ps 24, 16 18 ist ein Bußgebet und ein Schrei um Hilfe und Erbarmen. Die Oration fleht um Erbarmen zu dem Gott, ohne den nichts stark ist und nichts heilig. Die Epistel 1 Petr 5, 6—11 predigt Demütigung

[1] Vgl. Fonck, Die Parabeln des Herrn², Innsbruck 1904, 843 ff; Schäfer, Die Parabeln des Herrn², Freiburg 1911, 50 ff; Reck, Missale II² 66 ff; Ries, Sonntagsevangelien II 42 ff.

unter die gewaltige Hand Gottes, Widerstand gegen den Seelenmörder, den Teufel, Hoffnung auf Gott, der allein die Berufenen stärken, kräftigen, zur Vollendung führen kann. Das Graduale aus Ps 54 und Ps 7 verweist auf die Hilfe bei Gott, die dem demütig Rufenden nicht fehle, und erweckt Hoffnung auf das Nachlassen des Zornes Gottes. Das Evangelium zeigt den Heiland, der sich der Sünder und Zöllner annimmt, der die selbstgerechten Pharisäer demütigt und in zwei rührenden Gleichnissen sein Verhalten gegen die Sünder und sein hirtliches Suchen derselben rechtfertigt. Das Offertorium wendet wieder das Auge zu Gott empor, der das Gebet der Armen nicht vergißt und die nicht verläßt, die ihn suchen. Die Communio läßt das Evangelium ausklingen in der Freude der Engel über den einen Buße tuenden Sünder, während Sekret und Postcommunio die Entsündigung und Heiligung der Gläubigen als Frucht des Opfers erflehen. Man sieht: es ist ein Grundgedanke, der alle diese Teile der Sonntagsliturgie beherrscht und besonders im Evangelium hervortritt: Verdemütigung und Buße als erste Vorbedingung einer richtigen Ordnung des Lebens, eines Wandels auf Jesu Pfaden.

So sehen wir die Kirche mit großer Entschlossenheit und Klugheit in die neue Aufgabe der Nachpfingstzeit eintreten, die beinahe die Hälfte des Jahres ausfüllt. Sie weiß wohl, daß wieder von vorn und von unten angefangen werden muß. Sie weiß: keineswegs alle ihre Kinder haben in den verflossenen Festkreisen den Anschluß an den Heiland gefunden, viele ihn wieder verloren. Sie weiß: ihre Aufgabe, und zwar ihre erste, muß wieder sein: Verlorene suchen, Verirrte zurückführen. Auch wo Rechtfertigung und

Gerechtigkeit eingekehrt, bedarf sie der Kontrolle und der Hut der Demut.

Und so nimmt sie aus dem Schatze der Evangelien gerade diese Perikope heraus, die in gewissem Sinne eine Rekapitulation und Zusammenfassung des ganzen Lebens und Wirkens Jesu enthält, das ja doch von Bethlehem bis zur Himmelfahrtsstätte, von Nazareth bis zum Abendmahlssaal und bis zum Tabernakel nichts anderes war als ein Suchen des guten Hirten. Sie läßt sich selber durch dieses Evangelium an die aufs neue an sie herantretende Pflicht erinnern und gemahnen, zu suchen, was verloren ist. Sie hält in diesem Evangelium dem Gerechten einen Spiegel vor. Sie wendet sich an den Sünder und ruft ihn zur Bekehrung, nicht mit scharfer Zucht, nicht mit Vorwürfen und Drohreden, sondern mit den mildesten Mitteln: durch den Hinweis auf den Heiland, der schon so lange ihm nachgeht, auf sich selber, seine Mutter, die so emsig bestrebt ist, ihn wiederzugewinnen, auf die Engel im Himmel, die an ihm noch Freude zu erleben hoffen. Das Evangelium steht also an diesem Sonntag ganz an seinem richtigen Platz, zumal da an diesem Sonntag nun auch das Herz-Jesu-Fest in foro begangen wird.

Bei den biblischen Parabeln und Gleichnissen gilt es vor allem, das tertium comparationis scharf und klar zu erfassen. Hier ist zunächst so viel sicher, daß mit dem Verhalten des Hirten gegenüber dem verlornen Schaf und dem Verhalten der Frau gegenüber der verlornen Drachme in Parallele gesetzt werden will das Verhalten Jesu gegenüber den Sündern. Wie jenes von niemand getadelt, sondern gewiß allgemein als berechtigt, löblich und rühmend anerkannt wird, so kann auch das Verhalten Jesu nicht

beanstandet werden. Der Heiland selber aber hat, was beachtet zu werden verdient, diesen Vergleich nicht gezogen. Es war das nicht nötig und es hätte der gottmenschlichen Demut seines Auftretens nicht ganz entsprochen.

Nur ein Punkt, der an sich nebensächlich erscheinen könnte, aber für die Tendenz der Parabel wichtig ist, die Teilnahme der Nachbarn und Nachbarinnen an der Freude des Hirten und an der Freude der Frau, wird ausdrücklich in Parallele gestellt mit der Freude der Engel im Himmel über den einen bekehrten Sünder. Indirekt ist damit zugleich der Gegensatz zwischen den murrenden Pharisäern und den jubilierenden Engeln gezeichnet und damit der nächste Zweck der Gleichnisrede erreicht: die Beschämung und Widerlegung der Pharisäer, die Jesus den Umgang mit Sündern zur Schuld und Schande rechnen. Wie gründlich ist ihre Beschämung und doch wie fein und schonend! Sie werden nicht direkt angesprochen oder getadelt; es wird ihnen nicht gesagt: So hättet auch ihr, wäre eure Gerechtigkeit die wahre, euch freuen müssen über die Hilfe, die den Sündern wird; es wird nur hingewiesen auf die Freude der Engel; wie wenig sie diesen glichen, konnten und mußten die Pharisäer sich selber sagen. Ist nun diese nächste Tendenz des Gleichnisses auch von bleibendem Wert? So gewiß, als immer noch, auch unter Christen, ein Pharisäismus denkbar ist, der geneigt ist, den Sünder zu verachten, anstatt der Sünde den Sünder zu hassen, über dessen Rettung nicht Freude, sondern Ärger zu empfinden, der vollends nicht gewillt ist, selbst an diesem Rettungswerke sich zu beteiligen.

Doch war sicher die Beschämung dieser falschen Gerechtigkeit schon ursprünglich nicht die einzige Tendenz der Parabeln. Das zeigt ihr ganzer Tenor und ihre formelle

Fassung. Sie hören sich selber an wie ein süßer, dringlicher Lockruf des suchenden Hirten. Dieser Ton sucht Eingang in das Herz des Sünders; ihm will er sein gottmenschliches Herz erschließen, seine liebevollen Absichten offenbaren. Und indem der Heiland so sein eigenes Programm entwickelt und rechtfertigt und den Reichtum seiner Erbarmung gegen die Sünder entfaltet, unterweist er zugleich die Gläubigen, in erster Linie die Apostel, die berufenen Seelenhirten, über die richtige Behandlung der Sünder. Auch nach diesen Seiten hin behält die Gleichnisrede für alle Zeiten Wert und Gültigkeit.

Die Zweiteiligkeit der Perikope hebt ihre Gedankeneinheit deswegen nicht auf, weil beide Parabeln im Hauptgedanken und Hauptzwecke zusammentreffen. Man hat aber gefragt, ob beide Parabeln sich völlig decken, oder ob etwa die zweite den Gedanken der ersten weiterführe oder nach einer andern Seite wende. Manche Exegeten glaubten eine bloße Wiederholung unbedingt abweisen zu müssen. Nebe[1] meint gar: „Diese Auffassung verträgt sich überhaupt nicht mit der Würde des Sohnes Gottes; Jesu Worte sind Geist und Leben; sie wiederholen nicht noch einmal mit andern Ausdrücken, was eben erst deutlich genug gesagt war; wenn er spricht, so sagt er etwas Neues, und zwar kann dieses Neue nicht ein rein Nebensächliches, nicht eine bloße Zugabe sein, es muß in diesem Neuen auch etwas wesentlich Neues ausgesagt sein."

Von dieser ganz unbegründeten Voraussetzung aus forschte man nun nach dem Neuen in der zweiten Parabel. Man fand dieses darin, daß in der ersten die Menschenseele unter

[1] Evangel. Perikopen des Kirchenjahres III 62.

dem Bilde des Schafes, hier unter dem der Drachme vorgestellt werde; dort erscheine die sündige Seele als unvernünftig, hier als schon total versinnlicht, vernunft- und gefühllos, sui plane nescia (Bengel), und es wolle gesagt werden, daß auch solche tiefstgesunkenen Seelen von der Erlöserliebe noch gesucht werden. Eine solche Klimax in der Schilderung des Erbarmens oder des Sünders ist aber offenbar nicht beabsichtigt, sondern lediglich eingetragen. Oder man fand den Unterschied darin, daß im ersten Gleichnis mehr die Liebe Gottes geschildert werde, sofern er um seiner selbst willen dem Sünder nachgehe, im zweiten mehr, sofern er das Heil des Sünders wolle [1], was unberechtigt und eher umgekehrt richtig ist. Oder man fand den Unterschied in dem geringeren Werte der Sache und im größeren Eifer des Suchens [2]; auch willkürlich. Oder endlich, man glaubte sich durch den Wechsel des Subjekts und Geschlechtes berechtigt und genötigt, das erste Gleichnis auf Jesus, das zweite auf die Kirche oder auf die ewige Weisheit zu deuten: exegetisch schon deswegen nicht berechtigt, weil ja dem nächsten Anlaß nach beide Gleichnisse der Rechtfertigung Jesu gegenüber den Pharisäern zu dienen haben. Richtig bemerken schon Augustinus und Gregor d. Gr., daß auch das Weib Christus bedeute: Qui signatur per pastorem, ipse et per mulierem (Gregor. M.). Der Homiletik kann es freilich nicht verwehrt werden, das Weib als Bild der Kirche aufzufassen; das kann sogar dogmatisch begründet werden: die Kirche ist ja der mystische Christus.

---

[1] Tappehorn, Erklärung und Predigtentwürfe zu den sonn- und festtäglichen Evangelien I² (1895) 492.

[2] Ries, Sonntagsevangelien II 53.

Dieselbe Wahrheit durch zwei analoge Gleichnisse illustrieren, damit sie in ihrer ganzen Wichtigkeit und ihrem ganzen Lichtgehalt offenbar werde, ist gewiß auch eines gottmenschlichen Lehrers nicht unwürdig. In der Ausdeutung und Anwendung beider Parabeln muß vor zu weit gehender Allegorik gewarnt werden. Nicht wenige Väter (Euthymius, Augustinus, Ambrosius, Chrysologus, Gregor d. Gr.) verstehen unter den hundert Schafen und zehn Drachmen die Gesamtheit der erschaffenen vernünftigen Kreaturen, die Menschen- und Engelwelt; die neunundneunzig Schafe und neun Drachmen sind dann die Engel, deren neun Chöre der Heiland verläßt, um dem einen Verlornen, der Menschheit, nachzugehen. Ries (S. 49) glaubt diese Deutung dem Prediger zugestehen zu müssen. Er berührt nicht die Inkonvenienz, die sich aus ihr ergibt, daß man nämlich dann als die Wüste im ersten Gleichnis den Himmel ansehen müßte. Darüber suchen andere wegzukommen; desertum bedeute eben einfach Steppe, Weideland, was an sich richtig, aber immer noch keine adäquate Bezeichnung für den Himmel ist. Andere bemerken, der Himmel werde eben als verlassenes Land bezeichnet, weil der Mensch ihn verlassen habe. Deppe[1] erklärt gar, für den Sünder werde Gott zur Wüste, eine große, schauerliche Einöde. Das sind geradezu anstößige Deutereien. Maldonat bleibt im Recht: diese Ausdeutung des Gleichnisses ist exegetisch nicht berechtigt. Daß die Freude in den Himmel verlegt und den Engeln zugeteilt wird, nötigt noch nicht, das ganze Gleichnis auch ins Jenseits hinüber auszudehnen, sondern setzt bloß ein Mitwissen des Himmels und der Engel um Tätig-

[1] Sonntagsevangelien 364.

keit und Erfolg des Hirten voraus. Von einer Verpflichtung, jene Erklärung der Väter in der Homilie zu vertreten, kann natürlich keine Rede sein. Die Lust, zu allegorisieren, war damals groß, liegt aber heutzutag fern und würde wenig Verständnis finden. So ist nun auch der Groschen nicht auf das ganze Menschengeschlecht zu deuten, wie selbst solche wollen, die beim ersten Gleichnis sich gegen die Väter wenden (Nebe), sondern vom Sünder oder dem verlornen Teil der Menschheit zu verstehen.

Im übrigen bietet die Gleichnisrede nur noch eine Schwierigkeit. Sie liegt in der vom Herrn selbst jedem Gleichnis beigegebenen Anwendung: Ich sage euch, also wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen — Also, sage ich euch, wird Freude sein bei den Engeln im Himmel über einen Sünder, der Buße tut. Im ersten Satz ist es ausdrücklich ausgesprochen, im zweiten angedeutet, daß die Freude über den einen Sünder die Freude über viele Gerechte überwiege.

Man hat nun die Fragen aufgeworfen: Gibt es denn überhaupt Gerechte, die der Buße nicht bedürfen? Wie soll es zu verstehen sein, daß der eine Sünder mehr gilt und mehr Freude bereitet als die neunundneunzig Gerechten? Ist er denn so viel mehr wert? Die Annahme St Augustins[1] und Neuerer scheint alle diese Fragen zumal zu erledigen: es handelt sich um vermeintliche Gerechte wie die Pharisäer, die in Wahrheit Sünder sind, und zwar bekehrungsunfähige Sünder. Aber eine solche Ironie in die Worte des Herrn einzutragen, ist doch bedenklich und schon

[1] In Ps. 165.

durch den Text verboten; denn die neunundneunzig Gerechten entsprechen den neunundneunzig Schafen, die beim Hirten waren und nicht von ihm abgeirrt sind, was bei diesen vermeintlichen Gerechten nicht zuträfe.

Die obigen Fragen sind anders zu beantworten. Was die erste anlangt, so kann gewiß von Gerechten geredet werden, die der Buße nicht bedürfen im Sinne einer Umkehr und Rückkehr zum Heiland, deswegen, weil sie wirklich in Gnade mit ihm verbunden blieben. So darf aus der größeren Freude nicht ohne weiteres ein höherer Wert abgeleitet werden. Darum ist auch die Erklärung Gregors d. Gr. abzulehnen, der darauf verweist, daß die Gerechten es oft an Eifer den Bekehrten nicht gleichtun und träge seien in guten Werken, was auf eine nur scheinbare Gerechtigkeit hinauskäme. Daß größere Freude herrscht über den *einen* bekehrten Sünder, involviert noch nicht eine geringere Wertschätzung der vielen Gerechten, sondern erklärt sich psychologisch. Man hat auf Analogien verwiesen und z. B. die Freude der Mutter über ein genesenes Kind angezogen, die stärker ins Gefühl tritt als die über die gesund gebliebenen, oder die Freude des Landmanns über den Acker, der nach langem Warten endlich Frucht bringt. Wem diese Analogien etwas zu menschlich klingen, der mag daran denken, daß in der Tat insofern mehr Grund der Freude bei Bekehrung eines Sünders vorliegt, als in dieser das Erbarmen Gottes und das Wirken seiner Gnade sich noch herrlicher und überwältigender offenbart als in der Bewahrung der Gerechten.

Die Hauptgedanken der Perikope sind folgende: 1. Der hohe Wert der Menschenseele; das ist so recht der innere Nerv der Argumentation gegen die Pharisäer; sie geht

a minori ad maius: wenn schon dem verlornen Schaf und Groschen solche Fürsorge zugewendet wird, wieviel mehr ziemt es sich, eine verlorne Menschenseele zu suchen und zu retten. 2. Die Größe des Erbarmens Jesu, illustriert am Bilde des Hirten und der Frau. 3. Die wahre Gerechtigkeit offenbart sich im Verhalten gegen die Sünder, im Mitleid gegen sie und in der Mitfreude über ihre Entstehung. 4. Der Heiland in seiner Liebe gegen die Sünder Vorbild für uns, nicht bloß für die Seelenhirten, sondern für alle. Je nachdem wir den einen oder andern Gedanken zum Hauptgedanken machen, ändert sich die Anlage der Homilie, wie aus nachfolgenden Skizzen zu ersehen.

*

Jesu Erbarmen gegen die Sünder: „Dieser nimmt sich der Sünder an" — „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war" (Lk 19, 10) — „Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder zur Buße" (Lk 5, 32).

1. Der Heiland achtet auf jede einzelne Seele und empfindet deren Verlust;
2. er nimmt sich der verlornen Seele an, bis er sie findet und nachdem er sie gefunden;
3. er freut sich der gefundenen und geretteten — er und die Seinigen.

*

Das heiligste Herz Jesu

1. voll erbarmender Sorge für die Verlornen;
2. voll himmlischer Freude über deren Rettung

*

Das Erbarmen des göttlichen Herzens:
1. Wie groß es ist;
2. wie es sich der Kirche mitteilt (zweite Parabel);
3. wie es sich uns mitteilen will.

*

Die Fürsorge für die Sünder:
1. Der Heiland nimmt sich der Sünder an;
2. seine Kirche nimmt sich der Sünder an;
3. die Engel nehmen sich der Sünder an;
4. nimm du dich der Sünder an (deiner eigenen Seele und nach Kräften anderer).

*

Die Gnade Gottes gegen die Sünder:
1. Worin erweist sie sich (Suchen — Finden — Tragen);
2. wozu fordert sie auf;
   a) die Sünder zur Buße,
   b) die Büßenden zur Hoffnung und Treue,
   c) die Gerechten zur Freude.

*

Die Rechtfertigung des Sünders
1. eine Offenbarung der Erbarmung Gottes;
2. ein Grund der Freude für die Engel und die Gutgesinnten;
3. ein Grund des Grimmes für die Bösen (Murren der Pharisäer).

(Vgl. J. M. Sailer in Hungaris Musterpredigten Bd 17.)

*

Der gute Hirte, wie er
1. dem verlornen Schäflein nachgeht;
2. seiner Kirche Fürsorge für das verlorne einflößt;

3. uns alle zur Freude über die Rettung des verlornen aufruft.

*

Der hohe Wert der Menschenseele, auch der verirrten und verlornen; wir erkennen ihn:
1. an der suchenden Liebe des Hirten;
2. an der suchenden Sorge der Frau;
3. an der Freude des Himmels über eine gerettete Seele.

*

Seelen retten ist
1. die Freude des guten Hirten;
2. die Sorge der heiligen Mutter, der Kirche,
3. die Aufgabe von uns allen.

*

Achte auf deine Seele:
1. Um sie zittert das Herz des guten Hirten;
2. um sie bangt die Mutter, die heilige Kirche;
3. um sie kümmert sich der Himmel.

*

Eindruck und Zweck der Gleichnisrede:
1. Sie beschämt pharisäischen Gerechtigkeitsdünkel;
2. sie tröstet die armen Sünder;
3. sie erfreut die wahren Gerechten.

*

Des Christen Pflicht gegenüber den Sündern:
1. Ein erbarmendes Mitleid mit den Verirrten;
2. ein eifriges Suchen der Verlornen;
3. eine herzliche Freude über die Geretteten.

*

Die wahre Gerechtigkeit zu erkennen am Verhalten gegenüber den Sündern:

1. Sie verachtet nicht den Sünder, sondern achtet auch in ihm noch den Wert der Seele;
2. sie mißgönnt ihm nicht Begnadigung und Rettung, sondern arbeitet selbst dazu mit und freut sich darüber.

* * *

Homilie.

Da sehen wir ihn wieder, den göttlichen Heiland, wie er unermüdlich lehrend, segnend und Gutes tuend durch die Lande zieht. Und von allen Seiten strömen sie ihm zu und aus allen Ständen, ganz besonders zahlreich aber aus der Klasse der Zöllner und aus den Reihen der verachteten Sünder. Ihr wisset, was gerade sie zum Heilande zog mit magnetischer Gewalt. Sie, die Verachteten, von allen Zurückgestoßenen und Verworfenen, haben in ihm ihren Heiland erkannt. Ihre Not und ihr Elend treibt sie zu ihm, und seine Güte und Milde stößt sie nicht zurück, sondern zieht sie an sich.

Das rührt sie und rührt uns, und wir sagen es zum Lobe des Herrn: Dieser nimmt sich der Sünder an — wie ist er doch so gut und barmherzig, daß er auch der Sünder sich annimmt! Aber damals waren viele, die ihm das verübelten und schlimm auslegten. Sie sagen in verächtlichem Ton: Dieser nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen. Sie bedenken und verstehen ja nicht, daß er mit Sündern nur umgeht, um aus ihnen Gerechte zu machen, nicht um das Brot der Sünder zu essen, sondern um Sündern das Brot des Lebens zu brechen. Schon daß er überhaupt

mit Sündern verkehrt, scheint ihnen verwerflich und bedenklich, denn sie wissen nichts vom Suchen der Verirrten, vom Retten der Verlornen, sie kennen überhaupt nicht den Wert der Menschenseele.

Der Heiland nimmt sich auch dieser armen Sünder an, die sich für gerecht halten und ihn schmähen. Er reicht beiden, den Zöllnern und Sündern wie den Pharisäern und Schriftgelehrten, geistige Speise in der schönen Gleichnisrede des heutigen Evangeliums. Sie soll auch unsere geistige Nahrung sein am heutigen Sonntag. Sie gibt uns zu bedenken den hohen Wert der Menschenseele; denn

sie verlieren, ist des Heilandes größtes Leid;
sie suchen, ist des Heilandes größte Sorge;
sie finden, ist des Heilandes größte Freude.

*

Wenn du wissen willst, was die Menschenseele wert ist, so achte darauf, was sie in den Augen des Heilandes gilt. Das sagen uns die Gleichnisse unseres Evangeliums.

Siehe da den Hirten, der mit seiner Herde von hundert Schafen in der Wüste, d. h. auf dem weiten, unangebauten und unbewohnten Weidegebiet, umherzieht. Sorgsam wacht er über seiner Herde, immer bemüht, sie im Auge zu behalten und zusammenzuhalten. Besorgt wandert sein Auge von einem zum andern, und oftmals zählt er sie, um sich zu vergewissern, daß keines fehle. Wie er aber wieder einmal zählt, da wird er unruhig. Er zählt nochmals und er wird bestürzt: kein Zweifel, es sind nur mehr neunundneunzig, eines fehlt. Da denkt er vor Schrecken kaum mehr an die neunundneunzig, die da sind, er kann nur noch an das eine denken, das fehlt. Es schmerzt ihn der Verlust,

der ihn bedroht, es schmerzt ihn noch mehr die Not und die Gefahr, der das verirrte Schäflein ausgesetzt ist. — Ein anderes Bild. Da ist eine Hausfrau; zehn Drachmen bilden ihren Besitz; wie sie eines Tages ihr Vermögen zählt, fehlt eine von den zehn Drachmen, sie ist verloren. Die Frau hat ein Zehntel ihres Besitzes verloren. Da freut sie nicht mehr, was sie noch hat, sie muß nur immer an das denken, was sie verloren, und dieser Verlust geht ihr sehr zu Herzen.

Der Schmerz dieses Hirten, der Schmerz dieser Frau ist ein schwaches Bild des Schmerzes des guten Hirten über eine verlorne Menschenseele. Wenn eine Seele abirrt vom rechten Weg, wenn sie durch eine Todsünde ihr wahres Leben, die heiligmachende Gnade verliert — einer ist, dem dies nahe geht, dem es Herzeleid verursacht wie der Verlust eines wertvollen Besitzes, eines kostbaren Eigentums. Das ist der, der über Jerusalem weinte, der von Judas dem Verräter sprach im Tone größten Seelenschmerzes und tiefsten Bedauerns, der selbst mit dem Kreuze beladen noch Klage anstimmte über Jerusalems Frauen und Kinder. Da hat er geoffenbart durch seine Tränen und sein Verhalten, was er in diesen Gleichnisreden im Wort offenbart: wie hoch er den Wert einer Menschenseele anschlägt, wie sie verlieren sein herbstes Leid ist.

Aber der Schmerz des Heilandes bleibt sowenig untätig wie der Schmerz jenes Hirten und jener Hausfrau. Das schmerzliche Vermissen treibt zu emsigem, unermüdlichem Suchen. Kaum hat der Hirte das Fehlen des Schäfleins entdeckt, kaum ist ihm der Schmerz darüber stechend ins Herz gedrungen, da macht er sich auch schon auf, das verlorne zu suchen. Er läßt die neunundneunzig zurück auf dem Weideplatz und geht dem verirrten nach, geht ihm nach

durch Wald und Feld, durch Dorngestrüpp und Felsgestein, durch Schluchten und Abgründe, geht ihm nach, ob die Sonne heiß vom Himmel brenne, ob der Abend ihn in Dunkel hülle, geht ihm nach unter Sorgen und Nöten, unter Rufen und Locken, geht ihm nach, bis er es findet.

Und die Frau, welche die Drachme verloren, durchsucht ihr ganzes Haus, durchsucht zum zweiten- und drittenmal die schon durchsuchten Räume, zündet ein Licht an und leuchtet hinein in die dunkelsten Winkel, nimmt endlich den Besen und kehrt alles aus von oben bis unten und sucht und sucht, bis sie die Drachme findet.

So auch er, der göttliche Heiland. So sucht er die verlorne Seele; so suchte er die Verirrten, die Zöllner und Sünder, als er einst auf Erden wandelte. Er suchte sie auf weiten Wanderungen, auf beschwerlichen Wegen, mit dem Lichte seiner Wahrheit und Gnade, in unermüdlichem Lehren und Wirken, auf dem Kreuzweg unter Qualen und Schmerzen, noch am Kreuze mit jedem Wort aus seinem Munde und jedem Blutstropfen, der aus seinen Wunden floß. So sucht er heute noch die verlorne Seele und ruft und lockt sie durch die Einsprechungen seiner Gnade, durch die Stimme seiner Kirche, durch den Dienst seiner Priester, durch sein hoheprieſterliches Beten und Opfern in der Glorie des Himmels und im Sakramente des Altars auf Erden. So sucht er die verlorne Seele — was muß sie wert sein in seinen Augen!

Je größer der Schmerz beim Verlust und die Mühe beim Suchen, desto größer die Freude beim Finden. Gefunden! jubelt es im Herzen des Hirten. Endlich hat er das Schäflein entdeckt, und er eilt darauf zu und nimmt es an sich. Er straft es nicht, er treibt es nicht vor sich

her, er nimmt es in seine Arme und legt es auf seine Schultern und trägt es selber heim. Und so groß ist seine Freude, daß er sie nicht bei sich behalten kann; er ruft die Freunde und Nachbarn zusammen und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Gefunden! jubelt es im Herzen der Frau, als endlich die verlorne Drachme zum Vorschein kam, und auch sie muß ihre Freude den Freundinnen und Nachbarinnen mitteilen und ruft ihnen zu: Freuet euch mit mir, ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.

So ist Freude im Himmel, sagt der Heiland, so ist Freude bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.

Woher diese Freude? Sie quillt aus dem Herzen des Heilandes selbst. Gefunden! jubelt es auch in seinem gottmenschlichen Herzen, wenn ein armer Sünder sich hat finden lassen. Dem gibt er auch keine harten Worte; er ist lieb und gut mit ihm, heilt seine Wunden und trägt ihn mit seiner Gnade. Er freut sich ja so sehr, daß er ihn wiedergefunden, und seine Freude strömt über auf die Engel des Himmels, und größer ist die Freude und der Jubel der Engel über den einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, weil das göttliche Erbarmen und der Gnade wunderbares Wirken sich noch herrlicher offenbart in der Rechtfertigung eines Sünders, in der Wiederbelebung einer Seele, die tot war, als in der Erhaltung und Bewahrung des Gerechten im Leben der Gnade.

Das ist der Wert der Seele, gewogen auf der Wage des Heilandes, gemessen am Schmerze des Heilandes beim Verlust, an seinem Eifer im Suchen, an seiner Freude beim

Finden einer verlornen Seele. Von diesem Werte haben die Pharisäer und Schriftgelehrten keine Ahnung; darum freuen sie sich nicht mit den Engeln im Himmel, wenn Verlorne gesucht und gerettet werden; sie ärgern sich mit den Teufeln in der Hölle, wenn der Heiland der Sünder und Zöllner sich annimmt.

Aber sind es nur die Schriftgelehrten und Pharisäer, die den Wert der Seele nicht erkennen? Kommt das nicht auch unter Christen vor? Ich will nicht reden von den Seelenmördern, die sich kein Gewissen daraus machen, unschuldige Seelen durch Ärgernis, durch unsittliche Reden und schlechtes Beispiel selber zu verführen und ins Verderben zu stürzen. Ich rede nicht von den gewissenlosen Eltern, die auf jeden Teil ihres Besitzes, auf jedes Schaf und jedes Geldstück mehr achtgeben als auf die unsterblichen Seelen ihrer Kinder. Ich will heute nur davon reden, daß so viele ihre eigene unsterbliche Seele nicht zu schätzen wissen.

So manche bilden sich viel ein auf das, was sie sind und haben, sie tun alles zur Ausbildung ihres Körpers und ihres Geistes, sie wenden die äußerste Vorsicht an, damit ihre Gesundheit keinen Schaden, ihr irdischer Besitz keine Einbuße erleide. Nur eines erfreut sich entfernt keiner solchen Wertschätzung und Fürsorge, das ist ihre unsterbliche Seele. Für sie bleibt keine Zeit übrig; ihr wird nicht gegeben, was sie nötig hat; um sie kümmert man sich nicht. Ja man mißhandelt sie, man verkauft sie, man verliert sie, man mordet sie.

Solltest auch du zu diesen vielen gehören? Ich frage dich: Lebt deine Seele, oder ist sie tot? Du weißt, was ich meine. Ist deine Seele im Zustande der Gnade oder

im Zustande der schweren Sünde? Wenn deine Seele lebt, o dann erhalte sie im Zustande der heiligmachenden Gnade; gib ihr, was sie braucht, gib ihr das tägliche Brot im täglichen Gebet, gib ihr ihren Ruhetag am Sonntag, gib ihr immer wieder ihr Reinigungsbad im Sakramente der Buße und ihre Himmelsspeise, die heilige Kommunion. Lasse sie als Schäflein in der Herde des Heilandes, laß sie als Münze mit dem Bilde Gottes in der Hand des Heilandes, laß sie in der Obhut der heiligen Engel, die ausgesandt sind zum Schutze derer, die Erben der Seligkeit sein sollen (Hebr 1, 14).

Oder ist deine Seele tot, im Stande der schweren Sünde, vielleicht schon lange tot infolge deines Leichtsinns und deiner bösen Leidenschaften, tot seit jener unglückseligen Stunde, wo du den Widerstand gegen das Böse aufgegeben und in vollen Zügen das Gift der Sünde hineingetrunken hast? Und wenn sie schon lange tot und wie verschollen und vergessen wäre, einer ist, der sie nicht vergessen hat, der immer noch um sie sorgt und sie sucht — der ewige Hirte, dein Herr und Heiland. Und eine hat sie auch gesucht und sucht sie immer noch wie einen verlornen Teil ihres Besitzes — die sorgsame Frau, deine Mutter, die heilige Kirche; und die Engel des Himmels sehen mit Schmerz und Trauer auf deine Seele herab, ob nicht auch sie sich wieder zum Leben erwecken lasse.

O Mensch, erbarme dich deiner armen toten Seele. Mache dem Heilande die Freude, lasse dich finden. Mache diese Freude der heiligen Kirche, mache sie den Engeln des Himmels, mache sie vor allem dir selbst und deiner eigenen Seele — ja, verschaffe ihr die unaussprechliche Freude, mit der nichts auf Erden zu vergleichen ist, die Freude, im

Sakramente der Buße von Schuld entlastet, vom Tode der Sünde zum Leben der Gnade erweckt zu werden, die Freude, am Tische des Herrn sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken, in seine Freude und in seinen Frieden eingehen zu dürfen. Amen.

Die Epistel des vierten Sonntags nach Pfingsten.

(Röm 8, 18—23.)

Vorbemerkungen.

Der Zweck der ganzen Zeit nach Pfingsten ist, wie schon oben bemerkt, die Entfaltung, Ausgestaltung, Kräftigung des im ersten Teile des Kirchenjahres grundgelegten Gottesreiches in der Welt und in der eigenen Seele, die Verarbeitung der im ersten Teile gefeierten Geheimnisse und erfahrenen Gnaden. Die Kirche läßt von Anfang an nicht im unklaren, wie das Leben des Christen sich auf Grund dessen gestalten wird: es ist kein Leben der Lust, müheloser Arbeit und ruhigen Genusses, sondern ein Leben der Mühe und Not, des Streites und Kampfes. Das darf aber den Christen nicht entmutigen; er hat allen Grund zu festem Hoffen und Gottvertrauen[1].

Dies ist auch der Grundgedanke dieses Sonntags. Gleich die erste Nokturn gemahnt an den Kampf Davids gegen Goliath, der schon von den Vätern aufgefaßt wird als ein Bild des Kampfes der Kirche und des Christen gegen die Feinde des Heiles; Chrysostomus nennt Goliath einen Fleischturm (Comment. in lib. I Reg. 17), turris carnea, den

[1] Reck (Das Missale als Betrachtungsbuch II² [1911] 83) bezeichnet als Grundgedanken des Sonntags das Gottvertrauen.

David zum Fall gebracht habe; gegen das Fleisch streitet auch der Christ.

Im Introitus der Messe (Ps 26, 1 ff) werden schon die beiden Töne kräftig angeschlagen: Kampfesnot und Gottes-hoffnung. In der Oration klingt der erste Ton wenigstens mit (ut et mundi cursus pacifice nobis tuo ordine dirigatur et ecclesia tua tranquilla devotione laetetur): nur durch Gottes ordnende Hand kann der Lauf der Welt in Frieden erhalten und kann der Kirche ein ruhiges Leben der Frömmigkeit beschieden werden in dieser Welt voll Streit und Hader. Derselbe Dur- und Mollklang im Graduale, im Offertorium, in der Sekret und Communio mit Post-communio, aber auch im Evangelium vom reichen Fisch-fang (Lk 5, 1—11). Auch hier ein bedrückender und ein erlösender Gedanke. Der Klageruf: Herr, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen! weist auf den Fluch hin, der auch die Arbeit betroffen, sie so schwer und oft so vergeblich macht. Der frohe Klang ist die Erlösung und Befruchtung der Arbeit durch Christus, veranschaulicht an dem reichen Ertrag des Fischfangs im Namen Jesu.

Man kann somit als Leitgedanken der Sonntagsliturgie den Satz bezeichnen: Das Christenleben ist ein Leidens- und Kampfesleben, aber auch ein Leben froher Hoffnung, die das Arbeiten, Leiden und Kämpfen erleichtert, fruchtfähig macht, mit Freude versüßt. Die Lektion hat keinen andern Hauptgedanken und fügt sich mit schönem Gleichklang ein. Sie gehört aber nicht zu den einfachen und leichtverständ-lichen. Darum scheint ein cursus exegeticus vor dem homiletischen angezeigt.

„Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns soll

zur Offenbarung kommen (Röm 8, 18). Denn die Erwartung der Kreatur harret auf die Offenbarung der Kinder Gottes (V. 19), denn der Vergänglichkeit ist die Kreatur unterworfen, nicht freiwillig, sondern um deswillen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung hin (V. 20), weil die Kreatur selbst auch befreit werden wird von der Knechtschaft des Verderbens und versetzt wird in die Freiheit der Glorie der Kinder Gottes (V. 21). Wissen wir ja, daß die ganze Schöpfung mitseufzt und mit in Wehen liegt bis nun (V. 22). Doch nicht nur sie, sondern auch wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes haben, wir selber seufzen in uns, indem wir erwarten die Aufnahme der Kinder Gottes, die Erlösung unseres Leibes (V. 23) in Christus Jesus, unserem Herrn."

Thema der Epistel: die gegenwärtigen Leiden und die künftige Herrlichkeit. Der Apostel wägt beide gegeneinander ab. Leiden sind da, sie sind unzertrennlich vom Leben hienieden. Aber sie sind nicht der Rede wert, im richtigen Gesichtswinkel betrachtet, verglichen mit der Herrlichkeit, die auch schon da ist, verdient vom Heiland, hinterlegt im Himmel, ja teilweise schon unser Besitz, aber noch verhüllt und verborgen, bis sie einst ganz sich offenbart und uns umleuchtet. Wenn das Auge in diese künftige Glorie hineinsieht und sich mit ihrem Glanze füllt, sieht es die dunkeln Punkte im Diesseits kaum mehr.

Denn die sehnliche Erwartung der Kreatur zielt nach der Offenbarung der Kinder Gottes. Die κτίσις, creatura, ist nicht der ungläubige Teil der Menschheit; das stimmt nicht mit dem Folgenden, wo ja dieser κτίσις eine Hoffnung auf Befreiung, auf Teilnahme an der Verklärung zugesprochen wird. Es ist die Gesamtschöpfung, ohne Einbeziehung, aber auch ohne Ausschluß der Menschenwelt. Sie wird personi-

fiziert; es wird ihr ein Empfinden, ein Harren und Sehnen zugesprochen. Das ist mehr als bloße rhetorische Wendung. Die Schöpfung ist nicht tote Natur; wie unser Leib durch die Verbindung mit der Seele am geistigen Leben teilnimmt, ähnlich ist die ganze Schöpfung, weil mit der Menschheit verbunden, beseelte Natur, sie nimmt teil am Empfinden und Fühlen, am Seelenleben der Menschheit. So schaut sie gleichsam hocherhobenen Hauptes (ἀποκαραδοκία von κατὰ und δοκεῖν, das Haupt erheben, erhobenen Hauptes ausschauen) aus nach dem Augenblick, wo die Kinder Gottes offenbar werden, wo das alles in sichtbarer Herrlichkeit hervorbricht, was die Kinder Gottes innerlich sind. Dann kommt auch für die Schöpfung die Stunde der Erlösung und Verklärung.

Die Frage ist aber, wie die beiden mit γάρ verbundenen Sätze zusammenhängen. Inwiefern enthält der zweite eine Begründung des ersten? Soll die sehnliche Erwartung der Schöpfung beweisen, daß wirklich die künftige Glorie über allen Vergleich größer ist als das Leiden? Es wird richtiger sein, hierin vielmehr einen Beweis für das sichere Eintreten der Offenbarung zu sehen. Der Sinn ist also: die gegenwärtigen Leiden kommen nicht in Betracht gegenüber der künftigen Glorie; diese ist noch nicht offenbar, wird aber sicher eintreten, weist doch auch das Sehnen der ganzen Schöpfung auf sie hin.

Der Gedanke wird weitergeführt und es wird erklärt, warum in der Schöpfung dieses Verlangen nach einer besseren Zukunft sich regt, und zugleich, warum sie in ihrem Verlangen abhängig ist vom Menschen und das Heil bloß erwarten kann von der Verherrlichung der Kinder Gottes. Die Schöpfung schaut aus in Hoffnung, denn ihr jetziger

Zustand ist abnorm. Sie ist der Vergänglichkeit, Nichtigkeit unterworfen. Der Tod regiert: überall Vergehen und Verwesen; überall Störungen und Disharmonien; überall Unvollkommenheiten und Unfrieden. Kampf und Widerstreit zwischen der Natur und dem Menschen, zwischen den einzelnen Reichen der Natur. Die Natur zerstört in wildem Grimm die Werke des Menschen, versagt ihm Nahrung und Unterhalt oder gewährt sie ihm nur spärlich, nur um den Preis herbster Mühe. Was die Felder unter des Menschen Pflege hervorgebracht und zur Reife gebracht, zerstört der Hagelschlag, vernichten die Wasserfluten. Eine Tiergattung verfolgt und mordet die andere; Krieg fast zwischen allen Lebewesen. Hier verbrennt der Sonnenbrand alle Vegetation, dort verkümmert alles aus Mangel an Sonne; hier Überschwemmung, dort verdorrende Trockenheit. Zwar können Störungen im einzelnen die Ordnung im großen und ganzen nicht völlig aufheben, denn noch hält des Schöpfers Hand die Schöpfung; aber das zeigt deutlich ein Blick ins Leben der Natur, daß hier nicht alles in Ordnung ist, daß nicht alles ist, wie es sein soll und wie es einst war.

Das eben betont der Apostel: der gegenwärtige Zustand ist nicht der ursprüngliche, nicht der naturgemäße, nicht der von Anfang an von Gott gewollte und geordnete; es ist eine Veränderung mit der Natur vor sich gegangen. Sie wurde der Nichtigkeit unterworfen, nicht freiwillig, d. h. nicht durch eigene Schuld und nicht durch eigene Entwicklung. Eine andere Hand hat eingegriffen und sie dem Gesetze der Nichtigkeit unterstellt. Welche Hand? Die Exegeten sind nicht einig; man denkt an Satan, an den Menschen, an Gott. Satan muß außer Betracht bleiben; „auf Hoffnung hin" paßt nicht auf ihn. Aus demselben Grunde

verbietet sich wohl auch die von Chrysostomus vertretene Beziehung auf den Menschen; er konnte die Natur wohl in seinen Fall hineinziehen, aber eine Hoffnung konnte er ihr nicht geben, so wenig als sich selber. Also werden wir nur an Gott denken können, trotz des etwas auffallenden διά mit Akkusativ. Er hat sie der Nichtigkeit unterworfen damals, als er sprach: Die Erde soll verflucht sein um deinetwillen. Gut und vollkommen war die Schöpfung aus seiner Hand hervorgegangen; infolge eines durch die Sünde veranlaßten Ratschlusses wurde sie in den jetzigen Zustand versetzt. Das begreift sich, weil von Anfang an zwischen Schöpfung und Menschheit ein unmittelbarer Zusammenhang, eine Solidarität bestand, zunächst in dem Sinne, daß der Mensch ihr König und Herrscher sein sollte. Als ihm die Krone vom Haupte fiel, zog sein Sturz schlimme Folgen auch für sein Reich nach sich. Um seinetwillen unterwarf Gott die Schöpfung jener Nichtigkeit, die nichts ist als Tochter der Sünde, des μὴ ὄν. Eine gefallene Natur war jetzt der Wohnbereich und der Wirkungskreis des gefallenen Menschen.

Aber nicht für immer und unabänderlich wurde die Natur in diese Nichtigkeitsstellung herabgedrückt; die Depravation war keine absolute und irreparable, so wenig als beim Menschen selbst. Wie in das Strafgericht über den Menschen Hoffnung eingeträufelt wurde, so in das Strafgericht über die Natur, in die herbe Sentenz, durch die sie der Nichtigkeit überantwortet wurde.

Das ὅτι in Vers 21 könnte den Inhalt der Hoffnung anzeigen: auf die Hoffnung hin, daß auch sie einmal frei wird; es kann aber auch nähere Erläuterung sein: insofern nämlich wurde sie auf Hoffnung hin unterworfen, als oder weil auch für sie einmal Befreiung anbricht. Auch die

Schöpfung wird ebenso wie die Kinder Gottes einstmals wieder frei von der Knechtschaft des Verderbens, befreit hinein in die Freiheit der Glorie der Gotteskinder. Wegen des Menschen kam sie in Knechtschaft; wenn für die Menschen, die auf Gottes Heilsabsichten eingehen, die Glorie der Vollendung anbricht, dann wird kraft ihrer Solidarität mit dem Menschen auch die Natur der Sklaverei entnommen, in eine höhere Daseinsweise erhoben, in der nichts mehr sie beengt, bedrückt, behindert, und sie erst das sein kann, was sie ihrem Wesen und ursprünglichen Plane nach sein soll.

Nun kommt die Begründung, der Erfahrungsbeweis sowohl dafür, daß die Natur in Knechtschaft ist, als auch dafür, daß es für sie eine Befreiung gibt (V. 22). Wir wissen — aus dem Buch der Offenbarung und aus dem Buch der Natur selbst —, daß die ganze Natur mitseufzt und mit in Wehen liegt bis nun. Das ist ein Beweis, daß in ihr nicht mehr alles in Ordnung ist, aber auch ein Beweis, daß sie einer Besserung entgegensieht und entgegenharrt. Die Wehen sind keine Todeswehen, in denen vollends alles zu Grunde geht, es sind Geburtswehen, die eine bessere Ära heraufführen. Die Schmerzensausbrüche sind mit Hoffnungsseufzern vermischt. Wer mit christlichem Aug hineinschaut und mit christlichem Ohr hineinhorcht in die Reiche der Natur, dem kann das nicht entgehen.

Hier lernen wir den Apostel von einer ganz neuen Seite kennen. Er, der große Theologe und scharfsinnige spekulative Kopf, ist auch ein großer Naturkenner und offenbart hier ein Naturgefühl, das uns in Erstaunen setzt. Man könnte diesen Abschnitt und besonders Vers 22 als Grundriß christlicher Naturanschauung und als Anfang christlicher Naturpoesie bezeichnen. Diese Auffassung hält die Mitte

zwischen der Naturvergötterung der Heiden und der häretischen Naturverteufelung, zwischen sentimentalem Naturkult und rohem Mangel an Naturgefühl.

Wer mit gesundem menschlichen Gefühl und christlichem Sinn in die Natur sich einlebt, wird dem Apostel hierin recht geben: so viele Freuden wir ihr danken, der Umgang mit ihr stimmt wehmütig; immer wieder tönen uns ins Ohr Laute der Klage und des Schmerzes, Seufzer der Sehnsucht und Erwartung. Über den schönsten Gegenden, den sonnigsten Tagen, den farbenfrohesten Phänomenen liegt ein Hauch der Schwermut. An düsteren Regentagen erscheint sie wie in tiefe Melancholie versenkt und zieht das Menschenherz in diese Stimmung mit hinein. Welche Wehelaute, welches Wimmern und Stöhnen und Heulen in den wilden Gesängen des Sturmes! Die Donnerschläge der Gewitter hören sich an wie elementare Ausbrüche des Schmerzes und zugleich wie laute Aufschreie nach Erlösung und Befreiung, die Erdbeben wie Kundgebungen eines Unbehagens, das nicht mehr an sich halten kann, das Toben und Rasen der entfesselten Elemente wie Versuche, die Ketten abzuschütteln, einem unleidlichen Zustand ein Ende zu machen. Die Abenddämmerung, der Sonnenuntergang, das stille Weben der Nacht erzählen von süßem Träumen und mächtigem Sehnen der Natur nach Verklärung.

Von Schelling stammt das schöne Gleichnis: Die Natur gleiche einer Braut, welcher der Bräutigam am Tage der Hochzeit weggestorben sei; nun stehe sie da im vollen Brautschmuck, aber die Freude sei im innersten Herzen doch erstorben und ihre Tränen fallen herab auf ihren Schmuck. Ein sehr treffendes Bild; die Natur kann uns erfreuen und entzücken durch ihre Schönheit, aber volles Glück und vollen

Frieden kann sie uns nicht mitteilen, weil sie das selbst nicht hat. Die Tränen in ihren Augen verraten es. Der Bund, in den sie mit dem Menschen als königlichem Gemahl eintreten sollte, ist jäh gestört worden. Nun hat sie den Brautschmuck noch, aber er ist von Tränen betaut, und ihr Auge schaut aus nach der Zeit, wo die Harmonie wiederhergestellt werden soll.

Der letzte Vers will nicht das betonen, daß auch die Menschenwelt leide, nicht bloß die vernunftlose Natur, daß aus der Schöpfung eine große Seufzersymphonie aller vernunftlosen und vernünftigen Geschöpfe aufsteige, sondern das, daß nicht einmal die Gläubigen und Gerechtfertigten von Leiden und Seufzern frei seien. Das könnte auffallen, darum konstatiert der Apostel zunächst die Tatsache, zugleich aber erklärt er sie auch. Auch wir seufzen, die wir die Erstlinge des Geistes empfangen haben — gemeint ist die Rechtfertigung und alle damit verbundenen Gnadengaben. Hebt also Erlösung und Rechtfertigung nicht hinaus über Leiden und Schmerz, Seufzen und Sehnen? Eben deswegen nicht, weil wir erst die Erstlinge empfangen haben, noch nicht die Gnadenfülle des Geistes. Die Gnadenfülle ist die Glorie. Der Christ ist zwar ein Kind Gottes, aber noch ein unvollkommenes; er ist auch noch Kind der Welt, auch noch Kind des Staubes, auch noch Kind der Sterblichkeit, und er leidet unter dieser Unfertigkeit und Unvollkommenheit; auch bei ihm ist das Ausreifen und Fertigwerden ein wehevoller Prozeß.

Die Kinder Gottes und die Kinder der Welt haben zu seufzen. Aber zwischen beiden ist doch ein wesentlicher Unterschied. Die Seufzer der Weltkinder sind ziellos und zwecklos; sie verirren und verklingen in einer Sandwüste. Die

Seufzer der Kinder Gottes haben ein festes Ziel, sie gehen nicht verloren, sie verhallen nicht ungehört. Das Seufzen des unerlösten Weltkindes ist ein dumpfes Stöhnen nach Glück, verbunden mit Zweifeln, ob es überhaupt ein wahres Glück gibt, ob nicht das Sehnen danach ein leerer Wahn ist. Die Seufzer des Christen sind schmerzlichfrohe Hoffnungslaute, die ihren Weg finden, die nach oben steigen, dem klar ins Auge gefaßten Ziel entgegen.

Dieses Ziel heißt *υἱοθεσία — ἀπολύτρωσις τοῦ σώματος*, Kindessetzung, Kindesannahme; wir haben schon die Kindschaft, aber sie ist noch eine verborgene, latente; wir haben den Keim und haben die Blüte, aber noch nicht die reife Frucht; die bekommen wir erst mit der Erlösung des Leibes. Nicht Erlösung vom Leibe; das Verlangen der Seele geht nicht nach Befreiung vom Leibe, nicht nach Entleibung, sondern nach Überkleidung mit dem verklärten Leib. Dann ist die Seele der vollen Herrlichkeit der Gotteskindschaft teilhaft geworden; dann ist auch der Leib unsterblich und glorreich, der verklärten Seele ganz konform; dann besteht auch volle Harmonie zwischen Mensch und Natur, denn auch diese wird verklärt und reicht den verklärten Leib dem Menschen dar wie ein Feierkleid, wie eine Brautgabe.

*

Somit bietet die Perikope der Homilie folgende Hauptgedanken dar: Wir müssen durch Leiden zur Herrlichkeit gelangen; es gibt keinen andern Weg. Diesem Gesetze sollen wir uns um so williger fügen, da die Leiden unvergleichlich kleiner sind als die Herrlichkeit. Wenn wir die ganze gegenwärtige Welt betrachten, so finden wir, daß sie unter demselben Gesetze steht, nicht bloß die Menschenwelt,

auch die Naturwelt. Wir finden sie in einem Zustande, der nicht der ursprüngliche sein kann und nur als Folge der Sünde zu begreifen ist; ein unhaltbarer Zustand, den sie nur seufzend erträgt und der nach einem besseren schreit. Die Natur kam in diesen Zustand durch den Fall des Menschen; sie kann aus ihm erst erlöst werden, wenn die Menschheit, d. h. deren erlösbarer Teil, in die Vollendung eintritt. Diese ist noch nicht da, daher ist auch das Los der Erlösten Leiden, Seufzen, Harren. Je nachdem man den einen oder den andern dieser Hauptgedanken in den Vordergrund rückt, ändert sich die Anlage der Homilie, wie nachfolgende Dispositionen zeigen.

Durch Leiden zur Herrlichkeit (V. 18): das Lebensgesetz
1. der unvernünftigen Natur (V. 19—22),
2. der vernünftigen Menschen und auch der gläubigen Christen (V. 23).

*

Die Gewißheit der ewigen Herrlichkeit wird uns verbürgt
1. durch das Sehnen und Harren der ganzen Schöpfung;
2. durch die christliche Hoffnung, die in den Erlösten lebt und seufzt.

*

Die Leiden der gegenwärtigen Weltzeit:
1. Ihr Druck auf die ganze Schöpfung:
   a) woher er kommt (V. 20),
   b) wohin er zielt (V. 21);
2. ihr Druck auf das Christenherz (V. 23):
   a) wie er sich erklärt (nur Erstlinge),
   b) wie er sich erträgt (in Hoffnung).

*

Die christliche Hoffnung lehrt uns die Leiden der Zeit in Geduld ertragen:

1. Sie weist uns die Spuren des Leidens in der ganzen Schöpfung (V. 19);
2. sie erklärt uns die Leiden der Schöpfung (V. 20);
3. sie zeigt uns, wohin das Sehnen der Schöpfung zielt (V. 21 f);
4. sie heißt uns selber harren auf die Vollendung und Verklärung (V. 23).

*

Die künftige Verklärung:

1. Das Ende und Ziel unserer Leiden (V. 18);
2. die Sehnsucht der ganzen Schöpfung (V. 19);
3. die Hebung des Fluches von der Schöpfung (V. 20—22);
4. das Verlangen der Kinder Gottes (V. 23).

*

Das große Wehe der Welt (V. 18—19):

1. Woher es kommt (V. 20);
2. wohin es zielt (V. 21);
3. womit es endet (nicht in Vernichtung, sondern in Verklärung, V. 22);
4. was es uns lehrt (V. 23).

*

Der Mensch und die Natur nach christlicher Auffassung:

1. Der Fall des Menschen bringt auch die Natur ins Elend (V. 19—20);
2. die Natur harrt mit dem Menschen auf Erlösung (V. 21);
3. die Verklärung des Menschen hat die Verklärung der Natur im Gefolge (V. 22—23).

*

Was bedeutet die Verklärung, die wir erwarten?
1. Ein Ende der zeitlichen Leiden (V. 18—19);
2. eine Befreiung der ganzen Schöpfung (V. 20);
3. eine Erfüllung ihrer Sehnsucht (V. 21—22);
4. eine glorreiche Offenbarung der Gotteskindschaft (V. 23);
5. eine Erlösung unseres Leibes.

*

Was lehrt uns die christliche Naturbetrachtung?
1. Die Unordnung in der Natur ist nicht ursprünglich, sondern Folge der Sünde;
2. durch die Natur geht ein Sehnen nach Hebung der Unordnung;
3. die Ordnung wird einst hergestellt bei der Verklärung der Menschheit.

* * *

Homilie.

Das Dorngestrüpp, mit dem der Boden dieser Welt und dieses Lebens so sehr durchwachsen ist, gereicht nicht wenigen zum Anstoß, zu zeitlichem und ewigem Schaden. Nicht nur, daß sie an diesen Dornen sich verwunden und die Wunden nicht zu heilen verstehen, für viele werden die Dornen des Leidens zu Dornen der Zweifel, die den Glauben verletzen, zu Dornen des Unmutes und der Ungeduld, die den inneren Frieden stören und die Liebe tödlich verwunden.

Warum die Leiden in der von Gott stammenden Schöpfung? Warum die Leiden auch noch im neuen Gottesreich? Warum Leiden auch noch nach der Erlösung und auch im Leben der Erlösten? Das ist dieses große Warum,

über das manche nicht hinüberkommen, das den Glauben mancher wankend macht und viele Seelen mit Finsternis und Bitterkeit erfüllt. Das ist das Warum, das der Unglaube ausspielt gegen das Christentum und die Kirche, als wäre es ein Beweis, daß sie nicht halten, was sie versprechen, nicht leisten, was man von ihnen erwarte.

Geliebte, wir brauchen diesem Warum nicht aus dem Wege zu gehen. Wir fürchten es nicht. Es gibt eine klare und bestimmte Antwort darauf, die jedem Menschengeiste genügt, der weder so stumpfsinnig ist, daß er glaubt ohne zu denken, noch so hochmütig, daß er denkt ohne zu glauben. Der heilige Apostel gibt uns diese Antwort in der eben verlesenen Lektion des heutigen Sonntags aus dem achten Kapitel des Römerbriefes. Hier wirft er die Frage auf: Warum drücken Leiden auch auf des Christen Gemüt? Und er antwortet auf diese Frage: Auch das Leben des Christen ist ein Leidensleben,

1. damit er nicht vergesse die ewige Herrlichkeit;
2. damit er verstehe das Sehnen und Seufzen der ganzen Schöpfung;
3. damit auch er seufzend entgegenharre der Verklärung.

*

Daß unser Leben hienieden bloß ein Vorleben, eine Vorschule ist für ein anderes Leben drüben, daß nach dem kurzen Diesseits ein ewiges Jenseits unser wartet, daß wir aus dieser Welt der Zeitlichkeit über die Schwelle des Todes ins Reich der Ewigkeit hinübergehen, daß drüben unser Lohn, unsere Erbschaft, unsere Seligkeit hinterlegt ist — das, Geliebte, ist unser unerschütterlicher Christenglaube, unsere felsenfeste Überzeugung.

Und doch ergeht es uns so manchmal wie dem Wanderer, der einem fernen Ziele zustrebt. Fest hat er es ins Auge gefaßt und rüstig schreitet er ihm entgegen. Aber da lockt in der brennenden Mittagshitze ein kühler Wald, ein liebliches Tal öffnet sich, vom Berge rauscht ein frischer Quell, und er läßt sich abbringen vom Weg, und anstatt einige Augenblicke zu rasten und dann hurtig weiterzuwandern, läßt er zu langer Ruhe sich nieder, kommt ab vom Weg, verliert das Ziel aus dem Auge und vergißt ganz, wohin er eigentlich wollte. So hat schon mancher Christ entschlossen sich dem ewigen Ziele zugewendet, aber unterwegs nahmen ihn die irdischen Geschäfte und Freuden und Zerstreuungen ganz gefangen, daß er seines Berufes und Zieles nicht mehr gedenkt, das Land der Wanderschaft mit der Heimat verwechselt, das Irdische und Zeitliche für groß und wichtig ansieht und darüber das Größte und Wichtigste vergißt und versäumt.

Sehet nun die erziehende Fürsorge Gottes. Sie sendet dem Christen Leiden, um ihm die Erde zu entleiden und ihn wieder an seine Bestimmung zu gemahnen. Sie sendet Leiden, die ihn von seinen Gütern losreißen, ihm die irdischen Freuden verbittern, ihm seine träge Ruhe vergällen, mit scharfem Messer viele Bande durchschneiden, mit schwerem Druck viele Ketten brechen, die ihn gefangen hielten.

Da erwacht die Seele wie aus einem Traum, und sie gedenkt wieder der andern Welt. Der Druck der Leiden hebt sie himmelwärts, so wie der starke Druck das Wasser in die Höhe treibt. Aus diesem Tale der Zähren schaut sie hinüber ins bessere Jenseits und spricht: Ich glaube an ein ewiges Leben. Und indem sie hinüberblickt, wird ihr Auge klar und hell, und sie erkennt, daß, was sie zuvor als groß und wichtig angesehen, klein ist und unbedeutend

und von kurzer Dauer, daß groß nur das ist, was ewig währt. Sie vergleicht die Leiden, unter denen sie jetzt seufzt, mit der ewigen Herrlichkeit, die drüben winkt und die sie durch diese Leiden verdienen soll, und spricht freudig mit dem Apostel: Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nichts sind im Vergleich mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden.

Fragst du noch, o Christ, warum Leiden dir das Herz beschweren? Frage und laß vom Apostel dich belehren. Sie sind dir notwendig, damit du den Weg nicht verfehlst und das Ziel nicht vergissest. Sie machen dir die Seele frei, sie erschließen dir den Blick in die Ewigkeit; dann erscheint alles klein und unbedeutend, was Erdenfreude und was Erdenleid heißt.

Von den lichten Höhen der ewigen Herrlichkeit lenkt der Apostel unsern Blick hin auf die Natur und spricht die tiefsinnigen Worte: Die Erwartung der Kreatur harret auf die Offenbarung der Kinder Gottes; denn der Vergänglichkeit ist die Kreatur unterworfen, nicht freiwillig, sondern um deswillen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung hin, weil die Kreatur selbst auch befreit werden wird von der Knechtschaft des Verderbens und versetzt wird in die Freiheit der Glorie der Kinder Gottes; wissen wir ja, daß die ganze Schöpfung mitseufzt und in Wehen liegt bis nun.

Geliebte, das ist christliche Naturwissenschaft. Die dringt tiefer ein ins Wesen der Natur als jede andere. Sie sagt uns: Leidender Mensch, dessen Leben durchwuchert ist von den Dornen des Leidens, betrachte die ganze Schöpfung

und du wirst finden, daß auch sie leidet und in Wehen liegt. Sie sagt uns: Leidender Mensch, der du seufzest unter den Folgen der Sünde, siehe hin auf die Natur: auch sie leidet um der Menschensünde willen. Leidender Mensch, dessen Auge aus Leid und Weh sich hinaufwendet nach dem besseren Jenseits, schaue hinein ins Leben der Natur und du wirst finden, daß auch mit ihren Wehen sich verbindet ein Sehnen nach Vollendung, daß ihr Seufzen und Harren auch wie ein prophetischer Hinweis ist auf ein anderes Leben, auf eine künftige Verklärung.

Wie sollen wir all das verstehen? Sehet, Geliebte, zwischen dem Menschen und der übrigen Schöpfung besteht ein enger und notwendiger Zusammenhang. In diese Schöpfung herein hat Gott den Menschen gesetzt; durch sie hindurch führt sein Weg; von ihren Früchten und Gaben lebt er und ernährt er sich. Aber nicht bloß das: seinem Körper nach ist er ein Teil der körperlichen Schöpfung, seinem Geiste nach aber steht er hoch über ihr, soll er als Herr und König über sie herrschen. So war es einst. Damals, im Paradies, lebten der Mensch und die Natur in schönster Eintracht. Gehorsam legte die Natur sich ihrem Herrn und Gebieter zu Füßen; sie kam seinen Bedürfnissen und Wünschen entgegen und zuvor; sie reichte ihm mit freigebigen Händen ihre Gaben dar. Aber dann kam der Fluch, der Fluch der Sünde. Er verdarb das Wesen des Menschen, er vergiftete sein Leben, er zerbrach sein königliches Zepter. Und von der Menschenwelt aus drang dieser Fluch auch in die Naturwelt ein und störte das friedliche Zusammenleben des Menschen mit der Schöpfung. Die Natur wurde eine Sklavin der Hinfälligkeit, der Vergänglichkeit und des Verderbens. Gott selbst unterwarf sie dem Gesetze des Todes, damals, als er das

Strafurteil über den Menschen fällte: Die Erde soll verflucht sein um deinetwillen (Gn 3, 17).

Und nun, Geliebte, schauet hinein in alle Reiche der Natur, begegnet ihr nicht überall den Spuren dieses Fluches, diesem ehernen Gesetze des Sterbens und Verderbens? Wohl zeigt die Ordnung der Natur im großen, daß sie noch immer in der allmächtigen Hand ihres Schöpfers ruht, daß der, der sie erschaffen, sie auch erhält. Aber neben dieser Ordnung im großen, welche Störungen und Unordnungen im kleinen und einzelnen!

Hier Gefilde, die in Eis und Schnee erstarren, weil die Sonnenwärme fehlt; dort solche, welche die Feuersglut der Sonne zu Wüsten dorrt. Hier Länder, die ihre Fruchtbarkeit nicht entfalten können, weil es an Wasser und Regen gebricht; dort Länder, deren Fruchtbarkeit und Nährkraft von Wasser und Regen ertränkt wird. Herrliche Saatfelder, zur Ernte reif, stampft der Hagel in einigen Augenblicken in den Boden, und in einer Nacht vernichtet der Frost den Blütenschmuck der Bäume und mit ihm den Obstsegen des ganzen Jahres. Wie hart und rauh der Boden der Erde! Mit wie viel Arbeit und Mühe muß er gelockert, mit wie viel Menschenschweiß befeuchtet werden, um die Nahrung hervorzubringen, deren wir bedürfen. In der Welt der Tiere, wie viel Schmerz und wie viel schreckliches Sterben! Auch den Tieren ist die Natur oft eine harte Mutter; sie verweigert ihnen das Notwendige und läßt sie elend verhungern. Die Tiere zittern vor ihr in den schrecklichen Stunden der Gewitter, der Überschwemmungen, der Erdbeben. Kein Friede in der Tierwelt selbst; das eine mordet das andere; eine Gattung verfolgt und vertilgt die andere. Kein Friede zwischen Mensch und Tier; beide stehen sich

fremd und feindlich gegenüber; der Mensch zittert vor dem Tier, das Tier vor dem Menschen; sie leben auf dem Kriegsfuß miteinander; meist bedarf es der Gewalt und der Dressur, bis das Tier dem Menschen sich nähert und fügt.

In der Tat, der Nichtigkeit und Hinfälligkeit ist die Natur unterworfen. Ihr Schmerz und ihre Not, ihre Unordnung und ihr Unfriede läßt nicht daran zweifeln: so ist die Schöpfung nicht aus Gottes Hand hervorgegangen, das war nicht ihr ursprünglicher Zustand; erst durch des Menschen Schuld und Sünde ist die Ordnung gestört worden und ist der Fluch und das Wehe in ihre Adern eingeflossen. Aber so wird es auch nicht bleiben. Auf Hoffnung hin, sagt der Apostel, ward die Schöpfung dem Verderben unterworfen. Hoffnung mischt sich in ihre Leiden und Wehen. Die Klagen, die Schmerzensausbrüche, die Jammertöne, die aus allen Reichen der Natur aufsteigen, sie sind zugleich Sehnsuchtsseufzer und Hoffnungsrufe der einer besseren Zukunft entgegenharrenden Schöpfung. Ihre Wehen sind Geburtswehen. Ja, wir wissen, daß die ganze Kreatur seufzt und in Wehen liegt bis nun, ausschaut nach der Befreiung vom Gesetze des Verderbens, ausschaut nach dem großen Tage, wo die Kinder Gottes eingehen in die ewige Herrlichkeit, und wo auch für die ganze Schöpfung die Verklärung anbricht.

Das wissen wir, das sehen und hören wir. Die Hochgebirge der Welt, scheinen sie nicht Hochwarten, von denen die Natur ausschaut nach der künftigen Verklärung? Das Heulen der Winde und Brausen der Stürme, ist es nicht durchmischt mit Rufen der Sehnsucht? Die Blitze, die das Dunkel durchflammen, und die furchtbaren Donnerschläge, die ihnen folgen, sind das nicht Ausbrüche des Wehes und des stürmischen Verlangens zugleich? Das Rauschen der

Meere und Ströme, hört es sich nicht an wie ein aus dem tiefsten Herzen der Schöpfung kommendes Klagelied über das verlorne Paradies und wieder wie ein zum Himmel dringendes Gebet der Sehnsucht nach Verklärung? Wenn am Morgen die Erde der Sonne entgegenharrt und bei ihrem Erscheinen jubelnd sie begrüßt und umflossen von ihrem Licht und ihrer Wärme alles Leid und Weh zu vergessen scheint, sind das nicht Stunden, in denen sie von ihrer künftigen Verklärung träumt?

O mein Christ, fragst du noch, warum dein Leben hienieden mit Leiden durchwoben sei? Schaue hinein in die Schöpfung. Du begegnest überall einer leidenden Schöpfung, die durch die Schuld deines Geschlechtes und durch deine Schuld zum Leiden verurteilt ist. Blicke hinein und horche hinein in die Schöpfung und du wirst wahrnehmen, wie ein großes Sehnen nach Erlösung und Verklärung auch durch ihre Reiche zieht. Darum beklage dich nicht, wenn auch du zu leiden hast; dulde und hoffe und harre auf eine bessere Zukunft.

Das ist es, was der Apostel am Schluß der Epistel uns noch ans Herz legt: Nicht nur sie, die Kreatur, sondern auch wir selber, die wir die Erstlinge des Geistes haben, wir selber seufzen in uns, indem wir die Aufnahme in die Kindschaft Gottes erwarten, die Erlösung unseres Leibes in Christus Jesus, unserem Herrn.

Es leidet und seufzt die ganze Schöpfung. Es leidet und seufzt die ganze Menschheit. Es leidet und seufzt auch der Christ. Auch er? Ist er nicht ein Kind Gottes, in Gnaden aufgenommen um Christi willen? Genießt er nicht von den Früchten der Erlösung? Trinkt er nicht aus dem

Quell der Gnaden? Wohl, er besitzt die Erstlinge des Geistes, die Erstlingsgaben des Gottesgeistes, aber er besitzt noch nicht die Fülle dieser Gaben. Er trinkt aus dem Kelche der Gnade, aber noch nicht aus dem Kelche der Glorie. Er besitzt die Kindschaft Gottes, aber noch ist die Herrlichkeit dieser Gotteskindschaft nicht offenbar geworden. Wohl nimmt er in den heiligen Sakramenten auch in sein leibliches Leben Keime der Unsterblichkeit auf, aber noch ist dieser Leib der Sterblichkeit unterworfen, mit böser Lust behaftet, so oft beherrscht vom Gesetze der Glieder (Röm 7, 23). Noch streitet auch im Christen das Kind Gottes gegen das Kind der Welt, das Kind Gottes gegen das Kind des Todes, und dieser Widerstreit erzeugt Leiden und Wehen — darum seufzen auch wir noch in unserem Innern.

Aber wenn schon in der Natur das Seufzen in ein Sehnen übergeht, so noch mehr beim gläubigen Christen. Er besitzt ja schon die Erstlingsgaben des Geistes, und dieses Besitzes sich freuend, schaut er voll Zuversicht aus nach der herrlichen Zukunft, wo er das ganze große Erbe ewiger Glückseligkeit antreten darf. Er fühlt sich als Kind Gottes, und wenn er jetzt noch in der Fremde weilt, so schaut er doch fröhlich aus nach jener Stunde, wo der Vater ihn heimruft in die ewige Heimat. Er wandelt noch im Fleische und kämpft gegen das Fleisch und seufzt unter dem Elende des sterblichen Leibes; aber sein Seufzen wird zum Sehnen nach jener Zukunft, wo auch für den Leib die volle Erlösung anbricht und die verklärte Seele, wiedervermählt mit dem verklärten Leib, in den Himmel einzieht.

O mein Christ, verstehst du das? Dann verstehst du das Geheimnis des Leidens, dann verstehst du das Geheimnis des Glückes. Dann wirst du reich sein an Freude

und Trost und Hoffnung in aller Trübsal. Starre nicht so düster und trübselig hin auf die Beschwernisse und Bitterkeiten des Lebens. Was dir als Unglück erscheint, ist der Weg zum Glück. Was dir als Hindernis erscheint, soll dir Hilfsmittel sein zum Heil. Was du als Schwergewicht empfindest, das sind die Schwingen, welche die Hoffnung dir verleiht. Breite sie aus, diese Schwingen, sie erheben dich über die Tiefen der Leiden, sie halten dich über dem Abgrunde der Verzweiflung, sie tragen dich sicher hinüber in die bessere Heimat. Traure nicht wie die, die keine Hoffnung haben, weil sie keinen Glauben haben. Vergeude nicht deine Zeit und Kraft mit törichten Versuchen, das Joch des Leidens abzuwerfen, oder mit noch törichteren Versuchen, diese Erde in ein Paradies umzuschaffen und dir einen Himmel hienieden einzurichten; eher möchte es gelingen, die Bitterkeit des Weltmeeres in Süßigkeit zu verwandeln.

Es gibt eine Heimat, es gibt eine ewige Glückseligkeit, es gibt eine Sabbatruhe für das Volk Gottes (Hebr 4, 9). Aber sie liegt drüben im Jenseits, und der Weg dahin führt über steinigen Boden, durch Dornen und Disteln, durch das Tal der Tränen und den Engpaß des Todes. Das sagt mir mein Glaube, das sagt mir mein eigenes Herz, das sagt mir die ganze Schöpfung, die wie mit tausend Stimmen und mit tausend Armen nach Erlösung und Verklärung verlangt. So will auch ich getrost meinen Leidensweg weiterwandern; er führt zum Ziel. Der gütige Gott erquickt mich schon auf der Wanderung aus dem Kelche der Gnade. Die Hoffnung ist mein fester Stab, und wenn einst die Leiden des Lebens in den Wehen des Todes den Höhepunkt erreichen, dann ist das Ende nahe. Wenn ich mit Gottes Gnade gut vollende, so werde ich eingehen in die Heimat,

wenn auch erst auf dem Umweg durch das Fegfeuer, und einst werde ich, ich selber seliger Zeuge sein, wie die ganze Schöpfung aus ihren Wehen neugeboren hervorgeht in paradiesischer Schönheit, und von der verklärten Erde werde ich als Ehrengabe zurückerhalten den verklärten Leib und eingehen für immer in die Glorie meines Herrn. Dann wird das Glauben zum Schauen, das Sehnen zum Sehen, und staunend und anbetend werde ich noch einmal nachsprechen das Wort des Apostels: Wahrlich, die Leiden des vergangenen Lebens stehen in keinem Vergleich mit der Glorie, die nunmehr offenbar geworden ist. Amen.

Homilie über das Evangelium des siebten Sonntags nach Pfingsten.

(Mt 7, 15—21.)[1]

Unser heutiges Evangelium ist eine Warnungstafel, die der Herr schon in seiner ersten großen Predigt auf dem Berge der Seligkeiten aufgerichtet hat und auf die jedes Jahr die heilige Kirche unsern Blick hinwendet. Zwei Warnungen stehen darauf: Hütet euch vor den falschen Propheten, seid nicht selber eure eigenen falschen Propheten. Lasset euch nicht täuschen von andern, täuschet nicht euch selbst. Nehmet euch in acht vor den Heuchlern, werdet nicht selbst Heuchler; betrüget nicht euch selbst und suchet nicht Gott zu betrügen, indem ihr wohl Herr, Herr saget, aber den Willen Gottes nicht tuet.

Was scheint klarer und verständlicher als die wuchtigen Sätze dieses Evangeliums voll Lebensweisheit und Lebens-

[1] Vgl. Reck, Das Missale II 126 ff; Ries, Sonntagsevangelien II 120 ff.

erfahrung? Und doch gibt es vielleicht nicht viele Evangelien, die so sehr mißverstanden und mißdeutet wurden wie dieses. Ja, sollte man es glauben: gerade das Gleichnis vom Baum und seinen Früchten, das gegen die falschen Propheten gerichtet ist, wird von den falschen Propheten zu ihren Zwecken mißbraucht, und gerade aus ihm suchen sie Schafwolle zu spinnen, um ihre Wolfsnatur zu verbergen. Hütet euch vor den falschen Propheten, haltet die Augen offen, damit ihr ihre Fälschungen durchschauet, und suchet mit mir den wahren Sinn dieses Gleichnisses zu ergründen.

*

Der Baum mit seinem Wurzelschlag hinab in die Tiefen, mit seinem aufrechten Stamme, mit seiner Krone, die so hoch als möglich sich emporschwingt der Sonne entgegen, der Baum mit seinen Zweigen, Blättern, Blüten und Früchten, mit seinem Sprossen, Wachsen und Vergehen ist ein uraltes Sinnbild des Menschen. Auch der Heiland bedient sich dessen und unterscheidet im großen Garten der Menschheit gute und schlechte Bäume mit guten und schlechten Früchten. Jeder gute Baum bringt gute Frucht, aber ein schlechter Baum bringt schlechte Frucht. Dies ist ein Erfahrungssatz, den der Heiland vom Boden der Erde auf den Boden der Menschheit überträgt. Sofort aber begründet er diese Erfahrung auf ein unabänderliches Grundgesetz der Natur: Es ist nicht Zufall, es ist innere Notwendigkeit, daß der gute Baum gute, der schlechte Baum schlechte Früchte bringt. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte, ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen, denn die Frucht ist nicht bloß etwas Äußerliches am Baum, sondern das Produkt seines eigensten Wesens, seiner innersten Natur,

seines Saftes und seiner Kraft. Darum kann der gute Baum, so lang er gut bleibt, nur gute, der schlechte, so lang er schlecht bleibt, nur schlechte Frucht bringen.

Da ist nun die Hauptfrage die: Welcher Baum ist denn gut im Sinne Christi? Sofort kommen die falschen Propheten und im Widerspruch mit der ganzen christlichen Lehre und im Widerspruch mit aller Erfahrung verkündigen sie laut: Jeder Baum ist von Natur gut, seine Wurzeln sind durchaus gesund, der Naturgrund ist guter Boden und die natürlichen Früchte sind gute Früchte. Von Natur und Geburt ist der Mensch gut und unverdorben. Es ist nichts nötig, als ihn seiner natürlichen Entwicklung zu überlassen, höchstens noch durch Bildung und Aufklärung ihn etwas zu veredeln und gar zu wilde Triebe zu beschneiden, die in ihm liegende edle Menschlichkeit sich frei entfalten zu lassen, und es werden von selber gute Früchte sich einstellen, ihm und der Gesellschaft zum Nutzen und zur Ehre. Lasset den Baum, wie er ist, rufen sie uns zu, machet keine vergeblichen und verderblichen Versuche, ihn besser zu machen als er ist, ihn aus dem Naturboden in einen angeblich übernatürlichen Boden der Religion überzupflanzen und übernatürliche Früchte von ihm zu verlangen. Naturmoral, natürliche Sittlichkeit, natürliches sittliches Streben mit rein natürlichen Kräften und Zielen, natürliche Humanität — das ist das neue Evangelium, das heutzutage gepredigt wird und für welches eigene Gesellschaften und Vereine eifrig Propaganda machen.

Glaubet ihnen nicht. Es sind falsche Propheten, ihre eigenen Früchte verraten sie. Es ist nicht wahr, daß der Mensch, wenn man ihn ganz sich und seiner natürlichen Entwicklung überläßt, von selbst zum guten Baume wird und

gute Frucht bringt. Es ist nicht wahr, daß er von Natur gut, unverdorben, tugendhaft ist oder aus rein natürlicher Kraft es werden kann. Die rein natürliche Sittlichkeit ohne Glaube, ohne Gnade, ohne Gott führt, wie die Erfahrung zeigt, in der Regel zu höchst unnatürlicher Unsittlichkeit. Die „gesunde Sinnlichkeit", die jene so sehr rühmen und in Schutz nehmen, ist, genau besehen, nichts weniger als gesund, und ihre Früchte sind Geschwüre und Eiterbeulen.

Die Lügenpropheten! Sie wollen Trauben sammeln von den Dornen und Feigen von den Disteln. Und wie machen sie das? Sehr einfach; sie nennen gut, was schlecht, erlaubt, was verboten, Tugend, was Laster ist; sie preisen die Schlehen der Dornen als köstliche Trauben und die ungenießbaren Distelkolben als süße Feigen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Welches sind ihre und ihrer Lehren Früchte? Vielleicht einzelne natürlich guten Werke; aber sie haben nicht die Güte, die Geltung hat vor Gott und Wert für die Ewigkeit. Und meist sind es wenige; man kann sie zählen nach einem Worte des Propheten wie an einem Ölbaum nach dem Schütteln: zwei oder drei Oliven im Wipfel, vier oder fünf an den Zweigen (Is 17, 6); daneben wilde Früchte, Holzäpfel, Früchte, die von den Würmern unlauterer Absichten, schnöder Eigensucht, elender Eitelkeit angefressen sind, daneben die Sodomsäpfel der Werke des Fleisches (Gal 5, 19).

Welcher Baum ist gut im Sinne Christi? Nicht der natürliche Mensch, wie er aus dem Schoße der Mutter hervorgeht und zur Welt geboren wird; denn er ist in der Wurzel krank und im Saft verdorben durch die Erbsünde. Nein, der Mensch ist nicht gut von Geburt, er muß erst gut werden durch Wiedergeburt. Der Christ, wiedergeboren in

der Taufe, gerechtfertigt und geheiligt durch Gottes Geist, das ist der neue Mensch, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit (Eph 4, 24). Das ist der gute Baum, ein Ableger vom wahren Baume des Lebens (Offb 2, 7; 22, 2), von der Edelrebe, die sich in den Boden der Menschheit einsenkte, von Jesus Christus, dem wahren Weinstock. Der Christ ist aus dem Reiche der Sünde, aus dem vergifteten Boden der unerlösten Welt übergepflanzt in das Reich Gottes, in den Lebensgrund göttlicher Gerechtigkeit; er saugt aus diesem Boden Lebenssäfte der Gnade und wiegt seine Krone im Lichte des Himmels. Er ist der veredelte Mensch, und seine durch die Gnade geläuterte, gehobene und befruchtete Natur vermag gute Früchte hervorzubringen.

Früchte — das ist die Hauptsache. An den Früchten wird der Baum erkannt, nicht an den Blättern und Blüten. Gute Früchte — guter Baum; schlechte Früchte — schlechter Baum. Auch diesen vom Herrn aufgestellten Grundsatz eignen die falschen Propheten sich an, scheinbar zustimmend, in Wahrheit fälschend. Sie glauben, diesen Satz vor allem gegen uns und unsere Kirche ausspielen zu können. Früchte verlangen wir, rufen sie uns zu, Werke und Taten, die der Gesellschaft Nutzen bringen; ihr aber vergeudet Zeit und Kraft in Hervorbringung von Blättern und Blüten, mit endlosen Andachtsübungen und Gottesdiensten, mit Glaubensfragen und Glaubensstreitigkeiten, mit überflüssigen Kundgebungen des Glaubens und der Frömmigkeit, mit Herr-Herr-Sagen. Früchte, nicht Blätter und Blüten! Früchte tätiger Liebe anerkennen wir, aber verschonet uns mit den Blättern und Blüten der Gebete, der Zeremonien, der Glaubensbekenntnisse — sie sind wertlos!

Das scheint im Sinne Christi gesprochen; in Wahrheit ist nur ein Wort Christi mißbraucht, um unchristlichen Geist und Sinn zu verbergen; es ist auch nur Schafwolle, um den reißenden Wolf zu verhüllen. Das scheint eine weise Rede. O ja, sie ist so weise, wie wenn jemand an einen im Schmuck der Blätter und Blüten prangenden Baum herantritt und spricht: Welch ein unnützer Baum! Lauter Blätter und Blüten, die nichts taugen; schlaget doch die Blätter weg, reißet doch die Blüten ab, daß er ein nützlicher Baum werde, der nur noch Früchte trägt! Das ist eine Weisheit, die jeder Bauersmann als Torheit belächeln müßte. Wenn die Früchte den Ausschlag geben bei Wertung des Baumes, folgt dann daraus, daß die Blätter und Blüten ganz wertlos sind? Wenn nicht jeder, der Herr, Herr sagt, ins Himmelreich eingeht, folgt denn daraus, daß man überhaupt nicht Herr, Herr sagen darf?

O ihr, die ihr so geringschätzig urteilt über Glaube und Glaubensbekenntnis, die ihr die volle Schale eures Spottes ausgießt über die Frömmler und Betschwestern und die Andachtsübungen und die Teilnahme am Gottesdienst als überflüssig ansieht und bloß Werke und Taten fordert, ihr seid Toren und falsche Propheten und verratet eine sehr mangelhafte Kenntnis des Menschen und wenig Einblick in jene innere Werkstätte, in der die guten Taten und Werke zustande kommen.

Schon das Gleichnis vom Baume könnte sie ihres Irrtums überführen. Wo ist denn ein Baum, der nur Früchte hervorbringt ohne Blätter und Blüten? Wenn ein Baum im Frühjahr blätter- und blütenlos bliebe, wissen wir dann nicht ganz gewiß, daß er im Sommer auch keine Frucht zeitigt? Blätter und Blüten sind ja die notwendige

Vorbedingung jeder Frucht! Der gesunde Baum offenbart seine Gesundheit vor allem darin, daß die aus den Wurzeln aufsteigenden, durch Stamm und Zweige zirkulierenden Lebenssäfte ihm den reichen Schmuck der Blätter weben. Das ist nicht bloß Schmuck, sondern zum Leben des Baumes notwendig, denn die Blätter sind wie Lungenflügel, mit denen er Licht und Luft einatmet. Und im Frühjahr stellt der Blütenschmuck sich ein, und der ist noch weniger bloßer Schmuck; der Blütenkelch birgt ja schon den Keim und Ansatz der Frucht.

So auch beim Menschen. Ist er sittlich gesund, so wird seine Gesundheit aufblühen und ausblühen in guten Gesinnungen, Gefühlen und Worten, und diese sind nicht nutzlos, denn aus guten Gedanken und guten Worten keimen gute Taten; sie wird ausblühen in einem reichen Gebetsleben, und dies ist nicht nutzlos, denn im Gebet atmet die Seele Kräfte einer andern Welt ein; sie wird aufblühen in guten Entschließungen und Vorsätzen, und diese sind die Fruchtansätze guter Werke.

Darum, meine Christen, lasset euch nicht beirren durch die falschen Propheten. Saget Herr, Herr zum Heiland, bekennet euch zu ihm mit Mund und Herz, pfleget das tägliche Gebet, heget gute Gedanken und fromme Gefühle. All das ist notwendig und zum Fruchtbringen unentbehrlich. Es ist nur noch nicht genug; es darf nicht bei den Blättern und Blüten bleiben; es muß wirklich zur Fruchtbildung und Fruchtreife kommen. Die täglichen Werke müssen gute Früchte werden durch die gute Meinung; es dürfen nicht fehlen die Früchte des Geistes, die der Apostel aufzählt: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Langmut, Sittsamkeit, Mäßigkeit, Keuschheit (Gal 5, 22 f); wir dürfen nicht gleichen dem

Weinberge Israels, von dem es bei den Propheten heißt, daß er wohl reichbelaubt sei (Os 10, 1), aber nicht Trauben, sondern Herlinge bringe (Ps 5, 2).

O daß wir alle gute Bäume wären mit guten Früchten! Siehe da vor meinen Augen ein ganzer Wald von Menschenbäumen. O daß sie alle gute Bäume wären mit guten Früchten! Es ist mir, als gehe der Herr durch seinen Garten und mustere seine Bäume und zeichne sie, einen nach dem andern. Dieser und dieser, spricht er, ist ein guter Baum; er erfreut mich durch seine reiche Frucht; ich will bald meinen Diener Tod senden und ihn aus der Baumschule dieses zeitlichen Lebens in mein Paradies versetzen lassen, denn er ist es wert. Hier und hier — gute Bäume, fruchtbare Bäume, aber viel überschüssiges Holz hochfahrender Neigungen und Strebungen, viele taube Schößlinge der Eitelkeit und Weltanhänglichkeit, viel Laub und leere Blüten und doch zu wenig Frucht; ich werde über sie kommen müssen mit dem scharfen Messer der Trübsal und Heimsuchung, damit sie mehr Frucht bringen. Doch hier, was ist es mit diesem Baum? Es ist schon das dritte Jahr, daß ich komme und Frucht suche an diesem Feigenbaum und finde keine — weg mit ihm, wozu nimmt er noch den Platz ein (Lk 13, 7)?

O Herr, gestatte, daß ich Fürbitte für ihn einlege; halte ein, lege nicht die Axt an seine Wurzel; laß ihn noch dieses Jahr, ob er nicht doch noch Frucht bringe. O Herr, habe Erbarmen mit uns allen; wende dich zu uns und suche in Gnaden heim deinen Weinberg und schirme ihn, den gepflanzt hat deine Rechte (Ps 79, 15 16). Ewiger Gott, von dem die frommen Begierden, die guten Entschlüsse und die gerechten Werke kommen, segne uns und entziehe uns nicht deine Gnade, damit wir nicht dem Fluche der Unfruchtbar-

keit verfallen, sondern in dir und aus dir wachsen, blühen und Frucht bringen ins ewige Leben. Amen.

Evangelium des neunten Sonntags nach Pfingsten.

(Lk 19, 41—47.)

Vorbemerkungen[1].

Jesus weint über Jerusalem. Dieses Evangelium bietet keine einfache Lehrunterweisung, sondern eine dramatisch bewegte Erzählung. Sie berichtet, wie Jerusalems große Schuld: die Verachtung der Gnade und der Mißbrauch des angebotenen Heiles, Jesus zu Tränen, zur Drohung, zur Züchtigung bewegt. Evangelium und Epistel berühren sich inhaltlich. Auch 1 Kor 10, 6—13 enthält einen warnenden Hinweis auf das dem Heile widerstrebende Israel, auf die Begierlichkeit, Götzendienerei, Unzucht, auf die Versuchung Christi und das Murren, wodurch sie anstatt des Heiles Verderben ernteten. Dann folgt ein Satz, der zugleich auf das Evangelium anwendbar ist: Dieses ist vorbildlich jenen begegnet, niedergeschrieben aber wurde es zur Warnung für uns, auf die das Ende der Weltzeiten zutrifft. Das will heißen: Die Christen haben eine Pflicht, die Erfahrungen der alttestamentlichen Vorzeit auf sich anzuwenden und für sich zu verwerten. Die alttestamentlichen Geschicke haben typische Bedeutung für sie. So sind Israels und Jerusalems schwere Heimsuchungen Warnbilder für die Christen, damit sie nicht durch gleiche Sünden gleiche Strafgerichte auf sich herabziehen. Gewarnt durch solche Vorzeichen, soll der Christ, der zu stehen meint, nicht stolzem Selbstvertrauen

[1] Vgl. Reck, Das Missale II 148 ff; Ries, Sonntagsevangelien II 159 ff.

sich hingeben, sondern vorsichtig an die Möglichkeit des Fallens denken, vorsichtig sein, aber nicht verzagt, auch nicht in schweren Versuchungen (1 Kor 10, 11—13). So hat die Epistel nicht bloß Grundton und Tendenz mit dem Evangelium gemein, sie gibt zugleich Anleitung, wie das von Jerusalem Berichtete auf die Kinder der Kirche anzuwenden sei.

Die Evangelienperikope gehört zu den fruchtbaren; sie ist reich an großen Momenten, ergreifenden Zügen, bedeutendem Lehrgehalt. Da kann die Predigt wieder und wieder aus dem Vollen schöpfen. Die thematische Predigt hat ihr eine lange Reihe von Lehrpunkten abgewonnen, die sich als geistige Einheiten für eine Rede eignen. Die Homilie darf sich nicht auf eine historische und exegetische Erklärung beschränken; ihre zweite Aufgabe ist die Anwendung. Sie muß sich daher darüber klar sein, welches der bleibende Gehalt der Perikope in ihrem geschichtlichen und lehrhaften Teil ist, was sie *uns* zu sagen hat, inwiefern sie als Teil des geschriebenen Gotteswortes auch für uns ein Offenbarungswort ist und auch unser religiöses Leben berührt. Hier kommen folgende Punkte in Betracht:

1. Das Evangelium läßt uns tief hineinblicken in das Erlöserwirken des Heilandes, in die Methode seiner seelensuchenden Liebe. Tränen, Klagen, Ermahnungen, Drohungen, Strafe (Tempelreinigung) und anhaltende Belehrung (letzter Vers) vereinigen sich zu einem letzten Versuch, Jerusalem, d. h. alle Kinder des Volkes Israel, zur Annahme des Heiles zu bestimmen. Der Einzelzug ist typisch; so arbeitete damals sein Seeleneifer, so wirkt er auch jetzt noch auf unsere Seelen mit leisen und starken, mit milden und strengen Mitteln; so schlägt noch sein gottmenschliches Herz; seine Liebe ist dieselbe auch gegen uns, und wenn er auch keine

Erdentränen mehr weint, so waren doch jene Tränen auch für uns geweint, und auch sie befinden sich in dem von ihm gegründeten Heilsschatze, aus dem auch wir schöpfen.

2. Auch hierin ist der Heiland Vorbild für uns, nicht bloß für die amtlich bestellten Seelsorger, sondern für alle Christen im Umgang mit den Sündern, in der Fürsorge für die Verirrten, im Suchen der Verlornen. Sein Vorbild ist aber Geist und Leben und darf nicht äußerlich und mechanisch nachgebildet werden.

3. Typisch ist auch das Verhalten Jerusalems mit dessen Folgen. Die Gefahren, denen Jerusalem erlag, bestehen noch; die Schuld, die es auf sich lud, ist auch unter Christen möglich; bei analogem Verhalten wird auch die Strafe entsprechend sein. Vgl. die oben angezogene Bemerkung des Apostels in der Epistel; ebenso St Augustin (Serm. 201 de temp.) in der zweiten Nokturn: illa omnia, quae recitantur, typus erant et imago futurorum. Origenes deutet Hom. 38 in Luc. schon auf die einzelne Christenseele: non nego igitur, et illam Hierusalem propter habitatorum scelera fuisse destructam, sed quaero, ne forte ad hanc vestram Hierusalem fletus iste pertineat.

4. Aus dem Abschnitt leitet sich ein soteriologisches Gesetz ab, das an Jerusalem sich erfüllte, aber allgemein gilt. Das Gesetz lautet: Hartnäckige Verachtung der Gnade führt zu deren Verlust; das immer wieder angebotene und immer wieder zurückgewiesene Heil setzt sich um in ein Gericht ohne Erbarmen; die im Erlösungswerk und im Erlöserwirken scheinbar allein sich offenbarende Barmherzigkeit gleicht sich mit der Gerechtigkeit aus und überantwortet ihr die, welche ihre Gnade verachteten.

Diese Hauptpunkte, in denen die Bedeutung der Perikope für uns beruht, eignen sich zugleich als Einheitspunkte für die homiletische Behandlung. Man könnte aber zuvor fragen, ob die Perikope selber eine Einheit darstelle. Sie scheint in zwei Abschnitte zu zerfallen: die von Tränen begleitete Mahn- und Warnrede an Jerusalem und die Vornahme der Tempelreinigung. Aber diese beiden Teile verbindet nicht nur ein chronologischer, sondern auch ein innerer Zusammenhang. Dieser beruht einmal darin, daß die Entheiligung des Tempels nicht bloß auch ein Moment in der Verschuldung Jerusalems bildet, sondern so recht deren Tiefpunkt und daher eine Hauptursache der Tränen Jesu und der Zerstörung Jerusalems, in dessen Ruin der geschändete Tempel mit hineingezogen wurde; darauf weisen schon die Väter hin. Sodann gehört auch die Tempelreinigung zu diesem letzten Bekehrungsversuche Jesu, ebenso wie die letzten Lehrunterweisungen im Tempel. Dieselbe Erlöserliebe, die auf dem Ölberge Tränen vergießt und in so herzbewegendem und erschütterndem Tone sich an Jerusalem wendet, greift zur Zuchtrute und nimmt die Lustration des Tempels vor. Die seelensuchende Liebe des Heilandes bildet so recht den Herzpunkt der Perikope und wird auch den der Homilie bilden müssen.

Dabei sind aber ganz verschiedene Gesichtspunkte möglich und von jedem aus wird sich eine andere Anlage und Modulation der Homilie ergeben. Wir können die Perikope vorwiegend christologisch auffassen und verwerten und sagen: Aus der Erzählung des Evangeliums tritt uns entgegen die Erlöserliebe des Heilandes

1. im Weinen;
2. im Klagen;

3. im Drohen;
4. im Strafen;
5. im Lehren.

Oder: Die Wege, auf denen der Heiland die Seelen zu retten sucht:

1. Der Weg der rührenden, herzbezwingenden Milde;
2. der Weg der heilsamen, strengen Strafe;
3. der Weg der fortwährenden, unermüdlichen Belehrung.

*

Eine Kombinierung des christologischen und soteriologischen Gesichtspunktes ergäbe den Entwurf: Was lehrt uns das Evangelium über Erlöser und Erlösung?

1. Wie in der Person des Erlösers Menschheit (Tränen) und Gottheit (Weissagung) unlöslich verbunden sind;
2. wie im Werke der Erlösung Gnade und Gerechtigkeit zusammenwirken;
3. wie in der Erlösung des einzelnen Gottes Gnade und des Menschen Wille zusammenwirken müssen.

*

Vom Gesichtspunkte der Vorbildlichkeit des Lebens Jesu für die Christen gewinnt man die Leitgedanken: Das Verhalten Jesu im Evangelium eine Lehre für uns:

1. Wir sollen mit ihm weinen über die Sünder und uns selber;
2. wir sollen mit Milde und Ernst mit ihm an der Besserung der Sünder arbeiten;
3. wir sollen mit ihm eifern gegen das Böse (Tempelreinigung; tatkräftiger Widerstand);
4. wir sollen mit ihm das Gute zu fördern suchen (Lehren und Unterweisen).

*

Wenn wir Jerusalem ins Auge fassen, um es als Warnbild vorzuhalten, so können wir so disponieren: Das Evangelium zeigt uns, worin Jerusalems Schuld bestand:

1. Es sieht die Tränen Jesu und wird nicht gerührt;
2. es hört die Drohung Jesu und wird nicht erschüttert;
3. es fühlt die Strafe Jesu und wird nicht gebessert;
4. es hört die Lehre Jesu und kommt nicht zum Glauben.

Oder: Die Verblendung Jerusalems, das nicht erkennt, was ihm zum Frieden dient. Es erkennt nicht

1. Jesu unendliche Liebe;
2. des Gerichtstages furchtbare Nähe;
3. seines Heiligtums schreiende Schändung;
4. seines Heiles letzte Frist.

*

Eine vorwiegend moralisierende Auslegung ergäbe folgende Dispositionen: In diesem Evangelium mahnt alles zur Buße:

1. Die Tränen im Auge Jesu;
2. die Drohung auf den Lippen Jesu;
3. die Geißel in der Hand Jesu.

Oder: Das Evangelium ruft uns zu: Bedenke, was dir zum Frieden dient:

1. Achte auf die Zeit der Heimsuchung;
2. fürchte den Tag des Gerichtes;
3. schände nicht den Tempel des Herrn;
4. verschließe nicht dein Ohr der Unterweisung des Herrn.

Oder: Leichtsinn führt zur Verblendung und zum Verderben:

1. Er erkennt nicht die Zeit der Heimsuchung;
2. er achtet nicht auf das drohende Gericht;

3. er gebraucht nicht oder mißbraucht die Mittel der Gnade (Gotteshaus und Gotteswort).

*

Ehrler legt in seinem „Kirchenjahr" einer thematischen Predigt die Disposition zu Grunde: Die Tränen Jesu:
1. Der größte Schmerz hat sie geweint;
2. die größte Gleichgültigkeit hat sie geschaut;
3. die größte Strafe hat sie gerächt.

Die gleichen Gedanken ließen sich auch in Form einer Homilie durchführen.

* * *

Homilie.

Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zum Herrn, deinem Gott.

Zum letztenmal zieht der Herr nach Jerusalem, und dieser Einzug gestaltet sich zu einem Triumphzug. Er selbst will es so und er hat selbst dafür gesorgt. Nicht wie sonst zu Fuß, still und schlicht inmitten seiner Jünger betritt er diesmal die Stadt. Er schickt seine Jünger voraus und läßt sich ein Reittier bringen, das Füllen einer Eselin, auf dem noch nie ein Mensch gesessen; denn jetzt sollte erfüllt werden das Wort des Propheten Zacharias: Saget der Tochter Sion: siehe, dein König kommt zu dir, sanftmütig, sitzend auf einer Eselin, dem Füllen eines Lasttieres (9, 9).

Und auf die Kunde, daß er nahe, strömen ganze Scharen aus der Hauptstadt ihm entgegen. Sie bereiten ihm einen königlichen Empfang, breiten ihre Kleider als Teppich über seinen Weg und bestreuen ihn mit Palmzweigen

und umwogen den Heiland voll freudigster Erregung. Und da der Zug auf der Höhe des Ölbergs ankommt und die heilige Stadt in Sicht ist, da bemächtigt sich des ganzen Volkes eine Begeisterung, die in lauten Jubelrufen und Lobgesängen hervorbricht.

Ein großer und feierlicher Augenblick. Man hätte meinen können, nun nehme das Reich Gottes seinen Anfang mit Glanz und Herrlichkeit. Hat nun endlich der bessere Geist im Volke der Juden gesiegt, und ist endlich das Eis des Unglaubens gebrochen? Wird jetzt endlich die heilige Stadt sich ihrem Heiland und Erlöser zu Füßen legen? Das Evangelium gibt die Antwort. Jesus weint, weint inmitten der jubelnden Menge, weint über Jerusalem. Und zu den Tränen fügt er die Klage, und zu der Klage fügt er die Drohung und zur Drohung die herbe Bestrafung, und dann erst nimmt er sein Lehramt wieder auf. Gewiß ein inhaltreiches Evangelium. Lasset es uns durchbetrachten Zug für Zug.

*

Tränen im Auge des Menschen, das rührt uns immer. Tränen im Auge des starken Mannes, das ist ergreifend. Tränen im Auge des Heilandes, das ist erschütternd. Welchen Seelentiefen entquellen sie! Und wem gelten sie? Er weint über sie, über die Stadt Jerusalem, sagt der Evangelist. Das Wort des Herrn deutet die stumme Sprache seiner Tränen. Aus den Tiefen der Betrübnis, aus denen die Tränen ihm ins Auge steigen, bricht auch hervor der Klageruf: Wenn doch auch du es erkennen würdest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Welch herzbrechende Weheklage in diesen abgerissenen Worten!

Ja, wenn du doch erkennen wolltest, was dir zum Frieden dient, zum wahren Frieden des Herzens und der Seele, erkennen wolltest den, der diesen Frieden allein dir bringen kann und will. Daß auch du es erkennen wolltest, du von Gott bevorzugte Stadt, Herzpunkt des Landes und des Volkes, Stadt des Gottestempels und Gottesdienstes, auch du in der Mehrheit und Gesamtheit deiner Bewohner, wie so viele einzelne es erkannt haben. Daß du es erkennen wolltest an diesem deinem Tage, an diesem großen Gnadentag, der noch einmal, zum letztenmal dir feierlich den Frieden anbietet. O daß du es erkennen wolltest, wie wäre dann alles anders, wie wäre dann Zeit und Grund zu Jubel und Freude, wie könnte jetzt noch alles gut werden. Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen; deine Schuld legt sich wie ein dichter Nebel vor dein Auge, so daß du nicht mehr zu sehen und zu erkennen vermagst.

So klagt und weint der Heiland, um wenn nicht die ganze Stadt und das ganze Volk, so doch möglichst viele einzelne zum Heil und Frieden zu führen und dem Verderben zu entreißen. Seine Tränen und Klagen bitten und beschwören: Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zum Herrn, deinem Gott! Und Jerusalem? Die Tränen des Heilandes rinnen zu Boden, ins Herz Jerusalems dringen sie nicht ein. Die Klagen widerhallen an den Mauern Jerusalems, in seinem Innern finden sie kein Echo.

Der Heiland kennt das harte Herz dieses Volkes; er pocht noch einmal an mit dem Donnerwort der Drohung. Ja, wie nötig wäre es, daß du zur Einsicht kämest; denn es werden Tage über dich kommen, da deine Feinde mit einem Walle dich umgeben und rings dich einschließen und dich einengen werden von allen Seiten.

Das Auge des Herrn sieht hinab auf Jerusalem. Aber es sieht nicht die Pracht des Tempels, die Schönheit der Paläste, die Festigkeit der Mauern; es sieht ein Bild der Zerstörung und Verwüstung, Schutt und Trümmer. Es dringt in die Zukunft; es sieht, wie die Wolken des Verderbens sich über der Stadt zusammenziehen und unsäglichen Jammer, Kriegsgreuel, Zerstörung und Vernichtung auf sie herabregnen. Er hört nicht den Jubel, der ihn umwogt, er vernimmt Schlachtenlärm und den ehernen Schritt der Legionen, die von allen Seiten anrücken und enger und enger die Stadt einschließen, bis ihre letzte Kraft durch Schwert und Hunger gebrochen ist. Und nun bemächtigen sie sich ihrer und sie schmettern sie zu Boden, sie und ihre Kinder, und lassen keinen Stein auf dem andern. Da ist keine Stadt mehr, nur noch eine Steinwüste, und die Steine sind gerötet vom Blut von Tausenden.

Das sieht der Heiland voraus und er sagt es voraus, und auch diese Drohweissagung bittet und beschwört: Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zum Herrn, deinem Gott! Und Jerusalem? Es hört die Drohung und wird nicht erschüttert. Es hört sie und vergißt sie. Die Weissagung erfüllt sich vierzig Jahre später Wort für Wort; sie erfüllt sich an Unbußfertigen.

Der Heiland kennt die Herzenshärtigkeit dieses Volkes und er läßt es auch bei der Drohung nicht bewenden. Er waffnet sich mit seinem Zorn und schreitet strafend ein. Da greift er ein mit scharfer Züchtigung, wo der Tiefpunkt und Höhepunkt der Schuld Jerusalems lag, im Tempel. Bis in des Tempels heilige Räume hatte sich der Leichtsinn, der Schachergeist, Betrug und Wucher vorgewagt, das Gotteshaus zum Kaufhaus, das Haus des Gebetes zur

Räuberhöhle, den Gottesdienst zum Mammonsdienste gemacht. Nicht um Gott die Ehre zu geben, kamen viele zum Tempel, sondern um ein Geschäft zu machen, nicht um für Sünden Buße zu tun, sondern um der Sünde der Habsucht und des Geizes zu frönen, nicht um Gott Brandopfer darzubringen, sondern um andere zu brandschatzen.

Schon einmal, gleich beim Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit, war der Herr diesem Unfug entgegengetreten, aber es hatte nichts gefruchtet. An diesem großen Tag der Heimsuchung will er kein Mittel unversucht lassen. Er tritt ein in das Haus seines Vaters, und beim Anblick des Jahrmarktes an heiliger Stätte flammt die ganze Majestät seiner Gottheit in ihm auf, und er treibt die Wechsler und Händler hinaus und klagt sie an: Es steht geschrieben: mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht.

So straft er Jerusalem; aber auch diese Strafe bezweckt seine Besserung und mahnt es: Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zum Herrn, deinem Gott! Und Jerusalem? Es fühlt die Strafe Jesu und wird nicht gebessert. Die Händler finden sich wieder ein, der Markt beginnt von vorn, der Tempel wird entweiht wie zuvor, und darum wird auch dieser entheiligte Tempel nach vierzig Jahren ein Raub der Flammen. Die Fackel eines römischen Soldaten setzt ihn in Brand und er begräbt unter seinen Trümmern die Kinder Jerusalems.

Der Heiland weiß das und sieht es voraus, aber noch läßt er nicht nach in seinen Versuchen, Jerusalem zu retten, wenigstens soviele seiner Kinder dem Verderben zu entreißen als möglich. Nach all den erschütternden Vorgängen dieses Tages nimmt er wieder ruhig und mild sein Lehramt

auf und er liegt ihm ob Tag für Tag bis zu seinem Leiden. Und er lehrte täglich im Tempel, schließt unser Evangelium. Der Tempel, der bei dem furchtbaren Strafworte des zürnenden Erlösers erzitterte, gibt nun wieder sanften Widerhall seinem Lehrwort, das Jerusalem nahelegt, was ihm zum Frieden dient, und Tag für Tag bittet und beschwört: Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zum Herrn, deinem Gott! Und Jerusalem? Es hört seine Lehre, aber es kommt nicht zum Glauben. Einen Erfolg berichtet der Evangelist: die Hohenpriester und Schriftgelehrten und Vorsteher des Volkes trachten danach, ihn umzubringen (Lk 19, 47).

Das ist der Inhalt des heutigen Evangeliums. Was ist erschütternder: Des Heilandes Weinen, Klagen, Drohen, Strafen, oder Jerusalems Unbekehrbarkeit? Erschütternder als beides wäre es, wenn Christen dieses Evangelium hören und betrachten würden, ohne erschüttert zu werden. Beachte es wohl, o Sünder: die Tränen des Heilandes sind auch über dich, sind auch für dich geweint. Wie nimmst du sie auf? Kannst du lachen, während der Heiland weint? sorglos und unbekümmert sein wegen deines Sündenlebens, das dem Heilande Tränen entpreßt? Dann wäre Jerusalems Schuld deine Schuld; nein, deine Schuld wäre größer, denn du bist Christ und hast mehr Gnade empfangen als Jerusalem.

Die Klage des Heilandes, sie gilt auch dir, o Sünder. O daß doch auch du erkennen wolltest, was dir zum Frieden dient! Vielleicht schon manchmal hat diese Klage auch dir gegolten, an den hohen Festtagen des Kirchenjahres, an jenen entscheidenden Tagen deines Lebens, wo alles auf dem Spiele stand, wo es galt, zu wählen zwischen Christus und Belial, zwischen Himmel und Hölle. Und heute ergeht der Ruf wieder an dich: O daß doch auch du es erkennen

wolltest, und zwar an diesem deinem Tage, der auch für dich ein besonderer Gnadentag sein soll. Wirst du den Ruf auch heute überhören, wie du so oft schon ihn überhört hast? Wirst du auch diesen Gnadentag unbenützt verstreichen lassen, auch heute dem Heilande keine andere Antwort geben als: ich mag nicht?

Dann droht Jerusalems Verderben auch dir. Dann werden in der dunkeln Stunde des Todes die bösen Geister deine arme Seele umlagern und beengen mit entsetzlichen Nöten und Wehen, und dein Lebenswerk wird zusammenstürzen, und was du gesammelt an Gütern, was du gearbeitet und gewirkt hast, wird in Nichts zerfallen; bleiben wird nichts als die Sünde und die Schuld, und sie allein werden mit dir hinüberziehen vor das Gericht und den Blitzstrahl der Verdammung auf dich herabziehen. Du hast diese Drohung schon oft vernommen; von Kindheit an bist du gemahnt worden an die letzten Dinge, an Gericht und Hölle. Wirst du es nicht endlich zu Herzen nehmen? Wirst du auch heute dich leichtfertig darüber wegsetzen? Wahrlich, dann wäre Jerusalems Schuld deine Schuld; nein, deine Schuld wäre größer.

Und wie der Heiland an Jerusalem nach dem Satze handelte: wer nicht hören will, muß fühlen, wie er auf die Tränen, die Klage, die Drohung noch die Züchtigung und Strafe folgen ließ, so ist er wohl auch schon mit dir verfahren. Durch manche scharfe Züchtigung, durch Unglück und Mißerfolg, durch innere und äußere Leiden, durch Demütigung und Kummer suchte er dir die Reize der Sünde zu verleiden und dich auf andere Wege zu bringen, suchte er das Heiligtum deines Innern zu reinigen, das durch den Weltlärm und das Marktgetriebe der irdischen Sorgen und Leidenschaften entweiht war. Hat die Strafe dich gebessert?

Hast du die Heimsuchung verstanden und bestanden, oder nur, solange Gottes Hand schwer auf dir lag, dich gebeugt und nachher das alte Sündenleben fortgesetzt? Wahrlich, dann wäre deine Schuld so groß und noch größer als die Schuld Jerusalems.

Und wäre deine Schuld wie die Schuld Jerusalems und noch größer als sie, und hätten bisher alle Versuche des Heilandes, dich zu retten, fehlgeschlagen — siehe, er läßt auch heute noch in seiner unendlichen Erbarmung nicht nach, dich zu belehren; er belehrt dich durch innere Einsprechung, durch das heutige Evangelium, durch meine Stimme über das, was dir zum Frieden dient.

Heute, wenn ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht; siehe, nun ist die annehmbare Zeit, nun ist der Tag des Heiles (2 Kor 6, 2)! Suche den Herrn, solange er zu finden ist; rufe ihn an, solange er nahe ist (Is 55, 6)! Möge jedes aus uns in dieser Stunde aus tiefstem Herzen zum Heilande sprechen: Die Träne, die vergeß' ich nicht, die du um mich geweint; habe Dank, o göttlicher Heiland, für deine Tränen, deine Klage, deine Drohung, deine Strafe, deine Lehre; sie sollen an mir nicht verloren sein. Lange genug habe ich der Sünde gelebt und bin ich auf den Wegen Jerusalems gewandelt; den Frieden habe ich da nicht gefunden. Von jetzt sollst du mein Weg, mein Leben und mein Friede sein. Amen.

Die Epistel des siebzehnten Sonntags nach Pfingsten.

(Eph 4, 1—6.)[1]

Dieser Abschnitt des Epheserbriefes folgt unmittelbar auf den, der die Lektion des vorausgehenden Sonntags bildet. Der letztere ist die mit feierlicher Doxologie schließende

[1] Reck, Das Missale als Betrachtungsbuch II 281 ff.

Peroration des ersten dogmatischen Teiles des Briefes. Unsere Perikope leitet den zweiten moralischen Teil ein. Dort erfleht der Apostel seinen Christen Stärkung des inneren Menschen durch den Geist Christi, die Innewohnung Christi in ihren Herzen durch den Glauben und im Wurzelschlag der Liebe; er spricht von dem individuellen, innerlichen Christenleben.

In unserer Perikope kommen zur Sprache die Pflichten innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft, das neue Leben in und mit der Kirche. Daß die Epistel mit diesem Hauptgedanken nicht isoliert steht in der Meßliturgie des Sonntags, zeigt ein Blick auf das Evangelium (Mt 22, 34—46), dessen beide Brennpunkte das Liebesgebot und die Frage sind: Was dünkt euch von Christus? Die eigentümliche Kombination des Hauptgebotes der Moral und des Hauptsatzes des Credo, des Artikels von der Gottessohnschaft Christi, weist hin auf das moralische und dogmatische Fundament der Kirche, auf das, was sie zur Glaubensgemeinschaft und Liebesgemeinschaft, zur Glaubens- und Liebeseinheit zusammenschließt, und das Leben des einzelnen und seine Pflichten innerhalb dieser Gemeinschaft schildert eben die Epistel. Das „ein Herr" der Epistel klingt wider im zweiten Teile des Evangeliums; die Ermahnungen Vers 1—3 klingen zusammen mit dem Liebesgebot.

Evangelium und Epistel weisen insofern den gleichen Gang auf, als in beiden der moralische Teil vorangeht, der dogmatische nachfolgt, und als in beiden das Dogmatische dem Moralischen zum festen Untergrunde dient. Die Frage nach der Person Christi und ihre einzig richtige Beantwortung gibt erst dem Liebesgebot seinen christlichen Untergrund und Vollklang, den Wahrheits- und Kraftgehalt.

Ebenso haben die Sozialpflichten, welche die Epistel (V. 1—3) aufführt, ihre tiefste Begründung im Wesen der Kirche selbst (V. 4—6). Die Gottes- und Menschenliebe der durch den Glauben mit dem Gottessohn Christus Verbundenen bildet den Inhalt des Evangeliums; das Liebes- und Einheitsleben der in und zu dem mystischen Leibe Christi Verbundenen bildet das Thema der Epistel. Damit steht schön im Einklang, daß im Graduale das Volk selig gepriesen wird, dessen Herr sein Gott ist und das der Herr sich zum Erbe erwählt hat, und daß im Offertorium Daniel Gottes Segen herabfleht auf Gottes Heiligtum und auf das Volk, über welches Gottes Namen angerufen wurde.

*

Der diese Ermahnung schrieb, lag in Rom in Banden, nicht zwar in einem der dortigen schrecklichen Kerker, sondern in einer Privatwohnung, aber Tag und Nacht angekettet an einen Prätorianersoldaten. Gewohnt, sich rasch in jede Lage zu finden und auch die mißlichste noch möglichst für sein Amt auszunützen, macht der Apostel gewissenhaft Gebrauch von dem letzten Reste von Freiheit, der ihm verblieben, um für das Evangelium zu wirken und auch seinen teuren Gemeinden in der Ferne neben seinem Gebet sein apostolisches Wort zukommen zu lassen.

So richtet er auch an die Kirche von Ephesus ein Schreiben, das ihr Tychikus überbringen sollte (Eph 6, 21). Sie lag ihm besonders am Herzen. Ephesus, schon von den Alten das Auge Asiens genannt, die Hauptstadt der Provinz Asien, seiner Lage nach ein Verkehrszentrum für ganz Kleinasien, war auch die Mutterkirche aller kleinasiatischen Christengemeinden geworden. Ein Brief an sie wurde von selbst zu einer Enzyklika für alle Tochterkirchen. Thema des

Schreibens ist die Lehre von der Kirche nach ihrer dogmatischen und moralischen Seite; Zweck, die epheſinische und die kleinasiatischen Gemeinden und alle deren Einzelglieder in der Zugehörigkeit zur einen Kirche Christi zu festigen.

Mit Kap. 4 schickt der Apostel sich an, aus der Kap. 1—3 entwickelten Lehre von der Kirche die praktischen Folgerungen zu ziehen. Da verstärkt er den Klang seiner Ermahnung durch das Klirren seiner Kette: Ich ermahne euch, ich, der Gefesselte im Herrn, wandelt würdig des Berufes, zu (in) dem ihr berufen seid. Im Herrn ist er gefesselt: wegen seiner Verbindung mit Christus ist er in Banden, und in seinen Banden weiß und fühlt er sich aufs innigste mit Christus verbunden. Er schämt sich seiner Kette nicht, sie ist sein Ruhm und soll der Ruhm seiner Christen sein (3, 13)[1]. Er klirrt auch nicht mit ihr, um die Herzen der Leser zum Mitleid zu rühren, sondern um seinem Worte Nachdruck zu geben. Seine Kette gilt ihm als Ehrenzeichen seines Apostolates, als Zeichen seiner unlöslichen amtlichen und persönlichen Verkettung mit dem Herrn. Wohlklingender als das Läuten der silbernen Glöckchen am Amtsgewande des altteſtamentlichen Hohenpriesters ist das Klirren dieser Kette; wenn jenes das Nahen des Hohenpriesters kündete und Ehrfurcht vor seiner Würde heischte, so meldet dieses den gefangenen Apostel Jesu Christi an und fordert offenes Ohr und Herz für seine Ermahnungen von den Lesern — auch von uns.

Wandelt würdig des Berufes, in dem oder zu dem ihr berufen seid; setzet euren Wandel in Einklang mit eurer

[1] Es ist bekannt, in welche Ekstase den hl. Chrysostomus diese Selbstbezeichnung des Apostels und die Erinnerung an seine Ketten versetzt in der achten Homilie zum Epheserbrief.

Berufung zum wahren Glauben, zur Gotteskindschaft und Erbschaft des Himmels, oder mit einem Wort: mit eurer Berufung in die Kirche Gottes. Diese Berufung ist höchste Gnade, wird aber auch zur heiligsten Pflicht. Die Zugehörigkeit zur Kirche verpflichtet zu kirchlichem Wandel. Diese Ermahnung ist zunächst allgemein und erstreckt sich auf die gesamte äußere und innere Lebenshaltung; sie wird aber sofort speziell gewendet: Wahret im kirchlichen Zusammenleben die Einheit und den Frieden und meidet alles, was diesen stören könnte.

(Wandelt) mit aller Demut, Sanftmut und Geduld. Hier wie Kol 3, 12 sind gerade jene Tugenden genannt, welche die Verbindung des einzelnen mit der kirchlichen Gemeinschaft festigen und das kirchliche Zusammenleben auf den Ton der Einheit und des Friedens stimmen. Der kirchliche Sinn ist vor allem ein demütiger Sinn. Ohne Demut überhaupt keine christliche Tugend, ohne Demut auch kein normales und friedliches Verhältnis zu den Mitchristen. Die Demut, die natürlich vor allem vor Gott sich beugt und das Herz zu ihm in rechte Stellung bringt, ordnet auch den Verkehr mit den Brüdern; wie sie der Autorität der Kirche und der Priester sich fügt, so legt sie den Grund zu einem guten Einvernehmen mit den Mitchristen. Denn ihre Losung ist nach der Nachfolge Christi: Nichts von sich halten, von andern gut und hoch denken. Der Stolz zerrt beständig an dem Bande, das uns mit der Kirche und den Brüdern verbindet, und wo er zur Herrschaft kommt, zerreißt er es.

Der Demut Tochter ist die Sanftmut (Cornelius a Lap.), die ruhig Blut und freundliches Gesicht bewahrt auch Unfreundlichkeiten, Unbilden, Beleidigungen gegenüber und

so tausend große und kleine Anstöße aus dem Wege räumt, die dem friedlichen Einvernehmen so gefährlich werden können. Sie läßt keine Reizbarkeit, Empfindlichkeit, keine Zornesregungen aufkommen.

Die Milde und Sanftmut härtet sich zur Stahlkraft hochherziger Geduld *(μακροθυμία)*, die großer Opfer fähig und auch schwerer Verkennung, Mißhandlung, Verfolgung gewachsen ist. Ertraget (ertragend) einander gegenseitig in Liebe: ergänzender Beisatz. Auch das kirchliche Zusammenleben hienieden ist und bleibt ein Zusammenleben unvollkommener Menschen mit unvollkommenen Menschen. Jeder hat seine Fehler, Gebrechen und Schwächen; darum fehlt es nicht an Ecken, Schärfen, Spitzen, die dem Frieden gefährlich werden können. Sie suchen und kehren Stolz, Zorn, Ungeduld geflissentlich hervor; deswegen fortwährende Kollisionen und Reibungen. Verträglichkeit, gegenseitige Nachsicht und Nachgiebigkeit können alle diese Schwierigkeiten überwinden. Dazu ist der Demütige immer bereit, denn er ist sich wohl bewußt, daß nicht bloß andere ihm zu tragen geben, daß auch er andern zu tragen gibt, daß er also in Sanftmut und Geduld andern gewähren muß, was er selbst von ihnen erwartet. Die Liebe ist es, die ihm das leicht macht, sie, die alles erträgt, alles glaubt, alles hofft, alles übersteht (1 Kor 13, 7). Wo die Liebe ist, ist alles erträglich[1].

Und bemühet euch, die Einheit des Geistes zu erhalten durch das (im) Band des Friedens. Das ist der Zielpunkt, den die eben genannten Tugenden nicht aus dem Auge verlieren: um jeden Preis soll gewahrt

[1] Chrysost., Hom. 8 in Eph.

werden die Einheit des Geistes. Gemeint ist nicht Geisteseinheit, Sinneseinheit, Einmütigkeit, sondern wie Chrysostomus und Theophylakt richtig erklären: die Einheit, die das Werk des Heiligen Geistes ist, also die Einheit der Kirche. „Gleichwie im Körper", sagt Chrysostomus[1], „der Geist es ist, der alles zusammenhält und die verschiedenen Glieder zu einem Ganzen macht, so auch hier; deshalb wurde ja der Geist gesandt, damit er die durch Verschiedenheit des Geschlechtes und des individuellen Charakters Getrennten vereinige; alt und jung, arm und reich, Knabe und Jüngling, Mann und Weib, kurz, jede lebende Seele wird hier (in der Kirche) zu einem einheitlichen Ganzen geeint, mehr noch als wenn sie nur ein Leib wären."

Diese Einheit ist da. Wir könnten sie nicht schaffen und brauchen sie nicht erst zu schaffen. Aber wir können und sollen sie bewahren, wie wir sie auch stören können. Auch innerhalb der festgeschlossenen Einheit der Kirche bleibt der menschlichen Freiheit Spielraum, daher auch Raum für Unfriede, Zwietracht, Eifersucht, Entzweiung, Neid und Streit, für neuen ärgerlichen Widerstreit und scharfe Hervorkehrung jener Unterschiede, die der Gottesgeist in der einen Kirche vereinigt hat. Dadurch wird zwar nicht die Einheit der Kirche selbst vernichtet, denn sie ist Gottes Werk und unvergänglich. Aber diese Einheit leidet Not in den einzelnen Gemeinden; das Ausströmen ihrer vollen Segenskraft ist gehemmt, das Bild dieser Einheit ärgerlich entstellt. Jene einheitsfeindlichen Gäste können nur ferngehalten werden durch einen Kordon, den herzustellen alle mithelfen müssen, durch das Band des Friedens, dadurch, daß alle nach fried-

[1] Hom. 9, 3 in Eph.

lichem Einvernehmen mit den Mitchristen streben; in und mit diesem Friedensbande wird die vom Heiligen Geiste gestiftete Einheit bewahrt vor Störungen, bewährt und manifestiert auch im äußeren Leben.

So ist also, um die ganze Paränese zusammenzufassen, der kirchliche Wandel ein demütiger, sanftmütiger, geduldiger und verträglicher Wandel, der darauf ausgeht, die kirchliche Einheit vor Störenfrieden zu bewahren und durch Friedfertigkeit zu sichern. Nun folgen inhaltreiche, wuchtige Worte, asyndetisch, ausrufartig aufgereiht, aneinandergefügt wie mächtige Granitsteine eines Fundamentes: Ein Leib, ein Geist, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller.

Wie stellen sich diese nachdrücklich betonten Worte zur vorhergehenden Ermahnung? Sind sie nur deren unmittelbare Fortsetzung, so daß zu ergänzen wäre: Seid ein Leib, ein Geist, oder: Damit ihr seiet ein Leib ꝛc. Eine solche Beziehung wäre höchstens bei den ersten beiden Substantiven möglich; sie verbietet sich von selbst bei den folgenden. Offenbar bilden aber die sechs Hauptworte eine Kette, aus der man nicht die beiden ersten Glieder auslösen darf.

Chrysostomus leitet seine zehnte Homilie richtig ein: „Wenn der hl. Paulus eine große Anforderung an uns stellt, so macht er dabei als einsichtsvoller Geistesmann stets die übernatürlichen Beweggründe geltend, wie er es eben vom Herrn gelernt hat.“ Es folgen in der Tat Vers 4—6 die höchsten Motive und stärksten Beweggründe für den Vers 1—3 anempfohlenen Wandel, vor allem für das Streben, die Einigkeit des Geistes zu bewahren im Bande des Friedens. Sie sind aus dem christlichen Dogma abgeleitet: Haltet heilig

diese Pflicht, sie ist nichts anderes als die praktische Konsequenz aus dem, was ihr glaubet; denn bedenket es wohl und vergesset es nie: es ist ein Leib, ein Geist usw.

Der eine Leib kann nach Eph 1, 23; 2, 16; Kol 1, 24 nichts anderes sein als die Kirche, des Herrn Leib, die zweite Erscheinungsform der einen Inkarnation, in der er auf Erden fortlebt bis ans Ende der Zeiten. Einig und einigend ist notwendig der kirchliche Sinn und Wandel, ist doch Einheit die Signatur des ganzen Wesens der Kirche. Sie ist nicht bloß ein äußerliches Aggregat von vielen einzelnen und nicht bloß eine numerische Einheit, sondern eine organische, viele Glieder zu einem Leib verbunden, zu seinem Leib, dessen Seele der eine Geist ist, sein Geist, der alle Glieder durchdringt und durchwirkt. So sind wir Glieder der Kirche ja alle auch berufen zu einer Hoffnung, wir haben alle ein und dasselbe Ziel des Lebens und Strebens, mögen noch so verschieden sein unsere Gaben und Talente, unsere Berufsverhältnisse, unsere Stellungen, Arbeiten, Dienstleistungen. So gewiß nur eine Kirche ist, der wir alle eingegliedert sind, und nur eine Seligkeit, der wir alle entgegengehen, so heilig ist die Pflicht, diese innere Einheit durch einiges Zusammenleben auch nach außen rein und ungetrübt zur Erscheinung kommen zu lassen. Können denn Glieder eines Leibes miteinander in Krieg liegen? Dürfen die, die einen Gottesgeist empfangen haben, durch die bösen Geister des Zornes, Hasses, Neides sich entzweien lassen? Dürfen die, die einst im Himmel in der ewigen Seligkeit vereinigt sein wollen, während des Erdenlebens sich hassen, ärgern, befehden?

Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Man hat das Verhältnis dieser zweiten Trias zur ersten schon sehr

verschieden gefaßt. Die zweite leitet sich aber durch die einfachste Gedankenfolge aus der ersten ab. In dem „ein Leib, ein Geist" ist Christus schon kommemoriert, denn gemeint ist die Kirche, sein mystischer Leib. Nun wird er noch ausdrücklich und persönlich genannt als der eine Herr, dem alle Gläubigen zugehören kraft ihrer Zugehörigkeit zur Kirche. Sodann werden auch die beiden Faktoren genannt, durch welche die Einverleibung in die Kirche und die Verbindung mit dem einen Herrn sich vollzieht, der subjektive: der Glaube, der objektive: die Taufe. Durch dasselbe Band des einen Glaubens und durch das Silberband des einen Sakramentes sind wir wie mit Christus und der Kirche so untereinander verbunden: weitere gewichtige Motive, die Einheit zu wahren. Wie können die, die einem Herrn unterstehen und dienstpflichtig sind, die einen Glauben bekennen und aus demselben Bade der Wiedergeburt gestiegen sind, im Leben gegeneinander stehen, streiten und wirken?

Zum Schlusse faßt der Apostel alles zusammen in der höchsten Spitze der absoluten Einheit des ewigen Gottes selbst, des Ursprungs und letzten Zieles all der genannten Einheiten und Einheitsverhältnisse. Ein Gott und Vater aller (Christen), der seinen Sohn hingab für das Heil der Welt und den Geist sandte und durch Glaube und Taufe alle Christen als seine Kinder adoptiert. Der da ist über alle und durch alle (Vulg.: durch alles) und in allen; über alle: daher sind ihm alle in gleicher Weise untergeben und verpflichtet; durch alle: so daß alle nur durch ihn sind, was sie sind; in allen: er wohnt in allen kraft derselben heiligmachenden Gnade. Er sei gepriesen in Ewigkeit. Amen, fügt in aufwallender Bewunderung und Anbetung die heilige Kirche hinzu.

Diese oberste und höchste Einheit ist zugleich das letzte und höchste Motiv, Einheit zu halten. Wie können die uneins sein, die Kinder eines Vaters sind? Wie können die durch Unbotmäßigkeit, Herrschsucht, Anmaßung die Einheit stören, die alle im gleichen Gehorsam Gott zu dienen haben? Wie können die durch Selbstüberschätzung und Geringschätzung anderer, durch stolzes Pochen auf ihre Dienste und Leistungen das Einvernehmen trüben, die doch wie alle andern auch bloß Werkzeuge und Organe desselben Gottes sind, der alles in allen wirkt (1 Kor 12, 6)? Wie können die feindselige Gesinnungen hegen gegeneinander, die der eine und selbe Gott mit seiner Einwohnung begnadigt?

So klingt voll und majestätisch der trinitarische Akkord aus, den der Apostel angeschlagen, um seiner Ermahnung den stärksten Nachdruck zu geben. Auf den dreieinigen Gott, aller Einheit Urquell und Endziel, vereidigt er gleichsam seine Christen für die Mahnung, die er aus dem Kerker ihnen sendet: Seid einig, einig, einig. Sie erinnert in ihrer Motivierung an die Bitte im hohenpriesterlichen Gebet: Auf daß alle eins seien wie du Vater in mir und ich in dir, auf daß auch sie in uns eins seien (Jo 17, 20 f).

*

Die kurze Paräneſe des Apostels ist ein Muster einer christlichen Moralpredigt. Mit psychologischer Feinheit ist die Pflicht einträchtigen Zusammenlebens in der Gemeinde jedem als Berufspflicht auf das Gewissen gelegt und in ihre Einzelpflichten auseinandergelegt; im zweiten Teile wird dann die Ermahnung aus dem Dogma begründet und auf übernatürliche Motive gestellt.

Es ist kaum möglich, in einer Homilie den ganzen Gedankengehalt der wenigen Verse auszumünzen. Gerade deswegen kann aber die Perikope mehrmals in Homilienform erklärt werden ohne lästige Wiederholungen, indem zwar jedesmal das Ganze durchgenommen wird, aber je von etwas verändertem Gesichtspunkt. Es möchte zunächst scheinen, als ob eine umgekehrte Folge der beiden klar sich scheidenden Teile der Perikope, die Voranstellung von Vers 4—6 vor Vers 1—3 der homiletischen Behandlung günstiger wäre, weil so der dogmatische Abschnitt dem moralischen vorgehen würde und dieser unmittelbar in die Nutzanwendung überleiten könnte. Allein die dogmatischen Grundgedanken des zweiten Teiles sind ja zugleich die Hauptmotive der Paräneſe und können als solche füglich auch in der Predigt der Ermahnung folgen. Einige Dispositionen mögen zeigen, wie sich auch für eine eigentlich homiletische, d. h. genau dem Texte folgende Erklärung der Perikope durch Veränderung des Gesichtspunktes und Leitgedankens eine Abwechslung erzielen läßt.

Wir können zum Hauptsatz nehmen V. 1: Wandelt würdig eures Berufes und diesen Hauptsatz mit folgenden Partitionen durchführen:

1. Was dazu gehört (V. 1—3);
2. was dazu verpflichtet und befähigt (V. 4—6).

Oder:

1. Was das für ein Wandel ist (ein Leben im Einklang mit der Berufung zur Kirche V. 1);
2. wie er sich bewährt im Zusammenleben mit andern (V. 2—3);
3. woher er seine Kraft zieht (V. 4—6).

*

Ebensogut kann das Thema Vers 3 entnommen werden:
Wahret die Einheit des Geistes:
1. wie? (V. 1—3);
2. warum? (V. 4—6).

*

1. Dieser Einheit Lebensäußerungen (V. 1—3);
2. dieser Einheit Lebensgrund (V. 4—6).

*

1. Gedenket der Pflichten, die diese Einheit uns auferlegt;
2. gedenket der ewigen Grundlagen, auf denen sie ruht.

*

1. Tretet entgegen den Feinden dieser Einheit:
   a) Dem Stolze durch Demut;
   b) dem Zorn durch Sanftmut;
   c) der Unverträglichkeit durch Friedfertigkeit.
2. Haltet fest an den Grundlagen dieser Einheit:
   a) An der einen Kirche;
   b) an dem einen Herrn;
   c) an dem einen Gott.

*

Die Einheit des Geistes
1. Lebensgesetz der Kinder der Kirche;
2. das Lebensgesetz der Kirche selbst.

*

Habet acht auf das Band des Friedens, das die Einheit bewahrt:
1. Es ist ein Band, von Gott selber gewoben (V. 4 bis 6);

2. es ist ein Band, an dem wir auch mitzuweben haben (V. 1—3): der Zettel die Demut, die Fäden die andern Tugenden.

*

Endlich kann auch die Kirche selber in den Mittelpunkt gestellt und können die vom Apostel empfohlenen Tugenden im Begriffe des kirchlichen Sinnes zusammengefaßt werden.

Die Einheit der Kirche:

1. Ihre zeitliche Verwirklichung im Leben der einzelnen Gemeinden und Christen;
2. ihre ewigen Grundlagen.

*

Die kirchliche Einheit

1. als Pflicht und Tugend;
2. als gottgesetzte Ordnung.

*

Der kirchliche Sinn:

1. Dessen Pflichtenkreis;
2. dessen Verpflichtungsgrund:
   a) der eine Geist, der zu einem Leib uns verbindet und zu einer Hoffnung uns beruft;
   b) der eine Herr, an den wir alle glauben und auf den wir alle getauft sind;
   c) der eine Gott und Vater aller.

*

Die Einheit einer guten katholischen Gemeinde:

1. Welche Pflichten sie dem einzelnen auferlegt;
2. wie sie ein Abbild der Einheit der heiligen Kirche ist und auf denselben Grundlagen ruht.

Homilie über die Lektion des einundzwanzigsten Sonntags nach Pfingsten.

(Eph 6, 10—17.)[1]

Text: „Wenn jemand auch kämpft, er wird doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht." 2 Tim 2, 5.

Das ist eine geharnischte Sonntagsepistel. Sie klingt uns ans Ohr wie Schlachtruf und Waffenklirren, wie der scharfe Klang der Kriegstrompete. Sie scheint mir das beste Signal, ein apostolischer Armeebefehl zur Eröffnung des neuen Semesters.

Für uns friedliche Leute ein so kriegerisches Signal? Fanfarenklang an so friedlicher Stätte, in den stillen Hallen der Wissenschaft, in welchen wir leben? Jawohl, denn auch wir haben Kriegsarbeit zu tun und Schlachten zu schlagen und im Kampf uns zu erproben.

Ein Kriegsdienst ist des Menschen Leben auf Erden (Job 7, 1). Dies Wort aus grauem Altertum gilt auch uns. Kampfesart nimmt in heutiger Zeit mehr und mehr an auch das Lehren und das Lernen. In gewaltigen Geisterkämpfen haben wir unsern Mann zu stellen, und unser sittliches und religiöses Leben ist ein fortwährendes Kämpfen.

Kämpfen muß jeder Mensch hienieden. Aber, mahnt der Apostel, wenn jemand auch kämpft, er wird doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht. Was zum rechten Kämpfen gehört, das sagt er uns in der eben verlesenen Epistel. Sein Heerbefehl lautet: Sammelt euch um den Heerführer,

[1] Reck, Das Missale als Betrachtungsbuch II 345 ff.

fasset den Feind ins Auge, wappnet euch von der Sohle bis zum Scheitel.

*

Was ist ein Heer? Tausende und einer. Tausende, geleitet von einem Geiste, von einem Willen regiert, von einem Befehl durchzuckt. Die einzelnen Soldaten für sich sind nichts und vermögen nichts, sind Nullen; angeschlossen an den einen, den Feldherrn, werden sie zu wichtigen Zahlen, zum starken Heer. Und die Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit des Heeres hängt in erster Linie ab von der Tüchtigkeit des einen und davon, daß all die Tausende und jeder einzelne mit dem einen in richtiger Fühlung und Verbindung bleiben, so daß der elektrische Funke seines Geistes, seines Willens, seiner Kraft und seines Mutes durch alle zündet.

Unser Heerführer im großen Geisterkampfe ist Jesus Christus, Gottes Sohn und selber Gott. Recht kämpfen wir nur dann und gekrönt werden wir nur dann, wenn wir festen Anschluß gewonnen haben an ihn, wenn wir kämpfen unter seiner Fahne, in seinem Namen, in seiner Kraft. Darum heißt die erste Mahnung des Apostels: Brüder, seid stark im Herrn und in der Kraft seiner Macht. Leget Gottes Waffenrüstung an, in welcher allein ihr standhalten könnt gegen den Feind.

Entschieden an die Seite unseres Heerführers treten, Aug und Herz auf ihn gerichtet halten, in seiner Gnade stehen, in Gebetsverbindung mit ihm bleiben, seinem Rufe folgen, das ist unsere erste Pflicht. Solch entschiedenen Anschluß verlangt der Herr von den Seinen. Mit dem scharfen Worte:

Wer nicht mit mir ist, ist wider mich, wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut (Lk 11, 23), weist er jene von sich, die auf eigene Faust ihre Schlachten schlagen, oder die im großen Kampfe unparteiisch bleiben, oder sich mit müßigem Zuschauen, oder mit bloßen frommen Gefühlen begnügen wollen.

Dem Herrn zur Seite — das ist unsere Losung. Christlicher Jüngling, dem Herrn zur Seite! Ihm gehörst du an, für ihn bist du angeworben seit dem Tage deiner Taufe, ihm hast du feierliche Eide zugeschworen; du trägst seine Waffen und stehst unter seiner Fahne. Schmach über dich, wenn du jenen folgen wolltest, die beim ersten Trompetenstoße feig sich wegschleichen, ihren Feldherrn verraten, seine Fahne verlassen. Das soll ein Zeichen eines starken, freien Geistes sein? Das ist die Stärke und der Mut des Fahnenflüchtigen, das ist die Freiheit des Deserteurs. Seit wann ist denn Fahnenflucht eine Großtat? Seit wann ist Feigheit ein Ruhm? Wer auf Mannesehre hält, bleibt seinem Eide treu, schließt in Not und Gefahr sich nur um so enger an den Feldherrn, begeistert sich aus seinem Geiste, stählt sich mit seiner Kraft und trägt mit frohem Stolze seine Waffen gegen den Feind.

Gegen welchen Feind? Den Feldherrn kennen ist das Erste; den Feind kennen und scharf ins Auge fassen das Zweite. Der Apostel zeichnet ihn genau nach Charakter, Macht und Herrschaftsbereich. Nicht gegen Wesen von Fleisch und Blut, nicht gegen unsersgleichen haben wir zu kämpfen. Wer ist der Feind? Herrschaften sind es und Gewalten, einst Chöre der Engel, Thronassistenten Gottes, herrliche Geister, die Gottes Majestät widerspiegelten, jetzt gefallene Größen, wegen Sünde und Empörung gestürzt und

entthront. Fürsten sind es, Weltbeherrscher dieser Finsternis, nicht beraubt der starken Kraft ihres Geistes und Willens und durch Zulassung Gottes jetzt noch imstande, mit Hilfe dieser Kraft ein Reich der Finsternis in dieser Welt aufzurichten und zu behaupten. Wo immer die Welt und die Menschheit noch nicht emporgehoben ist in die Lichtsphäre des Glaubens und der Erlösung, wo immer es Menschen gibt, welche die Finsternis mehr lieben als das Licht, da ist ihr Reich, da regiert ihr Zepter, da befestigt sich ihre Herrschaft. Finsternis der Lüge und der Sünde ist ihre Atmosphäre, Finsternis ihr Machtbereich, Finsternis ihre Majestät, Finsternis das schwarze Netz, das sie auswerfen, um Seelen zu fangen, Finsternis der Sticknebel, den sie ausbreiten über einen großen Teil der Menschheit, um ihn vom Lichte der Offenbarung abzuschließen. Geister der Bosheit sind es, denen das Böse zur zweiten Natur geworden. Was sie sinnen ist Bosheit, was sie wollen ist Bosheit, was sie tun ist Bosheit. Körperlose Geister sind es, nicht an die Erde gebunden wie wir, in den Lüften schwebend und schwärmend und die Luft durch ihren Atem verpestend.

Das sind die Feinde, gegen die der Heiland den großen Kampf aufgenommen, mit denen er gerungen in der Wüste und am Ölberg, denen er den Kopf zertrat und von denen er an der Ferse verwundet ward, die er durch seine Todeswunde tödlich verwundete, über die er in seiner Auferstehung triumphierte, deren Herrschaft er im Lebenspunkte vernichtete. Aber noch ist dieser Vernichtungsprozeß nicht abgeschlossen. Der Kampf dauert fort bis ans Ende der Zeiten, und Sache jedes einzelnen Christen ist es, miteinzutreten in diesen Kampf des Reiches Gottes gegen das Reich der Finsternis, Jesu

Kampf nachzukämpfen, Jesu Sieg nachzusiegen, für seine Person in Christi Kraft das Böse und den Bösen zu überwinden, um einst am Ende der Zeiten im großen Triumph und im Glorienreich Christi sich seinen Platz zu sichern.

Ein schwieriger Kampf gegen schreckliche Feinde. Aber die Folgerung heißt nicht: fürchtet euch, sondern: wappnet euch. Unmöglich wäre dieser Kampf und mit Niederlage würde er enden, würde nicht Gott selbst uns Wehr und Waffen reichen, himmlische Waffen gegen höllische Feinde, geistige Waffen gegen die bösen Geister, Waffen des Lichtes gegen die Engel der Finsternis. Damit wappnet euch, so lautet die dritte Kampfregel des Apostels, von der Sohle bis zum Scheitel, dann vermöget ihr Widerstand zu leisten am bösen Tage schwerer Anfechtung und siegreich, nachdem ihr alles überwunden, das Feld zu behaupten.

Wo sind sie, diese wunderbaren, siegverbürgenden Waffen? Stück für Stück reicht der Apostel sie uns dar. Hier der Gürtel, der den Leib des Helden schmückt, sein Kleid schürzt, sein Schwert trägt. Das ist die heilige christliche Wahrheit. Wer sie festhält, dem gibt sie Halt und Haltung, wie sie einem Ritter ziemt, daß er dem wurzelstarken Eichbaum gleicht, nicht dem Schilfrohr, das jeder Wind beugt. Warum spielt so mancher christliche Jüngling in heutiger Zeit eine so traurige Figur? Er hat den Gürtel der christlichen Wahrheit von sich geworfen, seinen Schmuck und seinen Schutz, er steht nicht mehr fest in ihr. Dadurch ist er scheinbar frei, in Wahrheit schwach geworden, ein Spielball der Geister der Lüge, ein charakterloser Sklave der Menschenfurcht, eine Kreatur des Zeitgeistes, der vom bösen Geiste beherrscht und inspiriert wird.

Hier der Harnisch, der die Brust schützt und unverwundbar macht gegen Stich und Hieb. Das ist die Gerechtigkeit, ein Leben nach der christlichen Wahrheit, ein Leben treuer Pflichterfüllung und eifrigen Gebetes, das gegen den Geist der Unzucht und Schlechtigkeit feit. Warum blutet und eitert die heutige Jugend aus so vielen gefährlichen, entzündeten Wunden? Sie hat den Panzer der christlichen Zucht abgeworfen. Dadurch ist sie scheinbar frei, in Wirklichkeit schwach geworden, ein willenloses Opfer jedes schlechten Beispiels, jeder Versuchung und Verführung.

Hier die Feldschuhe, die dem Krieger den Fuß behend machen im Kampf, ihm ein sicheres Auftreten geben, daß er nicht wankt und nicht ausgleitet. Das ist die Bereitschaft des Evangeliums des Friedens, jene Kampfesbereitschaft, die das Evangelium Christi, des Friedensfürsten, verleiht. Das Evangelium des Friedens macht kampfbereit? Jawohl; das Evangelium, das uns den Frieden bringt, den Frieden mit Gott und mit uns selbst, verpflichtet, begeistert, feuert uns an zum Kampfe gegen die Feinde, die diesen Frieden uns rauben wollen. Darum haben so viele Jünglinge im Kampfe gegen die Mächte des Bösen die Freudigkeit und Tüchtigkeit eingebüßt: sie haben den inneren Frieden verloren, sie verzweifeln daran, ihn wiederfinden zu können; sie haben nicht mehr, worin und wofür sie kämpfen könnten.

Und hier der große starke Schild, der die ganze Person deckt und Schwerthieb und Pfeilschuß auffängt und unschädlich macht. Das sei der Glaube, sagt der Apostel, der die Welt und den Teufel überwindet und die Brandpfeile Satans, die schlechten Gedanken und bösen Lüste und flackernden Begierden auslöscht. Warum sind viele Jünglinge so wehrlos gegen das Böse? Warum bleibt ihnen jede böse

Lust, jedes Ärgernis, jede unreine Versuchung gleich einem feurigen Pfeil im Fleische haften? Sie haben den Glaubensschild weggeworfen, den stahlbewehrten; sie haben dafür vielleicht den papierenen Schild der „Ethischen Kultur" eingetauscht, der gegen solche Angriffe nicht deckt.

Nun fehlt noch Helm und Schwert. Der Helm ist das Heil. Der Gedanke an das eine Notwendige, an das Heil der Seele, die Entschlossenheit, das Heil zu erfassen und sicherzustellen, umschirmt das Haupt des Christen, und in seiner Hand blitzt das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, das zweischneidige (Hebr 4, 12), das Wort der Heiligen Schrift, das er sich angeeignet in fleißiger Lesung und von dem er Gebrauch macht in seinen Kämpfen, mit denen er die Anfechtungen des Teufels zurückschlägt, so wie der Heiland selbst einst in der Wüste mit Worten der Schrift wie mit Schwerthieben den Versucher von sich trieb. Warum ist das sittliche Streben so vieler Jünglinge ein sittliches Sterben, eine Kette von schmählichen Niederlagen? Ihr Haupt ist unbewehrt; sie denken an alles eher als an das Heil ihrer armen Seele. Sie haben ihren Helm vergessen, und das Schwert ist ihrer Hand entsunken; was gilt ihnen noch Gottes Wort, und wann würde man je die Heilige Schrift, das Buch der Bücher, das Licht voll Licht, Kraft und Trost einer andern Welt, in ihren Händen finden?

Wir kennen den Feldherrn, wir kennen den Feind, wir kennen die Waffen. Wir haben ihn gehört, den Heerbefehl des Apostels. Wer aus uns wollte meineidig dem Feldherrn die Treue brechen, dem er zugeschworen? Wer wäre so schlecht, daß er auf die Seite eines solchen Feindes treten möchte? Wer so töricht, daß er diese Waffen am Boden

liegen ließe? Wer wollte die Zahl der feigen Memmen vermehren, den Heerruf überhören, in dumpfem Schlaf befangen von faulem Frieden träumen, während rings um ihn der Kampf tobt?

Christliche Jünglinge, verstehen wir die Zeichen der Zeit, es sind Zeichen des Kampfes und Streites. Immer schärfer scheidet sich die Menschheit in zwei Lager, und aus dem verworrenen Kampfeslärm und Schlachtgeschrei tönen zwei Rufe immer bestimmter heraus: mit Christus — gegen Christus! Los von Gott — hin zu Gott! Das sind die Schlachtrufe im großen Geisterkampfe; sie branden hinein auch ins Leben des Jünglings, auch in die stillen Hallen der Wissenschaft. Welche Losung die unsrige, wo unser Platz ist, wohin uns die Pflicht ruft — wir wissen es.

Gott will es, Gott will es — mit diesem Rufe brachen einst die abendländischen Helden auf zum Kreuzzug ins Heilige Land. Gott will es, Gott will es — mit diesem Rufe treten wir ein in den Kampf der Gegenwart; mit diesem Rufe greifen wir zu den Waffen Gottes; mit diesem Rufe schlagen wir die Schlachten Gottes in unserem Innern gegen die Mächte des Bösen; mit diesem Rufe stehen wir im öffentlichen Leben ein für die Sache Gottes; mit diesem Rufe sammeln wir uns jeden Sonn- und Festtag im Gotteshaus, uns zum Kampfe zu stärken und zu begeistern und die Befehle und die Parole unseres Heerführers zu vernehmen.

Gott will es! Der Kampf, den wir führen, ist nicht unser Kampf, sondern der Kampf Gottes (2 Chr 20, 15), die Waffen sind von Gott, der Sieg kommt von Gott, die Siegeskrone ist dem sicher, der richtig gekämpft hat. Am großen Triumphtag am Ende der Zeiten, wenn die Wolken

des Gerichtes Fluch und Schmach herabregnen auf die Verräter und Feiglinge, wird der gute Streiter, von des Feldherrn Glorie umleuchtet, einziehen in den ewigen Frieden. Amen.

* * *

Das Christenleben ein Kampf:

1. Ein schwerer Kampf gegen schlimme Feinde;
2. ein fröhlicher Kampf mit herrlichen Waffen;
3. ein siegreicher Kampf mit gutem Ende.

*

Wie kämpft der Christ?

1. Mit Furcht und Zittern, denn die Feinde sind stark;
2. mit Festigkeit und Sicherheit, denn seine Waffen sind stärker;
3. mit froher Hoffnung, denn der Sieg ist ihm sicher.

*

Der Kampf des Christen:

1. Wer ist der Feind?
2. wo ist das Schlachtfeld (diese Welt)?
3. welches sind die Waffen?
4. wessen ist der Sieg?

*

Der Kriegsdienst des Christen:

1. Der Heerführer ist Christus;
2. der Feind ist Satan;
3. die Waffenrüstung ist nicht von dieser Welt;
4. der Sieg ist unser, wenn wir dem Heerführer folgen und die Rüstung anlegen.

*

Was gehört zum rechtmäßigen Kämpfen (2 Tim 2, 5)?
1. Daß man seinen Heerführer kenne und sich unter ihn stelle;
2. daß man den Feind kenne und ihn nicht unterschätze;
3. daß man die rechten Waffen kenne und sie recht gebrauche.

*

Des Christen geistiger Ritterdienst:
1. Er kämpft mit Gott;
2. er kämpft gegen die Feinde Gottes;
3. er kämpft mit den Waffen Gottes;
4. er siegt in Gottes Kraft.

*

Des christlichen Ritters
1. Waffendienst;
2. Waffenschmuck.

*

Der Kampf des Christen ein heiliger Kampf:
1. Ein Kampf für die heilige Sache Gottes und Christi;
2. ein Kampf gegen die unheiligen Mächte;
3. ein Kampf mit heiligen und heiligenden Mächten.

Karfreitagspredigten.

Das Wort vom Kreuze.

„Das Wort vom Kreuze ist Torheit denen, die verloren gehen, denen aber, die selig werden, das ist uns, ist es eine Kraft Gottes" (1 Kor 1, 18).

Des Karfreitags Leid und Weh, Hoffnung und Gnade, Trauerbotschaft und Heilsbotschaft faßt sich zusammen und verkörpert sich in einem Zeichen, im Zeichen des Kreuzes.

Wenn in heidnischen Ländern nach dem Anfangsunterricht der Missionär erstmals das Kreuz aufrichtet, da macht dies Zeichen einen mächtigen Eindruck auf die, die es zum erstenmal sehen; mit scheuer Ehrfurcht schauen sie zu ihm empor und fühlen sich von ihm eigentümlich angezogen und abgestoßen zugleich.

Wir sind es ja gewohnt. Von erster Kindheit an hat es sich auf die Netzhaut unseres Auges eingezeichnet. Wir können uns nicht erinnern, wann und wo wir es zum erstenmal gesehen haben. Wir begegnen ihm überall, zu Hause, in der Kirche, in Flur und Feld, in allen Arten und Formen. So ist es uns etwas Alltägliches geworden und es macht keinen sonderlichen Eindruck mehr auf uns.

Da ist heute gerade der rechte Tag, um es wieder einmal scharf ins Auge zu fassen und auf Geist und Herz wirken zu lassen. Schau es an, das Kreuz: kann es etwas Einfacheres geben als diese zwei sich schneidenden Linien, diesen aufrechten Stamm, dem der Querbalken im Herzpunkt eingegliedert ist? Gewiß eine einfache, klare, regelmäßige Figur. Aber sie ist doch auch ein Bild des schroffsten Gegensatzes und Widerspruchs, ein sprechendes Symbol von Schmerz und Weh und Tod — dieser kahle, entlaubte, entästete Baum mit seinen zwei abgehackten Armstümpfen. Und dann wieder ist das Kreuz in seiner festgefügten Form ein Bild aufstrebender Kraft und sichern Haltes, ein Bild der Stärke und des Lebens.

Als Bild des Schmerzes und des Todes, als Bild der Kraft und des Lebens wurde das Kreuz zum Werkzeug der Erlösung erwählt und bestimmt. Als Zeichen des Todes und als Zeichen des Lebens beherrscht es das Leben Jesu und muß es auch unser Leben beherrschen. Das möchte ich

euch dartun, und meine ganze Predigt wird sich also in ein Wort zusammenfassen, in das Wort vom Kreuze, von dem der Apostel sagt, es sei Torheit denen, die verloren gehen, denen aber, die selig werden, d. h. uns, eine Kraft Gottes. Möge es durch die Gnade des Gekreuzigten und durch die Fürsprache seiner schmerzhaften Mutter uns allen eine wahre Gotteskraft werden.

*

Das Kreuz mit seinen harten und schroffen Linien und seiner trostlosen und freudelosen Gestalt, das Kreuz als Marterzeichen beherrscht nicht nur die letzten Lebenstage des Heilandes, es beherrscht sein ganzes Leben. Man sieht hie und da auf Bildern dargestellt, wie der Jesusknabe in kindlich bedeutsamem Spiele aus den Hölzern in der Werkstätte Josephs ein Kreuzlein bildet und es der Mutter oder dem kleinen Johannes zeigt. Das ist fromme Spielerei; aber Wahrheit ist es, daß schon das Auge des Kindes das Kreuz von Golgotha sah, weil göttliche Allwissenheit durch dasselbe blickte. Und die Todesbedrohung durch Herodes, die Flucht nach Ägypten, das Leben in der Verbannung, die Armut und Niedrigkeit in Nazareth — das waren Schatten, die das Kreuz vorauswarf ins junge Leben des Heilandes, und diese Schatten legten sich schwerer und schwerer auch auf sein öffentliches Leben und Wirken und lasteten auf seinem Gemüt. Ganz nah und in scharfen Umrissen sah der Heiland das Kreuz vor sich am Ölberg, und hier flößt sein Anblick ihm solches Grauen und Entsetzen ein, daß das Herz in wilden Stößen das Blut aus den Poren treibt.

Andern Tages aber bringen sie es daher, das Kreuz, das er so lange vorausgeschaut, und er nimmt es auf sich

und trägt seine schwere, ungefüge Last hinauf nach Golgotha und droben wird er daran geheftet. Nun ist er unlöslich mit ihm verbunden, ihm anvermählt durch jene Todesmarter, die selbst die nicht gefühlsweichen Römer als die grausamste und entsetzlichste Hinrichtungsart bezeichneten. Nie ist sie grausamer und schmerzenreicher, nie an einem zarteren und empfindsameren Organismus ausgeführt worden. Mit Balkennägeln, die wegen ihrer Größe und Härte sprichwörtlich waren, wird der von der Geißelung und Dornenkrönung schon ganz wunde Körper ans harte Holz angeschraubt, und nun beginnt ein Martyrium, das alle Begriffe übersteigt.

Die zahllosen Wunden, bei der Herabreißung der Kleider mitaufgerissen, entzünden sich an der Luft; ihr Schmerz wird ins Unerträgliche gesteigert. Vier große neue Wunden sind dazu gekommen, und diese Wunden in den Händen und Füßen müssen das ganze Gewicht des Körpers tragen und unablässig bohrt und wühlt in ihnen das scharfkantige Eisen der Nägel. Die schreckliche Lage des gewaltsam ausgespannten Körpers ist unleidlich, die kleinste Bewegung aber bringt stechenden Schmerz. Keinen Augenblick Ruhe. Wunde an Wunde. Glied für Glied zermartert. Alle Muskeln aufs äußerste gespannt und verzerrt. Dazu die Fieberhitze, die den ganzen Körper in Fieberglut taucht, in den Wunden lodert und flammt und mit dem Blutverlust einen brennenden Durst erzeugt zum Verschmachten.

Und doch, so groß diese Qual ist, größer noch ist die Seelenqual. Ihm, dem Unschuldigsten, Reinsten und Heiligsten wird das Leiden und Sterben nicht versüßt durch das Gefühl der Unschuld, wie so vielen Märtyrern und Heiligen. Denn er stirbt nicht den Tod der Unschuld, er

stirbt den Tod der Schuld. Gott hat den, der nicht von Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, sagt der Apostel (2 Kor 5, 21). Er ist der eine große Schuldige, beladen mit der Schuld einer ganzen Welt. Darum verläßt ihn auch das beseligende Bewußtsein der Gottesnähe und wir hören ihn den wehevollen Angstruf ausstoßen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.

Sagt da nicht der hl. Chrysostomus mit Recht, der Kreuzestod sei mehr als Sterben? Das ist ein Sterben, in dem alle Wehen, Nöten und Ängsten aller, die je auf Erden gestorben sind und sterben werden, vereinigt sind. Das Kreuz bedeutet wirklich den Inbegriff, den Sammelpunkt und Höhepunkt aller Leiden und Schmerzen im Leben Jesu. Es ist ein sprechendes Sinnbild der qualvollsten Gegensätze und Widersprüche. Wie die zwei Balken des Kreuzes hart aufeinander stoßen und schroff sich durchschneiden, so schneiden und kreuzen sich im Leiden und Sterben Jesu die größten Gegensätze: himmlische Unschuld und schreckliches Schuldleiden, göttliche Unsterblichkeit und menschliche Sterblichkeit, der Menschheit Sünde und die Gnade Gottes, göttliche Hoheit und schändlichste Erniedrigung, Gottessohnschaft und Gottverlassenheit.

Aber indem diese Gegensätze ans Kreuz geheftet wurden, sind sie zum Segen der ganzen Menschheit gelöst, aufgehoben, vermittelt und ausgeglichen worden. Die Schuld wird getilgt durch die Unschuld, die Sünde überwunden durch die Gnade, die Schmach verwandelt sich in Glorie, die Schwäche in Kraft, das Leiden in Sieg, der Tod in Leben.

Nie hat der Heiland Größeres vollbracht als am Kreuze, da er weder Hand noch Fuß rühren konnte; nie hat er

größere Wunder gewirkt, als da er, ganz Wunde, am Kreuze hing. Im Leben hat er einzelne Tote erweckt, einzelne Kranke geheilt, einzelne Sünder begnadigt, einzelne Jünger gewonnen, da und dort Teufel ausgetrieben. In seinem Leiden und Sterben am Kreuze hat er den Tod selber überwunden, die Sünde getilgt, den Schmerz erlöst, die Hölle besiegt, die Welt überwunden, die Menschheit an sich gezogen.

Damals begann sein Königtum, seine Weltregierung vom Kreuze herab. Damals fing er an, die Weissagung zu erfüllen: Ich, wenn ich erhöhet sein werde von der Erde, werde ich alles an mich ziehen (Jo 12, 32). Dieses Königtum dauert fort durch alle Jahrhunderte, die Anziehungskraft seines Kreuzes ist dieselbe auch jetzt noch. Das Kreuz selbst ist etwas ganz anderes geworden, als es früher war: aus einem Schandpfahl ein Königsthron, aus dem Holze des Fluches ein Zeichen des Segens, aus einem Werkzeug des Todes ein Baum des Lebens. Ja, dieser abgestorbene, kahle, entlaubte Baum des Kreuzes übertrifft alle Bäume der Welt an innerer Keimkraft, Lebensfülle, Triebkraft und Fruchtbarkeit. Er hat überall Wurzel gefaßt und überall seine Ableger eingesenkt und bringt überall Früchte des Lebens. Das Wort vom Kreuze schließt wohl viel Niedrigkeit, Pein, Elend und Schwäche in sich, aber noch viel mehr Hoheit und Stärke und Siegeskraft. Darum ist es ein törichtes Wort nur für die Toren, die verloren gehen, denen aber, die selig werden, d. h. uns, ist es eine Kraft Gottes.

An dem Leben, an der Kraft, an dem Heile des Kreuzes Jesu kann aber Anteil haben nur der, der auch an dem Schmerz und an der Last dieses Kreuzes teilnimmt. Wie

sollen wir daran teilnehmen? In mehrfacher Weise: 1. indem wir das Kreuzesleiden Jesu mitleidig im Herzen tragen; 2. indem wir selbst unser Kreuz tragen; 3. indem wir unsere bösen Begierden ans Kreuz schlagen.

Mitleid mit dem leidenden Heiland — das hat die Christenheit immer als heilige Pflicht angesehen. Dieses Mitleid fehlt nie im Leben unserer Heiligen. Es hat eine reiche Fülle von Andachten geschaffen: die Kreuzwegandacht, die Andacht zu den heiligen fünf Wunden, zum kostbaren Blut, den schmerzhaften Rosenkranz. Dieses Mitleid erfüllte einst die Seele der Mutter unter dem Kreuze. Es überwältigt an jedem Karfreitag aufs neue das Herz der Kirche und entlockt ihm die rührenden Klagen, die wir heute vernommen haben.

Mitleid mit dem, der so Entsetzliches gelitten, der so Entsetzliches gelitten für dich! rufen die Wunden des Heilandes mit ihren blutigen Lippen. Eine Träne des Mitleids fordern die Blutstropfen, die aus den Wunden sickern. Um ein Tröpflein Mitleid bittet der Blick seines brechenden Auges und sein dürstender Mund. Das kannst du, das darfst du nicht versagen. Er fordert dieses Mitleid ja nicht für sich, als ob er es nötig hätte, sondern weil du es nötig hast.

Dieses Mitleid muß die Verbindung herstellen zwischen dir und seinem Leiden. Es ist die silberne Röhre, welche die schmerzliche Bitterkeit seines Leidens aus seinen Wunden in dein Herz leitet, aber mit der Bitterkeit auch dessen Lebenskraft und Heilkraft. Darum stärkt und kräftigt solches Mitleid die Seele, es reinigt sie, es bewahrt sie vor Sünde, es flößt ihr heilige Entschlüsse ein und begeistert sie zu großen Taten und großen Opfern.

Aber das Mitleid muß zum förmlichen Mitleiden mit Christus werden, die Kreuzesverehrung zum eigentlichen Kreuztragen. Er verlangt es, und er verlangt es von allen: Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir (Mt 16, 24) — Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert (Mt 10, 38). Das ist das große Gesetz seines Reiches; dem muß sich alles fügen; da gibt es keine Ausnahme. Da Christus im Fleische gelitten, mahnt der Fürstapostel (1 Petr 4, 1), so wappnet euch mit derselben Gesinnung, d. h. so erwartet auch ihr nichts anderes als Leiden und seid leidenswillig wie er.

Nehmet alle die großen und kleinen Leiden, Sorgen, Mühen, Krankheiten des Lebens und jedes Lebenstages als das von Gott für euch zubereitete Kreuz auf euch. Suchet es nicht auszuschlagen, suchet ihm nicht auszuweichen, es hilft nichts. Es mag euch noch so hart und kantig und ungefüg vorkommen, nehmet es auf euch und traget es ihm nach, berühret es an seinem Kreuze, indem ihr im Opfergeist, in Bußgesinnung, in Geduld und Ergebung euch mit ihm vereiniget. Tuet das, so wird es vom Kreuze Christi ausgehen wie ein elektrischer Kraftstrom und eure Bürde wird euch leicht werden.

Endlich aber kommt das Schwerste und zugleich Notwendigste: sein Kreuz tragen genügt noch nicht, man muß selbst sein Fleisch ans Kreuz schlagen, d. h. die im Fleische wohnende und wurzelnde böse Lust. Davon redet der heilige Apostel so oft und in den stärksten Ausdrücken: Die Christi sind, sagt er, haben ihr Fleisch gekreuzigt samt seinen Lastern und Lüsten (Gal 5, 24); der alte Mensch müsse mit Christus

gekreuzigt werden, damit er nicht mehr der Sünde diene (Röm 6, 6); von sich selbst sagt er, er sei mit Christus ans Kreuz geheftet, trage die Abtötung Jesu an seinem Leibe, die Welt sei ihm gekreuzigt und er der Welt (Gal 2, 19; 6, 14).

Das hören nun manche Christen, aber sie wollen es nicht recht ernst nehmen. Sie denken, das seien so übertriebene Redensarten, oder sie denken, das ist für die Klosterleute und für die Geistlichen, mir gilt das nicht. Aber weil sie es nicht ernst nehmen, deswegen werden sie ihr Leben lang nicht Herr über die Triebe des Fleisches, über die Regungen der bösen Lust, deswegen werden sie Sklaven böser Gewohnheiten, deswegen richten die bösen Begierden in ihrem Leben solche Verheerungen an und ruinieren sie schließlich Leib und Seele.

Nein, die Abtötung und Kreuzigung, von der der Apostel redet, ist kein leeres Wort, ist wirklich eine ernste Pflicht für jeden Christen. Wenn die böse Lust sich regt, mit unreinen Vorstellungen und Begierden das Fleisch entzündet, das Blut in Wallung bringt — ans Kreuz mit ihr, ans Kreuz! Denke an den Heiland, der in Blut und Wunden für die Sünden des Fleisches gebüßt hat, und im Aufblick zu ihm, aus Liebe zu ihm, in seiner Kraft unterdrücke, überwinde, töte ab! Wenn Trägheit, Schläfrigkeit, Gleichgültigkeit, Unlust zum Gebet deine Kraft lähmen, das Leben deiner Seele niederhalten will — ans Kreuz mit ihr! Schau auf den Heiland, der in Todesnot so viel für dich getan; um seinetwillen, in seiner Kraft wache auf, rühre dich, erfülle deine religiöse Pflicht, arbeite, wirke, kämpfe für das Heil deiner Seele! Will Feindschaft, Rachsucht, Zorn dein Inneres in Brand setzen — ans Kreuz damit! Denke an

den Heiland, der am Kreuze betete: Vater, vergib; vergib auch du! Wenn böse Gewohnheiten der Unmäßigkeit und Unzucht dich in Ketten schlagen, dir dein Leben verwüsten und verleiden — fliehe zum Kreuze, bitte den Gekreuzigten mit ganzer Kraft der Seele um Gnade, Herr zu werden, die böse Gewohnheit abzutöten und durch gute Gewohnheiten zu überwinden.

So muß unser Lebensbaum mit scharfem Messer zurückgeschnitten und befreit werden von den wilden Schößlingen des Fleisches, bis er selbst dem Kreuzbaum ähnlich wird und mit ihm verwächst. Dann wird vom Kreuze Saft des Lebens in ihn überfließen, und nun erst wird er Früchte des Lebens hervorbringen können, süßduftende Blüten der Freude und des inneren Friedens und kostbare Früchte guter Werke, heiliger Gewohnheiten, herrlicher Tugenden, Blüten und Früchte, die im Tode nicht untergehen, sondern ewiges Leben haben und ewiges Leben bringen. Amen.

Die Gottverlassenheit.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27, 46.)

Alles hat seine Zeit. Es gibt eine Zeit, sich zu freuen, und eine Zeit zu trauern, eine Zeit zu jubeln und eine Zeit zu weinen. Der Karfreitag ist kein Freudentag, so wenig als jener erste Karfreitag ein Tag der Freude war. Wo sich so viel Schmerz und Qual und Schmach, so viel Grausamkeit und Bosheit, so viel Blut und Todesnot zusammendrängt und zu schwarzer Wetterwolke verdichtet wie auf Golgotha, da kann kein Strahl der Freude mehr durchdringen, da wird nur alles geweckt, was an Trauer, Leid

und Weh und Mitleid im Menschenherzen und Christenherzen schlummert.

Über jedem Karfreitag, und wäre er im Reiche der Natur der sonnigste Frühlingstag, liegt eine trübe und schaurige Stimmung. Das ist immer noch eine Nachwirkung jener Finsternis, die einst am ersten Karfreitag den Hügel von Golgotha, das Kreuz und den todesblassen heiligen Leib in dunkle Nacht einhüllte.

Diese Sonnenfinsternis selbst aber war nur wie eine Abschattung jener Finsternis, welche die Seele des Gekreuzigten umfing. Denn unermeßlich wie die körperlichen Schmerzen und Qualen war auch die Seelennot des Heilandes. Wir haben im vorigen Jahre uns ganz in den Anblick des Blutes versenkt, das auf Golgotha floß, und haben von diesem stummen Zeugen uns erzählen lassen von dem furchtbaren Martyrium, das der Herr an seinem heiligen Leibe zu ertragen hatte. Wir wollen heute betrachtend in sein Seelenleiden eingehen. Das will der Heiland. Darum hat er seine höchste Seelennot selbst geoffenbart in dem Rufe: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Die Klage richtet sich an Gott, sie richtet sich ebenso an uns. Er will, daß wir auf sie hören, daß wir sie zu Herzen nehmen, daß wir seine Seelenqual in unserer Seele nachempfinden. Er will das vor allem deswegen, um uns der Früchte, der Verdienste, der Segnungen auch dieses Leidens teilhaftig machen zu können. So möge denn er selbst diese Betrachtung vom Kreuze herab segnen.

*

Ihr wisset wohl, Geliebte, und ihr wisset es aus eigener schmerzlicher Erfahrung: der Mensch ist, wie am Leibe, so

auch an der Seele leidensfähig, nicht nur weil die Seele von allen Schmerzen des Körpers mitberührt und in Mitleidenschaft gezogen wird; nein, die Seele hat noch ihre eigenen Wehen und Nöten, die in ihrer Art quälender und zehrender sind als die leiblichen Schmerzen. Auf dem ganzen großen Innengebiete des Seelenlebens entspringen zahllose bittere Quellen des Leides. Sie heißen Sorge, Furcht, Trauer, Enttäuschung, schlimme Erfahrungen, fehlgeschlagene Pläne und vor allem: Schuld, Schuld, Schuld. Das alles kann der Seele so zusetzen, daß sie förmlich krank wird, und Seelenkrankheit ist viel schlimmer und schwerer zu heilen als leibliche Krankheit.

Unser Herr und Heiland hatte einen leidensfähigen Leib und eine leidensfähige Seele wie wir, und wie er alle Schmerzen des Leibes auf sich nehmen und durchkosten wollte, so auch alle Leiden der Seele. Schon am Ölberg, beim Beginne der Passion, hören wir ihn stöhnen: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod (Mt 26, 38). Den Höhepunkt erreicht aber auch sein Seelenleiden am Kreuz.

Da stürmte auf ihn ein, was nur immer Bitteres, Betrübendes, Niederdrückendes und Zermalmendes über eine Menschenseele kommen kann: entehrende Schmach, kränkender Hohn, äußerste Ohnmacht und Hilflosigkeit, tiefstes Mitleid mit der Mutter, die sich im Schmerze verzehrt, Trauer über die Feigheit und Untreue der Jünger, Trauer über Judas, den Sohn des Verderbens, Trauer über alle die, die seine Liebe nicht zu erreichen, die sein Blut nicht zu retten vermag. Aber ein Schmerz ist so furchtbar, daß auch er, der große Schweiger und Dulder, ihn nicht still zu ertragen vermag, daß er ihn hinausklagen muß in die Welt, hinaufklagen muß zum Himmel. Mit gramdurchfurchtem Antlitz,

mit bebenden Lippen, die brennenden Augen voll Entsetzen zum Himmel gerichtet, ruft er: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Welch ein Ruf! Da stehen wir vor einem Geheimnis, in das wir kaum hineinzublicken wagen. Das Wort erschüttert uns selbst in tiefster Seele. Es soll uns erschüttern, darum hat der Heiland es in die Menschheit hineingerufen; nur darf es nie und nimmer unsern Glauben erschüttern, es soll uns im Glauben bestärken.

Wie haben wir also das Wort zu verstehen? Ist jetzt eine Scheidung eingetreten zwischen ihm und dem himmlischen Vater? Unmöglich. Er könnte ja dann auch nicht mehr sagen: mein Gott. Auch jetzt noch gilt das Wort, das er sprach: Ich und der Vater sind eins (Jo 10, 30), und: Der mich gesandt hat, ist mit mir und läßt mich nicht allein (Jo 8, 26). Bald nachher gibt er ja Gott auch wieder den Vaternamen: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist (Lk 23, 46).

Ist denn vielleicht in seiner Person jetzt eine Scheidung zwischen Gottheit und Menschheit vor sich gegangen? Hat jetzt die göttliche Natur in ihm der menschlichen das Zusammenleben gekündigt, und ist der Ruf der Schmerzensschrei der Menschheit, die auf einmal sich vereinsamt und verlassen fühlt? Nein; göttliche und menschliche Natur sind in seiner Person so wundersam geeint, daß nichts sie trennen kann, nicht einmal der Tod; er stirbt nicht als bloßer Mensch, sondern als der gottmenschliche Erlöser.

Und doch muß er mit den Worten des 21. Psalmes klagen über Gottverlassenheit, und es findet auch diese Weissagung ihre Erfüllung. Seine menschliche Seele fühlt sich völlig verlassen von Gott und der Gottheit. Der himm-

lische Vater hat zwischen sich und sie die dunkle Wetterwolke der durch die Sünde beleidigten Gerechtigkeit und des Strafgerichtes gelegt; daher die Finsternis auf Golgotha, in deren Schauern dem Heilande das selige Sohnesbewußtsein entschwindet. Die göttliche Natur in ihm hat sich ganz in sich selbst zurückgezogen und die menschliche sich allein überlassen. Die Wonne, der süße Friede ihres Zusammenlebens ist in Bitterkeit untergegangen; die menschliche Natur wird nicht mehr sanft umschlossen und warm besonnt von der göttlichen; alles Licht, alle Kraft, aller Trost, der bisher ihr zufloß, ist versiegt, und so fühlt sie sich wirklich gottverlassen, und wir begreifen, daß sie aufschreit, jammert und klagt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Damit ist freilich das Geheimnis noch nicht erklärt. Der Heiland selber fragt: warum? damit auch wir fragen nach dem Warum und dadurch tiefer ins Geheimnis eindringen. Warum kam das Elend, die Strafe der Gottverlassenheit über ihn? Gott verläßt niemand, der ihn nicht zuvor verlassen. Der Sünder verläßt Gott. Darin liegt das eigentliche Wesen der schweren Sünde: in der Lossagung von Gott, in der Abwendung des Willens, des Herzens, der Seele von ihm. Weil der Sünder Gott verläßt, so verläßt Gott ihn — er entläßt ihn nicht aus dem Bereiche seiner Gegenwart und seiner Macht, aber aus der Sonnennähe seiner Huld und Gnade. Der Sünder verläßt Gott: das ist seine Schuld; der Sünder wird von Gott verlassen: das ist seine Strafe.

Aber das kann doch auf den Heiland keinen Bezug haben, auf ihn, den Sündelosen, der mit ganzem Willen und ganzer Seele mit Gott verbunden ist, ja eins ist mit ihm? Und

doch trifft es auf ihn zu, und zwar im vollsten Maße. Gewiß ist er persönlich der Heilige der Heiligen, aber am Kreuze hängt er nicht als Unschuldiger, er leidet und stirbt als Schuldiger, ja als der eine große Schuldige, beladen mit der Sündenschuld der ganzen Menschheit. Ihn, der keine Sünde kannte, sagt der Apostel, hat Gott für uns zur Sünde gemacht (2 Kor 5, 21); und: Er ist für uns zum Fluch geworden, sagt er (Gal 3, 13). Er hat die ganze Schuld und die ganze Strafe der Menschheit auf sich genommen; darum mußte auch die furchtbarste Strafe über ihn kommen, die Strafe der Gottverlassenheit. Auch diesen Fluch wollte er von uns nehmen, darum mußte er auch ihn auf sich nehmen und ganz durchkosten.

Jetzt erst verstehen wir das Warum. Er hat selbst das Gefühl der Unschuld verloren, er sieht sich selber wie mit Aussatz bedeckt und mit Fluch beladen, er ist sich selbst zum Entsetzen geworden. So kann auch des Vaters Auge nicht mehr mit Wohlgefallen auf ihm ruhen. Er sieht in ihm nicht mehr den Sohn, sondern die Schuld, und die Schuld zieht nach ewigem Gesetze Strafe und Fluch auf sich. Soll sein Leiden und Sterben die Schuld sühnen und tilgen, so kann ihm die schwerste Strafe nicht erspart bleiben, die Gottverlassenheit. So nimmt er auch diese Höllenqual auf sich, um sie von uns zu nehmen.

So ergeht sein Ruf nicht bloß an den himmlischen Vater, sondern auch an uns. Seine Klage ist eine Botschaft an uns, eine Botschaft der Liebe, die uns zuruft: Für euch habe ich auch dies getragen, aus Liebe zu euch; eine Botschaft des Heiles, die ruft: Verzweifelt nicht, vertrauet auf mich, selbst wenn es scheinen will, selbst wenn ihr das Gefühl

hättet, als ob Gott euch verlassen habe. So ist der schaurige Ruf: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? eine Heilsgabe und eine Trostgabe an uns, für die wir von Herzen dankbar sein müssen.

Auch für unsere Seele gibt es kein größeres Leid und keine brennendere Qual als das Gefühl der Gottverlassenheit. Das kann nicht nur über schwere Sünder und Verbrecher kommen, sondern auch über den gläubigen und gottesfürchtigen Christen; es kann über ihn kommen als Strafe der Sünde, als Versuchung des Teufels, als Heimsuchung Gottes. Wir lesen sogar in der Lebensgeschichte mancher Heiligen, daß diese Seelennot schwer und oft lange sie bedrückte — sie sollten auch hierin ihrem Herrn und Meister ähnlich werden.

Und so kann auch über unsere Seele die dunkle Nacht hereinbrechen, in der wir von Gott und den Menschen uns verlassen fühlen, selbst im Glauben und im Gebete keinen Trost mehr finden, nur mit aller Mühe der Trockenheit und Trostlosigkeit unseres Herzens die pflichtmäßigen Gebete abringen können; wo es uns ist, als ob all unser Beten und Gutestun keinen Wert mehr habe und den Weg zum Himmel nicht mehr finde, als ob Gott sich für immer von uns abgewendet habe; wo wir mit dem Psalmisten klagen möchten: Todesschmerzen haben mich umrungen, Ströme des Unheils erschrecken mich, die Qualen der Hölle halten mich umschlossen und die Schlingen des Todes vergewaltigen mich (Ps 17, 5 ff).

Nun wissen wir, was wir zu tun haben in solcher Not. Wir verzagen nicht, wir verzweifeln nicht. Wir schauen hinauf zum Gekreuzigten und flüchten mit unserer Gottverlassenheit hinein in seine Gottverlassenheit. So sind wir

schon nicht mehr allein; wir dürfen mit ihm zum Himmel klagen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Wir dürfen zum Heilande sagen: Auch das hast du getragen, und du hast es getragen für mich, so will ich es mit dir tragen und will es tragen für dich. O wie wird da unsere Not gesegnet und geheiligt in seiner Not! Da wird bald ein Sonnenlicht die Nacht erhellen, und wir werden wie er den süßen Vaternamen wieder finden und in ruhiger Ergebung sprechen können: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist und meine Not, mein Leben und mein Sterben.

Aber wie? klagt da nicht trostlos irgend eine Seele: Mir gilt das nicht; die Gottverlassenheit, ja, die liegt auf mir wie ein schwerer Fluch; aber ich darf nicht einmal fragen nach dem Warum. Ich weiß es wohl warum; ich habe es verdient, ich habe ein gottloses Leben geführt in Lastern und Leidenschaften, darum hat Gott mich verlassen — ich habe es verdient.

Armer Sünder! Siehe, das ist die Sünde, das ist der Fluch, den sie in sich selbst trägt. Der Sünder verläßt Gott — das ist seine Schuld; der Sünder wird von Gott verlassen — das ist seine Strafe. Du hast die Nacht, das Grauen, das Elend, das Entsetzen der Gottverlassenheit zu kosten bekommen; das ist ein Vorgeschmack der Höllenqual, die des Sünders ewiger Anteil ist, wenn er sich nicht bekehrt, wenn er gedankenlos forttaumelt auf seinen bösen Wegen, wenn er seine Seele verhärtet gegen die Strafe der Gottverlassenheit oder sie betäubt mit Alkohol und Sinnengenuß. Wenn er so endet, wenn er so stirbt, wird er in äußerste Finsternis der ewigen Gottverlassenheit hinausgeworfen werden, so gewiß Gott seines eigenen Sohnes nicht

geschont (Röm 8, 32) und selbst ihn verstoßen hat in die Nacht der Gottverlassenheit.

Armer Sünder, kehre um, solange es Zeit ist. Heute ist der große Tag der Verzeihung und Versöhnung. Heute darfst du mit ihm deine Seelennot zum Himmel klagen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Heute wird auch deine Gottverlassenheit heilbar und erlösbar in seiner Gottverlassenheit.

O gekreuzigter Herr Jesus Christus, erbarme dich aller gottverlassenen Sünder! Klage auch unsere Seelennot und Seelenangst dem ewigen Gott und erwirke uns als guter Fürsprecher beim Vater (1 Jo 2, 1) die Gnade, daß wir Gott nicht verlassen und nicht von Gott verlassen werden. Erlöse uns von der Hölle der ewigen Gottverlassenheit und sprich zu uns allen wie zum guten Schächer: Heute noch sollt ihr mit mir im Paradiese sein (Lk 23, 43) — im Paradiese der Gottesnähe, der Gottesliebe, des Gottesfriedens. Amen.

Kreuzabnahme.

„Da nahmen sie den Leichnam Jesu und wickelten ihn samt den Spezereien in Linnentücher ein, wie es bei den Juden Sitte ist zu begraben" (Jo 19, 40).

Karfreitag! Da wird er wieder Gegenwart, jener große Tag von Golgotha. Da durchlebt die Christenheit jene Stunden aufs neue in Glauben und heiligem Schauen, in mitleidiger Liebe. Da erneuert sich jenes Trauerspiel, wie die Welt kein zweites je gesehen. Vor unsern Augen wird er, unser Herr und Heiland, wieder verurteilt, mit dem Kreuze beladen, hinausgeführt aus der Stadt und auf dem

Hügel des Fluches ans Holz genagelt, und seine Wunden fließen und seine Lippen lechzen und sein Mund spricht die sieben großen Worte, und der Pöbel tobt und die Hohenpriester lästern und der linke Schächer spottet und der rechte fleht um Erbarmen, und die Sonne verfinstert sich, und Maria und Johannes weinen leise in sich hinein.

Das haben wir alles schon beim Vormittagsgottesdienst erlebt und betrachtet. Nun führe ich euch wieder zum Kreuze. Kommt schnell, es geht zu Ende. Seht ihr, wie sein Haupt sich neigt und herabsinkt auf die Brust? Die Augen schließen sich; ein leises Zittern zieht durch den ganzen Körper; das Herz steht still; der letzte Atem schwebt über die Lippen, mit ihm entflieht das Leben. Er ist tot. Es ist vorbei.

Nun nach wüstem Lärmen und Toben eine große Ruhe und Stille. Die Sonne scheint wieder hell aus dem Gewölk. Sie hat das Sterben des Heilandes verklärt und nun umwimmert sie gleichsam mit ihren Strahlen den todesblassen heiligen Leichnam, als wollte sie ihn liebkosen, ihn wieder zum Leben erwärmen, ihm abbitten, was die grausame Menschheit ihm Böses angetan.

Scheu weicht das Volk zurück und wagt nicht mehr laut zu reden. Still, wortlos und klaglos stehen Maria und Johannes unter dem Kreuze und beten das Schlußgebet ihrer blutigen Meßandacht. Aber bald nach dem Lanzenstoße des römischen Hauptmanns treten zwei hochangesehene Männer unter das Kreuz und bringen Leben und Bewegung in die Gruppe der Freunde Jesu. Alle Hände regen sich, und der Schmerz löst sich auf in eifrigem Tun und Schaffen. Es gilt, den heiligen Leichnam vom Kreuze zu nehmen und ihn in Ehren beizusetzen.

Geliebte, in der Leidensgeschichte des Heilandes ist jeder Zug wichtig, lehrreich, gnadenreich. Wir wollen heute betrachten die Abnahme des heiligen Leichnams vom Kreuze und seine Bergung in der Mutter Schoß.

*

Der Lanzenstoß, den der römische Hauptmann nicht in grausamer Absicht, sondern von der Vorsehung geleitet gegen das Herz das Heilandes führte, der ihm die letzte klaffende Wunde beibrachte und den letzten Tropfen Blut entzog, dieser Lanzenstoß, der die arme Mutter ins Herz traf und die mitfühlenden Herzen schaudern machte, bezeichnete eigentlich das Ende aller Mißhandlungen. Das ist der Punkt, wo alles sich wendet, wo die Schande in Ehre umschlägt. Jetzt tritt die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit und Liebe in ihr Recht. Jetzt dürfen nur noch liebewarme Hände ehrfürchtig ihn berühren. In den Kreis derer, die um das Kreuz versammelt sind, treten zwei neue Gestalten herein: Joseph von Arimathäa und Nikodemus, zwei Männer von Stand und Ansehen, beide sogar Mitglieder des Hohen Rates. Was wollen die hier in dieser Stunde? Sie wollen sich offen zu Christus bekennen; noch mehr, für ihn eintreten, seinem Leichnam die höchste Ehre erweisen, ihm ein Begräbnis erster Klasse zuteil werden lassen. Wie kommen sie dazu?

Beide waren schon vorher Schüler und Jünger Jesu gewesen, aber Joseph von Arimathäa ein Schüler im geheimen, Nikodemus ein Jünger bei Nacht — aus Furcht vor den Juden, wie der Evangelist sagt (Jo 19, 38). Beide glaubten, aber ihr Glaube war nicht stark und mutig genug, um offen sich für Jesus zu erklären. Und so waren sie auch in jener verhängnisvollen Sitzung, in der das Todes-

urteil gesprochen wurde, nicht für ihn eingetreten; sie waren weggeblieben; sie hatten sich gesagt: es nützt doch nichts; wir können ihn nicht retten, nur uns verderben.

Jetzt war auf einmal alle Furcht und Bedenklichkeit weg; jetzt gab es kein Wenn und Aber mehr. Mit dem Tode Jesu war ihr Glaube erst zum rechten Leben gekommen. Sie hatten den machtvollen Todesruf des Heilandes gehört, waren Zeugen der Finsternis und des Erdbebens gewesen; sie sahen die Mutter in all ihrem Herzeleid als starke Frau unter dem Kreuze stehen; sie vernehmen das Zeugnis des heidnischen Hauptmannes: Wahrlich, dieser war Gottes Sohn. Jetzt kommt es auch bei ihnen zum Durchbruch. Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn, spricht ihr Herz dem Hauptmanne nach, und nun ist es ihnen klar: jetzt heißt es sich entscheiden, brechen mit den Feinden Jesu, offen auf seine Seite treten.

Und Joseph von Arimathäa legt zuerst sein Glaubensbekenntnis ab, nicht im Worte, sondern durch die Tat, durch eine mutige Tat. Er ging mutig zu Pilatus, erzählt das Evangelium, der als Richter das Verfügungsrecht hatte, und erbat sich den Leichnam Jesu. Dazu gehörte wirklich Mut. Um der Liebe Christi willen, sagt der hl. Chrysostomus, gab er sich dem allgemeinen Hasse preis und setzte er sich der grimmigsten Verfolgung seiner Standesgenossen aus. So war es in der Tat. Joseph von Arimathäa setzte bei diesem Gange nichts Geringeres auf das Spiel als Ehre, Stellung und Leben. Sein Schritt war ein schwerer Schlag gegen den Hohen Rat. Endlich hatte dieser gemeint, am Ziele zu sein; der verhaßte Galiläer hatte in Schmach und Fluch am Kreuze geendet; sein Leichnam sollte wie der eines Verbrechers verscharrt werden, dann war sein Name

geschändet für immer. Und nun kommt einer aus dem Hohen Rate selber, dem sofort ein zweiter sich beigesellt, und erklärt sich gegen den Hohen Rat, erklärt ihn als Mörder, als Messiasmörder, bittet sich den Leichnam des Gerichteten aus wie eine Ehre und eine Gnade, um ihn aufs ehrenvollste zu bestatten. Er konnte sich wohl denken, wie nun der Haß und die Wut des Hohen Rates sich gegen ihn wenden werde, aber er fragt nichts danach. Mutig geht er hin zu Pilatus, und dieser willfahrt gern seiner Bitte, nachdem er das Zeugnis des Hauptmanns eingeholt, daß Jesus schon verschieden.

Und eilenden Schrittes und erhobenen Hauptes, als wäre ihm ein großes Glück widerfahren, kehrt er zurück und kauft unterwegs feine Leinwand, um seinen Schatz zu bergen. Droben auf Golgotha findet er schon Nikodemus; der war in gleicher Absicht gekommen und auch nicht mit leeren Händen; er hatte Spezereien mitgebracht, Myrrhe und Aloe gegen hundert Pfund. So fehlt nichts zu einem feierlichen Begräbnis, und sie treffen sofort Anstalten, um den Leichnam des öffentlich Hingerichteten zu bestatten wie den eines Meisters und Fürsten in Israel, ja noch viel feierlicher und ehrerbietiger. Denn sie selber lösen ihn mit eigenen Händen vom Kreuze und nehmen voll Ehrfurcht und Liebe die süße heilige Last auf ihre Schultern und Arme.

Sind das nicht zwei treffliche Männer? Die ganze Menschheit muß ihnen dankbar sein für das, was sie am Heilande getan haben. Sie haben an jenem Tage die Ehre der Menschheit und der Männerwelt gerettet. Damit haben sie sich wirklich einen unsterblichen Namen gemacht; der ist aufgezeichnet im Buche des Lebens drüben und im Buche des Lebens hienieden, in der Heiligen Schrift, und wird

jedes Jahr in Ehren genannt. Sie konnten in voller Freude Ostern feiern, nachdem sie den Karfreitag so beschlossen. Wie werden sie ihrer Tat froh geworden sein, als die Kunde kam: Er ist auferstanden! Hätten sie wohl diese Osterfreude auch haben können, wenn sie nichts getan, wenn sie sich verborgen, wenn sie sich weggeschlichen hätten vom Kreuze, wie wohl so manche, die es auch gut mit dem Heilande meinten, aber nicht den Mut hatten, etwas für ihn zu tun, die vielleicht daheim jammerten und seufzten über die Schlechtigkeit der Welt, seufzten und klagten, daß man nichts dagegen tun könne, seufzten und wünschten, es möchte doch jemand die Mutter trösten und den Leichnam begraben?

Wir sollen aber diese beiden Männer nicht bloß loben und bewundern, wir sollen sie nachahmen. Ganz dieselben Dienste können wir ja dem Heilande nicht mehr leisten. Aber wenn wir jetzt unsere Wallfahrt zu den heiligen Gräbern machen, können auch wir seinem heiligen Leichnam Ehre erweisen, ihn mit Tränen der Reue und der Liebe benetzen und ihn salben mit der Myrrhe und der Aloe guter Gedanken und Entschließungen. Doch das ist nicht alles; wir können und sollen noch mehr tun. Der Heiland bedarf auch heute noch unserer Dienste, oder vielmehr er würdigt sich, sie anzunehmen. Er ist auch heute noch und wird immer aufs neue in der Welt gekreuzigt, verhöhnt, verspottet, entehrt in seiner Person und in seiner Kirche. Da soll es ihm nie an Christen fehlen, die wie Joseph von Arimathäa und Nikodemus mutig für ihn einstehen, auf die Leugnungen und Lästerungen des Unglaubens mit lautem mannhaften Bekenntnis seiner Gottheit, auf den Hohn und Spott mit Anbetung antworten, die ohne Feigheit und Menschenfurcht

auch in der Öffentlichkeit, auch Hohen und Mächtigen gegenüber sich zu ihm und seiner heiligen Kirche bekennen, selbst wo Hohn und Schaden und Verfolgung ihnen droht.

Wer die Karfreitagsschmach des Heilandes nicht teilen will, wird an seiner Osterglorie keinen Anteil haben können. Wer in dieser Welt ihm nicht huldigen will, dessen Huldigung nimmt er drüben nicht mehr an. Wer ihn vor den Menschen verleugnet, den verleugnet auch er vor seinem himmlischen Vater (Mt 10, 33). Das sei unser Karfreitagsgelöbnis: Herr, wir wollen dir treu bleiben und niemals Feiglinge und Verräter werden. Und das sei unser Karfreitagsgebet: Herr, gib, daß wir in dieser bösen Welt und argen Zeit dir treu bleiben; gib uns ein starkes Herz und einen festen Mut, daß wir in Wort und Werk, im Leben und Wandel uns als echte Christen und gute Katholiken bewähren und nichts fragen nach der Welt Urteil und Lob, Haß und Hohn.

*

Nikodemus und Joseph von Arimathäa haben mit liebender Sorgfalt und heiliger Ehrfurcht unter Mithilfe aller den heiligen Leichnam vom Kreuze abgenommen. Wo legen sie ihn nieder, ehedenn er genau nach den altisraelitischen Gebräuchen einbalsamiert und ins Grab gelegt wird? Die Heilige Schrift sagt darüber nichts, aber die Christenheit gibt eine ganz bestimmte Antwort: auf den Schoß der Mutter. Auf den Schoß der Mutter — ja, wo hätten sie ihn denn sonst hinlegen sollen, und wie hätten sie das heiße Verlangen der Mutter nach ihm unbeachtet lassen können? Und so haben wir jetzt vor Augen das ergreifende Bild, das die Kunst unzähligemal nachzubilden suchte: der Leichnam Jesu in der Mutter Schoß.

Jetzt gehört der Sohn wieder ganz der Mutter. Jetzt ruht er wieder in ihren Armen wie einst als Kind, ganz so und doch ganz anders. Jetzt schlummert er wieder an ihrem Herzen, aber es ist der Schlummer des Todes. Jetzt ist er wieder bei ihr, aber so kalt — so kalt; und wie gräßlich sind die tiefen Wunden in den Händen und Füßen, und das Haupt voll Dornen und das Antlitz blutgestreift; und die klaffende Wunde in der Seite, wie tief das hineingeht; und die zahllosen Wunden der Geißelung über den ganzen Körper hin, und Blut, Blut, Blut, wohin ihr Auge schaut und wo ihre Hand ihn berührt.

Gute Mutter, so gibt die Welt ihn dir zurück, ihn, die gebenedeite Frucht deines Leibes. Nun kannst du mit dem Vater Jakob klagen: Ein wildes Tier hat ihn zerrissen (Gn 37, 20). Du weißt, welches wilde Tier ihn so zugerichtet. Das ganze Wesen der Sünde, ihre mörderische Natur, ihre ganze Entsetzlichkeit, ihre furchtbaren Folgen — all das kannst du ablesen mit Schaudern aus der Wundenschrift, aus der Blutschrift auf dem zerfleischten Leichnam und dem entstellten Antlitz. Sein Martyrium ist vorüber, seine Passion beendet, sein Opfer vollbracht; aber dein Leiden erreicht erst jetzt seinen Höhepunkt. Du leidest die ganze Passion noch einmal durch beim Anblick dieser Wunden vom Scheitel bis zur Sohle; die Geißeln, die ihn so gezeichnet, verwunden deine Seele; die Dornen dringen dir ins Haupt; beim Anblick der durchlöcherten Hände und Füße hallen die furchtbaren Hammerschläge in deiner Seele nach, und beim Anblick der Seitenwunde hörst du schaudernd wieder den schrillen, scharfen Ton der Lanze, da sie mit voller Wucht ihm ins Herz gestoßen wurde.

Pietà nennt man das Bild der schmerzhaften Mutter mit dem Leichnam ihres Sohnes. Pietà heißt Mitleid. Sie ist wirklich ganz Mitleid; sie geht ein in alle seine Wunden, nimmt seine Schmerzen in ihr Herz auf, leidet und stirbt sein Leiden und Sterben in ihrer Seele nach. Aber ebenso groß wie ihr Mitleid mit ihm ist ihr Mitleid mit den Sündern. Sie weiß, daß er durch die Sünde in den Tod gebracht wurde, darum ist ihr Abscheu vor der Sünde unermeßlich. Sie weiß, daß er für die Sünder in den Tod gegangen, darum ist ihre Liebe zu den Sündern und ihr Mitleid mit ihnen ohne Grenzen. Wie er sein Leben hingeopfert hat für die Sünder, so opfert sie ihren Sohn und seine und ihre Passion für das Heil der Sünder dem ewigen Vater auf.

Das macht sie erst ganz zur Pietà. Das gibt ihr in all ihrem Jammer und Schmerz eine so majestätische Haltung, solche Würde und stille Größe. Sie ist nicht eine vom Unglück erdrückte und gebrochene Frau, sie ist Hohepriesterin, sie ist Opferpriesterin, sie ist ein lebendiger Altar, der das geopferte Gotteslamm trägt, sie wendet fürbittend die Früchte des blutigen Meßopfers den armen Sündern zu.

So ist die Pietà die Zuflucht der Sünder geworden. Niemand, den Heiland ausgenommen, kennt wie sie die Sünde; niemand bemitleidet wie sie den Sünder; niemand liebt wie sie den Heiland und liebt wie sie den Sünder und wünscht inniger, daß Jesu Blut an keinem armen Sünder möge verloren gehen. Darum ist von ihrem Mitleid kein Sünder ausgeschlossen, auch der ärmste und verworfenste nicht. Und wenn du so tief in den Schlamm der Sünde hineingeraten wärest, daß du dir selber zum Ekel und andern zum Abscheu geworden, ein Herz hat noch Mitleid mit dir, noch Mutterliebe für dich. Und wenn du dich noch nicht hättest entschließen

können, Ostern zu machen, wenn bis zu dieser Stunde dein kaltes, hartes Herz sich der Buße verschlossen hätte, eine verzweifelt noch nicht an dir, eine betet für dich an diesem Karfreitag und empfiehlt dich in die Wunden ihres Sohnes. Und wenn Sklavenketten böser Gewohnheiten, wenn die Höllenketten der Unzucht und Unmäßigkeit dich in den Abgrund ziehen und du verzweifeln möchtest, ob du jemals sie brechen und wieder frei werden könntest, denke an die Pietà, wende dich an ihr erbarmendes Herz.

Mein Sohn, meine Tochter, vergiß nicht die Wehen deiner Mutter, mahnt der Weise des Alten Bundes (Sir 7, 29). Die Mahnung gilt auch den Christenkindern und gilt auch von den Wehen der schmerzhaften Mutter. Versage nicht das Mitleid der, die gegen dich voll Mitleid ist; vergiß nicht die Wehen deiner Mutter. Und wenn die Welt und die böse Lust und des Teufels List dich locken, wenn dein Herz wanken und dein Fuß straucheln will, vergiß nicht die Wehen deiner Mutter. In eigner schwerer Not, in bitterer Trauer um teure Hingeschiedene, in Todesqual und Todeskampf, vergiß nicht die Wehen deiner Mutter, heile und heilige deine Wehen in den ihrigen. Gedenke ihrer beim Rundgang zu den heiligen Gräbern, begrüße sie mit einem herzlichen Ave als Schmerzensmutter, damit du bald ihr fröhlich den Ostergruß bieten kannst: Regina coeli laetare. Amen.

Das Begräbnis.

Gekreuzigt, gestorben und begraben.
(Glaubensbekenntnis.)

Das ist der Tag, an welchem jedes Jahr aufs neue sich die Weissagung erfüllt, welche Gott der Herr schon im Alten Bunde beim Propheten Zacharias ausgesprochen: Ich

werde ausgießen über das Haus David und über die Bewohner Jerusalems den Geist der Gnade und des Gebetes, und sie werden aufschauen zu dem, den sie durchbohrt haben, und werden weinen über ihn mit großer Klage wie über den einzigen Sohn, und trauern werden sie über ihn, wie man zu trauern pflegt beim Tode des Erstgebornen (Zach 12, 10 f).

Der Geist der Gnade und des Gebetes, der Geist der Trauer und der Klage ist auch über diese Gemeinde ausgegossen, und da ist keine Seele, welche nicht das Todesleid der heiligen Kirche um den, den sie durchbohrt haben, teilen würde. Ich habe ihn euch nicht erst zu bringen, diesen Geist, ich soll ihn nur durch mein Wort befruchten und zu heiligen Entschließungen anregen.

Dazu bedarf es weiter nichts, als daß ich euch hinaufführe auf den Kalvarienberg und euch zeige, was da vorgeht. *Gekreuzigt, gestorben und begraben* — das sind die drei letzten Akte des furchtbaren Trauerspiels. Gekreuzigt und gestorben, diese Worte voll schauerlicher Geheimnisse und voll unerschöpflichen Inhaltes haben mehrere Jahre hindurch am Karfreitag uns beschäftigt. Am letzten Karfreitag aber haben wir betrachtet, wie nach all der Todesmarter der heilige Leichnam vom Kreuze herabgenommen und in der Mutter Schoß gelegt wurde.

Lasset hier uns fortfahren in der Betrachtung und den Inhalt des Wortes *begraben* in unserem Glaubensbekenntnis ergründen. Ja, kommet, wir wollen am Begräbnis unseres Herrn und Heilandes teilnehmen, ihm zur Leiche gehen und die letzte Ehre erweisen — aus Liebe zu ihm, der am heutigen Tage wahrhaftig Anspruch hat auf

unsere Liebe, aus Liebe zu unserer Seele, welche daraus reichen Gewinn ziehen kann.

*

Der heilige Leichnam in der Mutter Schoß. Zwei Altäre schaut der hl. Chrysostomus auf Golgotha: der eine ist das Kreuz, da wird die Menschheit des Gottessohnes geopfert; der andere ist in der Brust der Mutter, da wird die Seele der Gottesmutter geopfert. Aber zum Schlusse ist aus den zwei Altären ein einziger geworden: der heilige Leichnam auf der Mutter Schoß, und in ihrem Herzen brennt dazu das Opferfeuer des Schmerzes und der Liebe. Nicht lange dauert diese Totenruhe und Totenfeier; das Requiem muß schnell beendet werden; um sechs Uhr beginnt der Sabbat, da muß die Beerdigung vorüber und alles abgeschlossen sein.

So nehmen sie denn in aller Ehrfurcht den heiligen Leichnam vom Schoße der Mutter und tragen ihn hinab an den Fuß des Hügels. Die Überlieferung hat sich die Stelle gemerkt und sie ist heute noch in der Heiliggrabkirche mit einer Marmorplatte bezeichnet. Da legen sie ihn auf reine Leinwand, um ihn zum Begräbnis zuzubereiten. Das ist die Herzenssorge und Liebesaufgabe der heiligen Frauen. Mit tiefster Ehrfurcht und innigem Mitgefühl waschen sie den heiligen Leichnam ab, mehr mit ihren Tränen als mit Wasser; sie fangen das heilige Blut sorgsam auf, schließen mit zarter Hand die klaffenden Wunden und begleiten dieses wehereiche Geschäft mit stillem Weinen und Beten. Das heilige Haupt und heilige Antlitz aber gehört ausschließlich der Mutter. Sie nimmt die Stachelkrone ab, zieht die Dornen aus dem Haupte, löst und ordnet die verwirrten

Haare, reinigt das königliche Antlitz, schließt die wunderbaren Augen und vertieft sich zum letztenmal in unendlichem Weh in die Geheimnisse dieser heiligen Züge.

Dann aber reichen die Frauen den Männern — Nikodemus, Joseph von Arimathäa und Johannes — die Hände: nach jüdischer Sitte wird der heilige Leichnam ganz mit Linnenstreifen umwickelt und in diese Binden wird eingestreut Myrrhe und Aloe, die kostbarsten und wohlriechendsten Spezereien in reichster duftender Fülle, so daß der heilige Leib ganz in schneeweiße Linnen und in balsamischen Wohlgeruch eingebettet ist. Für diese fürstliche Totenpracht hatten die beiden Ratsherren gesorgt; Joseph von Arimathäa hatte vorsorglich gleich auf dem Weg von Pilatus nach Golgotha die Leinwand eingekauft, und Nikodemus war auch nicht mit leeren Händen gekommen: er brachte eine Mischung von Myrrhe und Aloe, ein fast überreiches Maß, an die hundert Pfund. Wie merkwürdig stimmt da das Ende des Lebens Jesu mit seinem Anfang! Damals als Kind ward er auch in Linnen gewickelt von der Mutter und ein armer Joseph leistete dabei Hilfe; nun ist ein reicher Joseph da und hilft der Mutter den Leichnam in Linnen einhüllen. Und damals ward er auch mit Myrrhen beschenkt von den Weisen; nun erhält er die zweite Myrrhengabe. Zu dem Zweck war sie hier nicht nötig, zu welchem sie sonst dienen sollte, zur Abwehr der Verwesung; aber sie war am Platze als Huldigungsgabe der Menschheit, als Weihegabe der Liebe, als Sühne für die Mißhandlungen der Wut und Grausamkeit.

In Eile hatten sie das alles besorgt; die mehr Zeit erfordernde Salbung und Einbalsamierung des Leichnams wollten sie sich für später vorbehalten. Nun blickten alle

zum letztenmal in das schmerzdurchfurchte und doch von himmlischem Frieden verklärte heilige Antlitz; dann deckt die Mutter auch dieses mit dem Linnentuch und eilig setzt der Leichenzug sich in Bewegung. Ein kleiner Leichenzug, aber doch wirklich ein Begräbnis erster Klasse. Die Leichenträger sind vornehme Ratsherrn und sie achten es für höchste Ehre, daß sie diese heilige Last tragen dürfen. Die Leichenbegleitung sind Johannes und die heiligen Frauen und die heiligste der Frauen; mit edleren Gefühlen, mit aufrichtigerem Schmerz, mit mehr Ehrfurcht ist noch kein Toter zu Grab geleitet worden. Der Leichengesang und die Leichenmusik, das sind Gebete, Seufzer, Klagen aus tiefster Seele und stilles, verhaltenes Weinen und Wimmern. Aber da war noch ein anderes Gefolge und eine andere Musik im Geleite: der hl. Augustinus zweifelt nicht, daß Scharen von Engeln den Leichenzug umschwebten und die Beisetzung ihres Herrn mit himmlischen Gesängen verherrlichten.

Der Trauerzug biegt ein in einen Garten am Fuße des Kalvarienberges. Der gehörte dem Joseph von Arimathäa und war zum Teil von Felsen umschlossen. Darin hatte der Besitzer für sich selbst eine Grabkammer angelegt, ausgemeißelt aus dem Felsen, und wie glücklich ist er, daß er sie dem Heiland abtreten kann; der hatte ja nicht, wohin sein Haupt legen, weder im Leben noch im Sterben, aber die Liebe schenkt ihm ein fürstliches Grabmal, in welchem noch niemand war beigesetzt worden, statt der ehrlosen Verbrechergrube, welche seinem Leichnam zugedacht war.

Lautlos, in ehrfürchtigem Schweigen bewegt der Leichenzug sich in der Abendstille unter den Bäumen hin nach dem Felsengrab. Die Sonne, welche beim Sterben Jesu ihr

Antlitz verhüllt hatte, gießt nunmehr ihren goldenen Abendschimmer wie Verklärungsglanz aus über die blendend weiße Albe des toten Hohenpriesters, und sie dringt mit ihren letzten Strahlen noch hinein in die Felsenkammer und breitet über den kalten Stein des Totenlagers einen Purpurteppich aus. Dahin legen sie jetzt behutsam den heiligen Leichnam, streuen den Rest der Spezereien über ihn, daß die ganze Grabkapelle von süßem Duft erfüllt ist — dann noch ein letzter Blick auf ihn und sie verlassen das Grab und wälzen einen großen Stein vor den Eingang und kehren zurück in die Stadt — ihre Herzen, ihre Liebe und ihr Schmerz aber bleiben da und halten Grabeswacht.

*

Und nun stehen auch wir vor diesem Grabe und fragen uns: Was hat all das zu bedeuten? Auf jedem Grabstein steht ein Fragezeichen, und jedes Grab schließt schaurige Rätsel und Geheimnisse ein. Wer aber löst uns das Fragezeichen auf diesem Grabstein und erklärt uns die Geheimnisse dieses Grabes? Unser heiliger Glaube, mit zwei kleinen Wörtchen; sie heißen: für uns. Gekreuzigt für uns, gestorben für uns, auch begraben für uns. Ja, auch begraben für uns; das haben wir vielleicht noch wenig bedacht.

Das Begräbnis Jesu ist nicht etwa bloß ein geringfügiger Nebenumstand, sondern eine wichtige Tatsache im Plane der Erlösung und im christlichen Credo. Nicht ohne Grund heißt es im Glaubensbekenntnis ausdrücklich: Gekreuzigt, gestorben und begraben. Der hl. Paulus führt unter den Lehrstücken, welche er den Korinthern mitgeteilt, dieses ebenfalls ausdrücklich auf: Ich habe euch gelehrt, daß Christus gestorben ist für unsere Sünden

nach der Schrift, daß er begraben ward und daß er auferstanden nach der Schrift (1 Kor 15, 3). Auch begraben nach der Schrift. Denn bei Isaias steht die merkwürdige Weissagung, daß man ihm, dem Messias, bei den Frevlern habe sein Grab angewiesen, daß er aber nach seinem Tode bei einem Reichen eine Stätte gefunden (Is 53, 9 Grundtext), und daß sein Grab glorreich sein werde (Is 11, 10). Und hat nicht der Heiland selbst sein Begräbnis für so wichtig angesehen, daß auch er ihm eine eigene Weissagung widmete, die Weissagung vom Propheten Jonas: Gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Schoße der Erde sein (Mt 12, 39)? Und ein verhüllter prophetischer Hinweis auf sein Begräbnis ist auch jenes Wort vom Weizenkorn: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht (Jo 12, 24).

Jetzt erfüllt es sich, das große Zeichen des Jonas. Jetzt ist es in die Erde gelegt, das himmlische Weizenkorn, damit es aufgehe und viele Frucht des Glaubens bringe. Der Grabstein wird zu einem Grundsteine des Glaubens. Das Begräbnis und die Grabesruhe muß die Grundtatsachen unseres Heiles, den Tod und die Auferstehung Jesu, beurkunden und bestätigen. Die Lebensbahn des Herrn führt hinab in die Tiefen der Erde, von da aber steigt sie wieder auf in die Höhen des Himmels. Das Grab wird zur Wiege neuen Lebens, das Ende zum Anfang; das Totenreich muß dem Herrn des Lebens huldigen: in dem Augenblick, wo der Tod seine Beute bergen will im Grabe, endet

seine Herrschaft und ertönt der Siegesruf: Wo ist nun, Tod, dein Stachel, wo ist, o Tod, dein Sieg? Verschlungen ist der Tod im Siege (1 Kor 15, 14).

Darum, Geliebte, wenn wir jetzt nach altem schönen Brauche die heiligen Gräber besuchen, lasset uns das tun in Nachahmung Mariä und der heiligen Frauen und Männer mit einem Herzen voll tiefen Schmerzes und inniger Teilnahme, namentlich aber mit einem lebendigen Glauben. Ja, wir wollen die Hand auf den heiligen Leichnam und auf den Stein des Grabes legen und bekennen: Ich glaube an dich, du Gottmensch und Gottessohn; ich glaube an dich, nicht obwohl, sondern weil ich dich entseelt im Grabe erblicke, weil du hast begraben werden wollen, um meinen Glauben zu stärken, weil auch Tod und Grab dir huldigen und dich bekennen müssen als Erlöser der Welt, als Sieger über Tod und Grab und Hölle.

Aber noch aus einem andern Grunde muß sein Grab uns teuer sein. Es schließt nicht nur eine Bürgschaft des Glaubens in sich, sondern auch den letzten Beweis der Liebe, den der Heiland in seinem irdischen Leben uns gab. Eine Liebe, welche buchstäblich stärker ist als Tod und Grab, bewog ihn, auch dieses letzte Geschick des Erdenmenschen, auch diese letzte Wohnung mit ihm zu teilen, damit er uns gleich wäre von der Wiege bis zum Grabe. Darin offenbart sich die ganze Menschenfreundlichkeit und Güte seines gottmenschlichen Herzens. Er wußte wohl, daß nächst dem Tode das Grab für den armen Sterblichen der traurigste, schreckhafteste Gedanke ist.

Das Grab, der unheimliche Abgrund, aufgähnend aus der Tiefe wie ein offener Rachen, so eng, so schmal, so finster und kalt, jetzt noch offen, aber nur um den künftigen

Bewohner aufzunehmen und sich dann für immer zu schließen — wie schaudert es den Menschen, wenn er ihm das Letzte anvertrauen muß, was der Tod von seinen Lieben übrig gelassen; wie schaudert es ihn, wenn er daran denkt: das wird deine letzte Wohnung sein auf Erden!

Der gläubige Christ sollte nicht mit Schauder und Entsetzen an das Grab denken müssen. Deswegen hat der Heiland selber darin Wohnung genommen. Wie er bei seiner Taufe in den Jordan hinabstieg und damit das Element des Wassers heiligte zum Bade der Wiedergeburt, so hat er durch seine Grabesruhe den Schoß der Erde geheiligt zur Totenruhe für die Seinigen; er hat auch das Grab erlöst, sein Dunkel gelichtet, seine Schrecken gebannt, es wohnlich gemacht und geheiligt, es umgewandelt aus einem Kerker des Todes und einer Stätte der Verwesung in ein Vorzimmer und Wartezimmer der Auferstehung, in eine Werkstätte der Verklärung, in ein stilles, friedliches Ruhekämmerlein.

Ist das nicht ein erhebender und versöhnender Gedanke? Wenn eines unserer Lieben abgeschieden und wir müssen die teure Hülle hinausbegleiten nach Sülchen und hinabsenken ins Grab, ist es da nicht ein tröstlicher Gedanke: auch dieses Grab hat der Heiland gesegnet in seiner Grabesruhe, und in *seinem* Namen segnet es die Kirche, und ihr Weihwasser und Weihrauch ist Tau und Duft von dem Frieden und Wohlgeruch *seines* Grabes; ich lege dich zu *ihm*, da wird dir wohl sein. Und auch der Gedanke an unser eigenes Grab wird verklärt durch das süße Bewußtsein: auch auf diesem letzten Weg ist *er* mir vorausgegangen und brauche ich nur *ihm* nachzufolgen; auch dort werde ich *ihn* finden im Totenreich und im Grabesdunkel.

Das ist unser schönes, köstliches Vorrecht. Der Heide, der Ungläubige, der Gottlose weicht dem Grabe aus in weitem Bogen; wenn er aber nicht mehr ausweichen kann, so nimmt er sich sehr in acht, daß er nicht zu tief hinabsieht und das unangenehme Bild gleich wieder los wird; es bleibt für ihn ein grauenvolles, unheimlich grinsendes Rätsel, an welchem seine Weisheit und sein Mut versagt. Wir können ohne Entsetzen und Nervenerschütterung ans Grab denken.

Denkst du auch daran? O vielleicht viel zu wenig. Und doch wäre es Zeit dazu. Wie lange willst du noch warten? Gestern hat einer aus der Gemeinde seine letzte Wohnung bezogen da drunten; vielleicht wirst du einer seiner nächsten Nachbarn werden. Ja, ja, es wäre Zeit und es wäre so gut und heilsam für dich. Vor wie vielen Torheiten würden wir bewahrt bleiben, von wie mancher Seelenkrankheit könnten wir genesen, wenn wir hie und da im Geiste in unser Grab hinabsteigen wollten! Wenn die Habsucht und der verfluchte Hunger nach Gold und Geld nicht genug bekommen können und Tag und Nacht dir ins Ohr schreien: Noch mehr! noch mehr! noch mehr! — schau doch ein bißchen in dein Grab hinab und sage zu dir selbst: Was werde ich da drunten von all dem noch haben? Ein Leichenhemd und sechs Bretter, und auch das raubt mir noch die Verwesung. Wenn Sinnenlust und unreines Begehren dir das Herz betören und das Fleisch in Flammen setzen will, stelle dich an dein Grab und sage dir: Da drunten wird es modern und verfaulen, und dem soll ich meine Ehre und meine Seele opfern? Wenn Eitelkeit, Ehrsucht, Ruhmsucht dich plagt — davon kannst du schnell frei werden; frage nur in dein Grab hinab: Wenn ich einst da drunten liege

was werde ich dann noch bedeuten und gelten auf Erden? Und wenn du allmählich so müde geworden bist, arbeitsmüde, leidensmüde, lebensmüde, leg dich einen Augenblick zum Heiland in sein Grab und sprich zu dir selbst: Sie kommt bald, die Ruhe, sie kommt; harre noch ein wenig aus, meine Seele, und auch du, mein Bruder Leib, sie kommt, die Ruhe, sie kommt bald.

Geliebte, in solchen Gedanken lasset uns Wache halten am Grabe unseres Heilandes und bei unseren Gräberbesuchen auch an unser eigenes Grab denken und inständig um Gnade bitten für unsere letzte Fahrt — für die Fahrt unserer Seele hinüber in die Ewigkeit und für die Fahrt unseres Leibes hinab nach Sülchen. Amen.

Die Grabesruhe.

„Sein Grab wird glorreich sein" (Is 53, 9).

Wieder hat unsere heilige Mutter, die Kirche, uns durch ihre wunderbare Liturgie, durch ihren ergreifenden Gottesdienst und ihre erschütternden heiligen Gesänge eingeführt in die schaurigen Geheimnisse des Karfreitags und unsere Seele eingetaucht in sein unergründliches Leid und Weh.

Wieder ziehen sie an uns vorüber, die blutigen Ereignisse, welche vor zweitausend Jahren auf Golgotha in so rascher Folge sich qualvoll aneinander drängten: zuerst die lärmenden Zurüstungen der Henker und Soldaten, die markerschütternden Hammerschläge, welche durch lebendes Fleisch, durch zuckende Muskeln und Nerven die Nägel ins Kreuz trieben. Dann das blutige Meßopfer, stundenlang sich hinziehend unter stetem Blutfließen, unter immer sich steigernden Schmerzen, unter dem gräßlichen Chorgesang der Lästerungen und Verhöhnungen der Hohenpriester und Ältesten

und dem Tumulte des Pöbels. Aber alles übertönt die laute, helle Stimme des Celebrans, welcher das Kyrie eleison anstimmt: Vater, vergib ihnen; welcher das Gloria singt: Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein; welcher das Pater noster betet: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, und mit letzter Kraft das Ite missa est singt: Es ist vollbracht.

Ihm folgt eine tiefe Stille; man hört die Schwingen des Todesengels rauschen. Dann das dumpfe Rollen des Erdbebens, welches den Felsen von Golgotha spaltet und die Gräber aufreißt. Dann die Predigt des römischen Hauptmanns: Wahrlich, dieser war Gottes Sohn; der schrille Stoß der Lanze in den entseelten Leichnam und das Herabrieseln von Blut und Wasser aus der geöffneten Seite. Und dann das geschäftige Walten der Liebe: die Abnahme vom Kreuz, die Bergung in der Mutter Schoß, die Einbettung in reine Linnen und süße Wohlgerüche; zum Schlusse der Leichenzug und die heilige Prozession mit dem Fronleichnam zum Grabe.

Dieser haben wir am letzten Karfreitag uns angeschlossen. Heute wollen wir es machen wie die beiden Marien, von welchen es im Evangelium heißt: Maria Magdalena und Maria, die Frau des Kleophas, sahen zu, wo er hingelegt wurde (Mk 15, 47), und setzten sich dem Grabe gegenüber (Mt 27, 61). Dem Grabe gegenüber, unser Auge aufs Grab geheftet und auf den, der im Grabe ruht, wollen auch wir Wache halten und uns klar zu werden suchen darüber, welche Bedeutung die Grabesruhe des Heilandes hat für ihn und für uns.

*

Noch ein letzter, wehevoller Blick auf das Grab, das ihr Alles einschloß, dann kehrten die heiligen Männer und Frauen nach Jerusalem zurück, auch die schmerzenreiche Mutter, so schwer es sie ankam; denn sie fühlte, daß sie hier nicht mehr nötig war, wohl aber dort bei der zersprengten Herde der Apostel und Gläubigen. Die andern beiden Marien aber blieben zurück und setzten sich dem Grabe gegenüber. Wir können es ihnen wohl nachfühlen, warum. Die Nähe des teuren Leichnams, die wohltuende Stille, der unendliche Friede, das war eine Erquickung nach diesen furchtbaren Stunden, da konnten Schmerz und Heimweh sich ausweinen und das erschütterte Gemüt wieder zur Ruhe kommen.

Auch uns weht es gewiß von diesem Grabe her an wie heiliger Friede und süße Ruhe. Aber darüber dürfen wir nicht übersehen: auch dieses Grab hat seine Schrecken, sein Dunkel und sein Grauen. Wie man auch des Menschen Grab zieren und schmücken mag mit Blumen und Kränzen — es ist und bleibt das traurigste Denkmal menschlicher Schwäche, Vergänglichkeit und Hinfälligkeit. Auch im Leben des Menschensohnes bezeichnet das Grab den Tiefpunkt der Erniedrigung. Aus dem Schoße des himmlischen Vaters in den Schoß der menschlichen Mutter, vom Throne der Glorie in die Krippe des Stalles, das war gewiß ein tiefes Herabsteigen. Aber aus der Krippe ins Grab, aus dem Schoße der Mutter in den Schoß der Erde, das führt in den tiefsten Abgrund, in welchem der Weg der Selbsterniedrigung endet.

Humiliavit semetipsum — Er hat sich selbst erniedrigt. Diese Inschrift schreibt der Apostel auch über das Grab des Heilandes. So tief hat er sich selbst er-

niedrigt, daß er nicht einmal vor jenem finstern Kerker zurückschreckte, welchen die Sünde dem Menschen in den dunkeln Tiefen der Erde gegraben und gebaut hat, in welchem die irdischen Spuren des Sterblichen sich in Nacht und Staub verlieren. Und so sehen wir nun den Herrn des Lebens als Gefangenen des Todes, das Licht der Welt eingeschlossen in die Nacht des Grabes, den Heiland der Welt unter den Boden gebracht von dem Haß und der Bosheit seiner Feinde, den Menschensohn gleich dem geringsten Menschenkinde verbannt, wenn auch nur auf kurze Zeit, in das Land der Finsternis und des Todesschattens, in das Land der Trauer und des Dunkels, wo ewiger Schauer wohnt (Job 10, 21).

Darum ist Ernst und Herzeleid und inniges Mitleid am Platze angesichts dieses Grabes. Dieses Mitgefühl dürfen wir dem Heiland um so weniger verweigern, weil ja doch nur die Liebe zu uns ihn auch in diesen Abgrund hinabführte. Da er die Seinigen liebte, liebte er sie bis ans Ende (Jo 13, 1), ja bis in den Tod und bis ins Grab. Der in allem uns gleich werden wollte, wollte auch gleich uns begraben werden und im Grabe ruhen, um unser Grab und unsere Grabesruhe zu heiligen.

Schon diese Liebe wirft einen hellen Strahl ins Dunkel dieses Grabes. Aber noch in ganz anderer Weise hat die Vorsehung dafür gesorgt, daß die Weissagung des Propheten Isaias in Erfüllung ging: Sein Grab wird herrlich sein, und die andere Weissagung des Psalmisten, auf welche der Apostel Petrus in seiner Pfingstpredigt hinweist: Nicht wirst du meine Seele lassen im Totenreich und deinem Heiligen nicht zu schauen geben die Verwesung (Ps 15, 8. Apg 2, 22).

Der zur Welt kam in einem Stalle und zur Wiege eine Krippe hatte, der sollte zur letzten Ruhestätte ein herrliches Grabmal haben, ein Grab, heißt es in der Liturgie des hl. Chrysostomus, „schöner als das Paradies und glänzender als ein königlicher Prunksaal", ein Grab, das mehr eine Wohnung des Lebens als ein Denkmal des Todes ist, ein neues Felsengrab, in blühendem Frühlingsgarten gelegen, erfüllt mit köstlichstem Wohlgeruch, der jeden Hauch der Verwesung und jeden Moderduft fernhielt.

Und außer der Ehrenwache der heiligen Engel, welche den Leichnam und das Grab ehrfürchtig umschwebten, und außer der Ehrenwache, welche die Liebe der Seinigen in der Person der beiden Marien am Grabe zurückließ, sollten sogar die Feinde eine Ehrenwache stellen müssen. Die Vorsehung zwang sie dazu. Haß und Furcht zwangen sie dazu. Sie haben gemeint, am Ziele zu sein, aber sie konnten ihres Sieges und Mordes nicht froh werden. Seitdem er in die Ruhe des Todes und Grabes eingegangen, war es mit ihrer Ruhe vorbei. Die Nacht ließ sie Gespenster sehen. Der blutige Leichnam verfolgte sie. Sie wittern Osterluft. Sie können die schaurige Ahnung nicht loswerden, daß dieses Grab noch ihren Sieg in Niederlage verwandle.

Wie daher der Morgen graut, machen sie sich auf zu Pilatus und bitten ihn um eine Wache. Er gewährt sie ihnen, und man sieht sie mit einem Trupp römischer Soldaten zum Grabe eilen, die Wachtposten ums Grab verteilen und den Grabstein versiegeln. So mußte ihre Angst die Ehrenwache stellen für das Grab des Herrn und zugleich einwandfreie Zeugen für das, was am dritten Tage geschah. So mußten die Sieger dem Besiegten, die Mörder dem Gemordeten huldigen und mit ihrem eigenen Siegel

die Herrlichkeit dieses Grabes und die Größe ihrer Niederlage beurkunden.

Ja, sie hat sich erfüllt, die Weissagung: Sein Grab wird glorreich sein. Und es blieb glorreich bis auf den heutigen Tag. Die Zerstörung Jerusalems und die heidnische Herrschaft durften ihm nichts anhaben. Der erste christliche Kaiser Konstantin und seine fromme Mutter Helena fanden es ganz unversehrt vor und bauten einen herrlichen Dom darüber, und durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag stellte die Christenheit durch Entsendung zahlloser Pilger aus allen Weltteilen die ohne Unterbrechung sich ablösende Ehrenwache. Das Abendland sandte im 12. und 13. Jahrhundert bewaffnete Kreuzzüge aus, um das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen; es sendet heute noch friedliche Pilgerzüge, um am Grabe des Herrn den Tribut der Verehrung und Liebe niederzulegen. Und in fast allen Kirchen und Gemeinden hat das heilige Grab seine Nachbildungen, und auch da sorgt der Glaube und die Liebe nach Kräften dafür, daß die Weissagung erfüllt wird: Sein Grab wird herrlich sein. Die hiesige Stadt aber hat eine ganze Anzahl heiliger Gräber, und von unsern frommen Vorfahren her haben wir den Brauch überkommen, andächtig von einem Grabe zum andern zu wallfahren — ein schöner Brauch und eine gute Gelegenheit, die Grabesruhe des Heilandes mitzufeiern in heiliger Ehrfurcht und innigem Mitleid und für unsern Glauben an den Heiland sowohl aus seiner Grabesniedrigkeit wie aus seiner Grabesherrlichkeit neue Nahrung zu ziehen.

Wenn wir diese Wallfahrt machen, dann finden wir im heiligen Grab nicht bloß ein Bild des Leichnams Jesu, sondern auch die Monstranz mit dem wahren Fronleichnam,

mit dem heiligsten Sakramente. Deutscher Frömmigkeit und Gemütstiefe entstammt dieser Gedanke, das Grab des Heilandes zugleich zum Throne zu machen, auf welchem das heiligste Sakrament ausgesetzt wird, und gerne hat die Kirche uns Deutschen diesen Sonderbrauch zugestanden.

Es ist ja auch ein schöner Gedanke. War nicht die Grabesruhe des Heilandes wie ein Vorzeichen und Vorbild seines stillverborgenen Lebens im heiligsten Sakramente? Erinnert nicht die Grabkammer an das kleine Gemach des Tabernakels, welches die Liebe dem Heiland baute, damit er unter uns bleiben und wohnen konnte? Erinnert nicht der marmorbleiche Leichnam in den schneeweißen Linnentüchern an die weiße Brotsgestalt des Sakramentes und die weißen Linnen des Altars? Sehen wir nicht dort wie hier tiefste Niedrigkeit verbunden mit Herrlichkeit und Majestät?

Aber noch an etwas ganz anderes gemahnt uns das heiligste Sakrament in des Heilandes Grab. Nicht bloß das ist unsere Pflicht, den Heiland in seinem Grabe zu besuchen und zu verehren, wir sollen nicht bloß Nachbildungen seines Grabes in Holz und Stein erstellen, wir sollen ihm in unserem eigenen Innern ein Grab anbieten, sollen unser Herz zu einem Heiliggrab machen, in der Kommunion seinen Fronleichnam in uns aufnehmen und so uns der Früchte seines Leidens und Sterbens und seiner Grabesruhe teilhaftig machen.

Sehet, so gemahnt uns unser heiliges Grab mit dem heiligsten Sakrament an die Osterkommunion, an diese heilige Pflicht, die wir alle in der österlichen Zeit zu erfüllen haben. Haben wir sie schon erfüllt, haben wir die Osterkommunion schon empfangen, gut empfangen, treu be-

wahrt, o dann ist ja alles gut. Dann haben wir das Heiliggrab in uns selbst, und wie er in uns ruht, dürfen wir ruhen in ihm und mit ihm den Segen und Frieden seiner Grabesruhe genießen, dürfen in sein Grab hineinlegen alle unsere Anliegen und Nöten, unsere Schwäche, unser Elend und unsere Sündhaftigkeit, daß durch die Berührung mit ihm alles, was sündhaft ist an uns, absterbe, und alles, was gut ist, mit ihm auflebe und auferstehe in Kraft und Herrlichkeit.

Hast du deine Osterpflicht noch nicht erfüllt, ja dann hast du vielleicht in deinem Innern auch ein Grab, aber kein Heiliggrab, sondern ein Grab, wie es der Heiland beschreibt: außen übertüncht, inwendig aber mit Totengebein und allem Unrat angefüllt (Mt 23, 27), ein Grab voll Moder und Verwesung, in welchem vielleicht der Sündenunrat von Monaten, ja vielleicht gar von einem ganzen Jahre sich angesammelt hat. Da kannst du freilich den Leichnam des Heilandes nicht hineinlegen; der Heiland will ein neues, reines, heiliges Grab. Da kannst du an dem Frieden und der Erquickung der Grabesruhe des Heilandes keinen Anteil haben. Über solchen Leichen ist nicht gut schlafen. Aus solchen Gräbern steigt ein Geruch der Verwesung auf, giftige Gase, die einem alles entleiden und verekeln können. Das ist ein entsetzliches Leben: immer bei einem offenen Grabe, immer bei Leichen sein müssen; da ist es kein Wunder, wenn der Mensch sich selbst zur Last und zum Überdruß wird.

Wenn es so bei dir stünde, dann würde das Grab des Heilandes eine ernste Sprache zu dir reden. Dann ruft es dir zu: Du Mörder und Totengräber deines eigenen besseren Wesens und deines eigenen Glückes, du übertünchtes Grab,

nach außen angestrichen mit dem Schein der Rechtlichkeit, Redlichkeit, Ehrlichkeit und Anständigkeit, im Innern voll Moder und Verwesung — wielange noch willst du dieses Leben fortführen, das kein Leben ist, wielange noch zögern, dem so heilsamen Gebote der Kirche nachzukommen und in dieser heiligen Zeit die Sakramente zu empfangen, damit es wieder besser wird mit dir?

So ruft Christi Grab dem schweren Sünder zu. Wenn der Ruf dir gilt, überhöre ihn nicht und verhärte dich nicht dagegen. Wielange willst du die Last noch weiterschleppen? Bist du noch nicht unglücklich genug? Brich es auf, das Grab der Sünde, brich es heute noch auf durch eine strenge Gewissenserforschung und eine gründliche Reue und schaffe morgen den Unrat hinaus durch eine gute Beicht, daß du dein Herz als heiliges Grab deinem Heiland anbieten kannst.

O wir alle, wir alle wollen ernstlich danach streben, daß unser Herz ein Heiliggrab, ein Heilandsgrab werde und bleibe, und wollen dieses Herzensgrab dem Felsengrabe bei Golgotha ähnlich zu gestalten suchen. Wir wollen es schmücken mit den Blumen guter Gesinnungen, mit der Myrrhe der Reue und der Aloe eines ernsten Heilswillens. Dann wollen wir den heiligen Fronleichnam hineinlegen in einer andächtigen Kommunion und das Heiliggrab verschließen mit dem Stein eines felsenfesten Vorsatzes: lieber sterben, als in eine Todsünde einwilligen. Und wir wollen als Wächter vors Grab setzen nach des Herrn Mahnung das Gebet und die Wachsamkeit: die sollen den Teufel abwehren und keinen Gedanken und keine Begierde durchlassen, die mit Jesu Gegenwart sich nicht vertragen, und wir wollen das Grab versiegeln mit dem Siegel der Beharrlichkeit. Dann bleibt Jesus in uns, nicht als Leichnam, nein, als Weizenkorn,

wie er sich selber nennt, als Weizenkorn, welches treibt und keimt und sproßt und viele Frucht bringt (Jo 12, 24 f), nicht als Toter, sondern als Sieger über Tod und Grab, als der, welcher sprechen kann: Ich bin die Auferstehung und das Leben (Jo 11, 25). Amen.

Predigt über das kostbare Blut[1].

Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder (Mt 27, 25).

Das Fest, welches dieser Abendgottesdienst einleitet, hat einen kleinen Mittelpunkt: ein goldstrahlendes, heiliges Gefäß in Kreuzesform, das einen schönen Kristall einschließt; der Kristall aber birgt in sich nach alter Überlieferung etwas von dem Blute Christi, das auf Golgotha floß und das fromme Hände auffammelten und als kostbare Reliquie aufbewahrten. Im Jahre 1090 kam eine solche Blutreliquie durch die Gräfin Juditha von Flandern hierher.

Müssen wir nun glauben, daß in dem Kristalle wirklich Teile des Blutes Christi eingeschlossen seien? Nichts hindert uns, das zu glauben, niemand zwingt uns, das zu glauben. Das kann jeder halten, wie er will. Auch wer daran glaubt, soll wohl beachten: Wenn dies auch wirklich eine Reliquie des Blutes Christi ist, so gehört dieses Blut doch nicht mehr der gottmenschlichen Person Jesu an; es stand nur einstmals in Verbindung mit ihr; darum kommt ihm auch nicht die Anbetung zu, welche wir der Person Jesu, welche wir dem heiligsten Sakramente schuldig sind.

Ob man an die Echtheit der Reliquie glaubt oder nicht, den eigentlichen Mittelpunkt und Zielpunkt des altberühmten

[1] Gehalten am Heiligblutfest in Weingarten 1910.

Blutfreitags, der Andacht des Volkes und meiner Predigt bildet nicht diese Reliquie, sondern das kostbare Blut Christi selbst, das Blut der Erlösung, das auf Golgotha in Strömen floß, das bei der Auferstehung wieder in den verklärten Leib aufgenommen wurde, das jetzt den Himmel durchleuchtet, das aber auch auf Erden noch gegenwärtig ist im heiligsten Sakramente. Ihm gilt das Fest, ihm singen die Jubelchöre, ihm huldigen die Scharen des Volkes, und halb jubelnd, halb wimmernd ruft die „Hosanna" die Blutbotschaft hinaus ins Land und singt nur immer: Blut, Blut, Christi Blut.

Es ist etwas Eigentümliches um das Blut. Vergossenes Menschenblut kann niemand gleichgültig ansehen; es wirkt sofort auf das Blut in unserem Herzen und unsern Adern. Manche können kein Blut sehen; sie werden fast ohnmächtig davon. Das Blut des Gekreuzigten muß jeder Christ sehen können, nicht nur sehen können, er muß es anbeten, er muß es lieben, er muß es trinken, denn sein Blut ist wahrhaft ein Trank (Jo 6, 56). Was könnten wir heute Besseres tun, als dieses Blut betrachten und verehren, hören, was es uns zu sagen hat und nach ihm verlangen und dürsten? Mit Heilsbegierde und mit sehnsüchtiger Liebe nach ihm verlangen. Denn verlangt haben nach ihm auch die ungläubigen Juden, und sie haben den mordgierigen, blutdürstigen Ruf ausgestoßen: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Wir wollen diesen Mordruf in einen Segensruf und in ein heißes Gebet umwandeln und voll Glaube und Liebe sprechen: Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!

So lautete nach der Schrift der unergründliche Ratschluß Gottes: Ohne Blutvergießen keine Vergebung der Sünden (Hebr 9, 22). Die furchtbare Schuld, die unendliche Beleidigung Gottes, die Verletzung

der sittlichen Ordnung, die freche Empörung und der wahnsinnige Übermut, welche das Wesen der Sünde ausmachen, sollten nur durch eines getilgt, gesühnt und gutgemacht werden können — durch Blut; nicht durch das Blut von Stieren und Böcken, welches der Alte Bund opferte, sondern durch Menschenblut, in Schmerz und Tod vergossen, freiwillig aus Liebe hingeopfert, durch Menschenblut, das aber zugleich mehr ist als Menschenblut, ganz rein von Sünde und von unendlichem Werte — durch das Blut des Gottmenschen.

Er kam, der allein diese Sühne leisten konnte. Bei seiner Menschwerdung wurde durch den Heiligen Geist aus dem Blute der reinsten Jungfrau das Erlösungsblut bereitet; im heiligsten Herzen Jesu wurde es während seines Erdenlebens vermehrt, geheiligt, für seinen Opferberuf eingeübt und eingeweiht. Der Karfreitag aber war sein großer Tag. Es war, als ob es und als ob er ihn kaum hätte erwarten können. Mit einer Taufe muß ich getauft werden, hören wir ihn sagen, und wie drängt es mich, bis es vollbracht ist (Lk 12, 50). Er meinte die Bluttaufe seines Leidens. Dieser Drang lag ihm im Blute. Darum kommt dies Blut dem Karfreitag noch zuvor. Dort in Gethsemane vergießt es sich selber, ehe es vergossen wird; es erzwingt sich einen Ausgang durch die Poren hindurch, es tritt hervor in blutigem Angstschweiß, benetzt die Stirne und das Antlitz und den ganzen Körper und rinnt nieder zur Erde. Das ist die erste Opferspende, die es ganz aus freien Stücken darbringt. Am andern Tag aber wird es von roher Gewalt vergossen. Die grausamen Geißeln, die spitzigen Dornen, die kantigen Nägel suchen es und zerren es heraus aus den verborgensten Adern, und noch nach dem Tode stürmt die

scharfe Lanzenspitze in das innerste Heiligtum des Herzens ein und fordert von ihm den letzten Rest des Blutes.

Nie ist unter furchtbareren Qualen des Leibes und der Seele, nie mit unmenschlicherer Wut und Grausamkeit das Blut eines Menschen vergossen worden buchstäblich bis auf den letzten Tropfen, als hier das Blut des Gottmenschen vergossen wurde. Darum liegt ein tiefer Ernst über dem Blutfreitag, ein blutiger Ernst, mit dem Leichtsinn und Ausgelassenheit sich nicht verträgt. Dieses Blut redet eine gar ernste Sprache, besonders am heutigen Tag. Es sagt uns das gleiche wie der heilige Apostel Paulus: *In Christus Jesus ist die Erlösung, denn ihn hat Gott dargestellt als Sühnopfer durch sein Blut, um seine Gerechtigkeit zu erweisen* (Röm 3, 24 f).

Ja wahrhaftig, dieses Blut ist der große Prediger, der Blutzeuge der Gerechtigkeit Gottes. Es predigt: „Sehet den Fluch und die Schuld der Sünde! Sehet, welche Sühne sie gefordert; sehet, wie Gott der Sünde wegen seines eigenen Sohnes nicht geschont hat. Sehet, wie furchtbar heilig und gerecht Gott ist, daß nur eine solche Sühne ihm genügen konnte!" Wer wagt es, diesem Prediger zu widersprechen? Wer wagt es, angesichts dieses Blutes leichtfertige Reden zu führen: Ach was, Sünde; so schlimm wird es nicht sein; das sind eben Schwachheiten der Natur; ohne die geht es nicht ab; Gott ist ja barmherzig, er wird es nicht so genau nehmen. Das sind Frevelreden. Die macht Christi Blut zu Schanden; es ruft mit den Worten des Heilandes: Nein, sage ich, sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle auf gleiche Weise zu Grunde gehen (Lk 13, 3 5).

Das ist die ernste, drohende Stimme des Blutes Christi. Es hat noch eine andere. Es redet besser als Abels Blut,

heißt es im Hebräerbrief (12, 24), d. h. es schreit nicht um Rache zum Himmel, es ruft um Gnade und Erbarmen. Der Apostel sagt: Gott hat Christus als Sühnopfer dargestellt durch sein Blut, um seine Gerechtigkeit zu erweisen; aber er fügt hinzu: Zur Vergebung der Sünden. Zur Vergebung der Sünden, nicht zur Verwerfung der Sünder. Die Hauptmission dieses Blutes heißt Versöhnung und Vergebung; in jedem Tropfen spiegelt sich ein Strahl göttlichen Erbarmens. Das ist seine Schönheit, seine Lieblichkeit.

Größer und stärker als die Grausamkeit, mit der es vergossen wurde, war die Liebe, die Freiwilligkeit, der heiße Drang der Sehnsucht, womit es sich vergießen wollte. Sieht man es ihm nicht an, wie es nicht bloß in unendlicher Geduld, sondern in liebendem Verlangen unaufhaltsam hervorquillt aus den Wunden? Scheint nicht jeder Blutstropfen zu sagen: Aus Liebe zu euch? Und als die Hände und die Füße und das Haupt und der ganze Körper ihren Beitrag zum Blutopfer geleistet und sich ihres Besitzes an diesem Safte des Lebens entäußert hatten, so daß schon der Tod auf sie seine kalte Hand legte, und als dann der Lanzenstich die Seite durchbohrte: war es da nicht, als ob das Herz aufjauchzte vor Freude, auch noch seinen besondern Beitrag leisten zu können; sprang da nicht der Wasser- und Blutstrom frisch und fröhlich aus der geöffneten Seite wie der Waldquell aus dem Felsen? Ja, es hat eine laute und süße Stimme, dieses Blut, und es ruft vom Kreuze herab jene Botschaft in die Welt, welche der Heiland zuerst dem Nikodemus verkündigte: So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab (Jo 3, 16), und er fügt bei: So sehr hat dieser Sohn die Welt geliebt, daß er sein Blut hingab bis zum letzten Tropfen

Hingab — müssen wir nicht vielmehr sagen: hingibt? Die Hinopferung dieses Blutes in Qual und Tod ist einmal geschehen am Karfreitag, aber sie bleibt zugleich stete Gegenwart. Wir zehren nicht von einer leeren Erinnerung an Vergangenes. Wir beten auch dieses Blut nicht nur aus der Ferne an, drüben in der verklärten Menschheit unseres Herrn. Wir haben auch nicht bloß eine Reliquie davon, wie die hiesige Kirche einer solchen sich rühmt. Nein, dieses heilige Blut ist noch auf Erden wahrhaft, wirklich und wesentlich, im Sakramente des Altars. Es ist beinahe allgegenwärtig in unzähligen Tabernakeln; es wird in zahllosen Kelchen jeden Tag Gott dargebracht; es wirkt in allen heiligen Sakramenten: es gibt dem Taufwasser seine neuschaffende Kraft, es prägt jugendlichen Seelen das Siegel des Heiligen Geistes auf, es bringt im Sakramente der Buße in die sündigen Seelen ein und reinigt sie, es belebt und erquickt die Seele in der heiligen Kommunion, es salbt im Sakramente der Ölung die Seele zum letzten Kampfe, es weiht sich seine Diener in der Priesterweihe, und es wird im Sakramente der Ehe das Lebensblut der christlichen Familie.

Es ist immer im Fluß, immer im Umlauf und unermüdlich tätig, Sünder zu bekehren, Kinder ins Reich Gottes aufzunehmen, Leidende zu stärken, Himmel und Erde zu versöhnen, den armen Seelen im Fegfeuer Erquickung zu bringen. Heute ist sein Tag. In dieser Stunde redet es zu euch durch meinen Mund, und voll heiligen Ungestüms pocht es an jedem Herzen an und begehrt Einlaß. Möge keines sich ihm verschließen. Möchten wir alle wie aus einem Herzen ihm, dem wir so viel verdanken, dem wir alles verdanken, unsere Huldigung darbringen. Der hl. Petrus selbst hat

uns gelehrt, diesem Blute den Beinamen „das kostbare Blut" zu geben. Wir sind nicht mit vergänglichem Golde und Silber erkauft, schreibt er, sondern mit dem kostbaren Blute Christi, des unbefleckten, makellosen Lammes (1 Petr 1, 18). Das kostbare Blut, so nennt es seitdem die Kirche in Ehrfurcht und Dankbarkeit. Dem kostbaren Blute gilt unsere Anbetung. Freudig und gläubig bekennen wir alles von diesem Blute, was uns die Heilige Schrift von ihm sagt: daß der Heiland in diesem Blute den Neuen Bund gestiftet (1 Kor 11, 25); daß er Friede gemacht zwischen Gott und der Menschheit durch das Blut seines Kreuzes (Kol 1, 20); daß er durch sein Blut sich ein Volk geheiligt (Hebr 13, 12); daß wir durch sein Blut Erlösung haben und Vergebung der Sünden (Eph 1, 7); daß wir gerechtfertigt sind in seinem Blute (Röm 5, 9), und daß selig sind, die ihre Kleider waschen im Blute des Lammes (Offb 22, 11).

Wenn wir so gläubigen und dankbaren Herzens diesem kostbaren Blute huldigen, dann wird von selbst ein heißes Verlangen in uns aufsteigen, daß es an unserer armen Seele nicht möge verloren sein, daß wir seines Heiles teilhaftig werden, daß es kommen möge über uns und unsere Kinder. Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder. Dieser Ruf hat freilich in der Weltgeschichte einen schauerlichen Klang. Am ersten Karfreitag ward er erstmals laut. Als der römische Landpfleger vor dem Volke die Hände wusch und beteuerte: Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu, da tönt ihm als Antwort entgegen ein hundertstimmiger, wilder und heiserer Schrei: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder. Das war ein Mordruf, das war ein Schrei blutgierigen Hasses: Wir wollen sein Blut,

wir wollen es fließen sehen; wir machen uns nichts aus dieser Blutschuld, wir nehmen die Folgen auf uns, sie mögen uns und unsere Kinder treffen. Mit diesem Rufe hat das auserwählte Volk nicht so fast seinem Messias als sich selber das Todesurteil gesprochen; es hat den Fluch des Blutes, dessen Gnade es nicht annehmen wollte, auf sich und seine Kinder herabgezogen, und wie ein fressendes Gift wütet von da an dieser Fluch in seinen Adern, so daß es als Volk nicht mehr leben und nicht sterben konnte.

Schaurig hallt dieser entsetzliche Ruf eines verblendeten Volkes nach durch die Jahrhunderte. Sein Fluch wirkt fort in alle Ewigkeit in den Flammen der Hölle. Wer möchte in diesen Ruf einstimmen, wer solchen Fluch auf sich laden? Aber wie? Gibt es denn nicht auch Christen, katholische Christen, welche nicht nur gar nichts tun, um sich des Segens dieses Blutes teilhaftig zu machen, sondern sich geradezu von diesem Segen ausschließen? Was soll man denn von denen denken und sagen, welche das strenge Sonntagsgebot der Kirche einfach mit einem „ich mag nicht" abtun? welche nicht einmal an Sonn- und Feiertagen dem heiligen Meßopfer anwohnen und so nach des Apostels Wort den Sohn Gottes mit Füßen treten, das Blut des Bundes für unrein und für nichts achten und den Geist der Gnade lästern (Hebr 10, 29)? Und wenn nun solche auch auf des Heilandes Einladung und Verheißung: Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben — mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank (Jo 6, 55 f), wenn sie auf das Ostergebot der Kirche auch keine andere Antwort haben als „ich mag nicht"; oder wenn sie sich nichts daraus machen, ohne Reue zum Beichtstuhl und ohne Reinheit zur Kom-

munionbank hinzuzutreten, unwürdig zu essen und zu trinken und damit nach dem Worte des Apostels sich das Gericht hineinzuessen und hineinzutrinken (1 Kor 11, 29); wenn sie in Unzucht und Trunkenheit, in bösen Lastern und Gewohnheiten, in Haß und Feindschaft hinleben als Feinde des Kreuzes Christi (Phil 3, 18) und daher auch des Blutes Christi und alle Mahnungen zur Buße in den Wind schlagen — ja, ist da noch ein großer Unterschied zwischen ihnen und jenen Juden, und schreit nicht ihr böses Herz, schreien nicht ihre Laster und ihr frevler Leichtsinn mit den Juden um die Wette: Sein Blut komme über uns — was fragen wir nach seinem Blute, was liegt uns daran, daß es auch für uns vergossen wurde, wir kümmern uns nicht um seinen Segen und nicht um seinen Fluch?

Und wenn nun manche auch ihre Kinder zu gleichem Leichtsinne, zu gleicher Vernachlässigung ihrer religiösen Pflichten verführen, sie abhalten vom Gottesdienste, von der Christenlehre, vom Empfange der heiligen Sakramente, sie sogar des heiligen katholischen Glaubens und aller Gnadenmittel der Kirche berauben — ja, klingt das nicht ganz an an den jüdischen Ruf: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder? Und klingt dieser Ruf nicht noch viel entsetzlicher im Neuen Bunde? Wahrlich, Christi Blut wird von diesen schlechten Christen gefordert werden (Lk 11, 51); sie werden noch mit Judas klagen müssen: Ich habe gesündigt, indem ich unschuldiges Blut verriet (Mt 27, 4); es wird die Drohung beim Propheten sich an ihnen erfüllen: Da du das Blut hassest, soll Blut dich verfolgen (Ez 35, 6); ihre eigenen Kinder werden wegen ihrer Blutschuld gegen sie als Ankläger auftreten, und wenn sie nicht Buße tun, wenn sie als Verräter und Verächter des Blutes Christi

vor dem Richterstuhl erscheinen, so wird das Urteil lauten: Schuldig des Blutes Christi (1 Kor 11, 27) — hinweg ins ewige Feuer!

Davor wolle Gott uns alle gnädig bewahren. Nein, wir rufen mit anderer Gesinnung: Sein Blut komme über uns. Wir rufen so voll ehrfürchtigen Glaubens, mit heiligem Verlangen, mit dem festen Willen, alles zu tun, was von unserer Seite nötig ist. Wir wollen des Segens und Heiles dieses Blutes uns würdig machen, indem wir es heute und morgen besonders andächtig verehren. Sein Blut komme über uns. Darum wollen wir das heilige Meßopfer hoch in Ehren halten, gern ihm anwohnen, an Sonn- und Festtagen ganz regelmäßig ihm anwohnen und mit dem Priester das kostbare Blut dem himmlischen Vater aufopfern. Sein Blut komme über uns — so wollen wir unter Tränen und Seufzen rufen, wenn wir gesündigt haben, und wollen im Sakramente der Buße unsere Seele waschen in seinem Blute. Sein Blut komme über uns; sein Blut ist wahrhaftig ein Trank: wir wollen ihn oftmals unserer dürstenden Seele zukommen lassen in der heiligen Kommunion. Sein Blut über uns, wenn schwere Versuchungen uns bedrohen; zeichne eilends deiner Seele Eingang mit seinem Blute, daß der Würgengel der Hölle ihr nichts anhaben kann. Sein Blut über uns in großer Not, in Hunger und Elend, in schweren Mühen und Sorgen — ein Tropfen seines Blutes verwandelt sie in Segen.

Sein Blut komme über uns und unsere Kinder. Ja, unsere Kinder. Sein Blut heilige sie; sein Blut schütze sie gegen den Unglauben und die Schlechtigkeit der Welt, gegen die Pest der Unzucht und Unmäßigkeit. Sein Blut erhalte sie gesund an Leib und Seele und weihe und stärke sie

zu treuen Zeugen des Glaubens, zu mutigen Christen und echten Katholiken.

Blutfreitag — blutigernster und blutfreudiger Tag! An Christi Blut gemahnt die Reliquie dieser Kirche. Von Christi Blut redet dieser majestätische Tempel. Von Christi Blut singt die „Hosanna"; halb wimmernd, halb jubelnd wird sie heute nacht und morgen ihre Blutbotschaft hinausrufen ins Land, hineinrufen in jedes Haus. Blut, Christi Blut — das ist unser einziger Gedanke heute und morgen, und unser aller Gebet ist: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder, über unsere Familien, über die Gemeinden, über die Diözese, über das Vaterland, über die heilige Kirche. Christi Blut heilige unsere Freude, tröste unsern Kummer, heile unsere Wunden, geleite uns heim, segne uns im Leben und im Sterben. Amen.

Der Segen der Marienverehrung[1].

> Da gebot und sprach zu mir der Schöpfer aller: In Jakob wohne und in Israel habe Erbteil und unter meinen Auserwählten schlage Wurzel. Und an dem heiligen Wohnorte diente ich vor ihm, und in Jerusalem war meine Herrschaft (Sir 24, 12 f).

Also wir sind heute die Abgesandten und Vertreter des katholischen Volkes an diesem Hochfeste der Mutter Gottes von Einsiedeln. Wie auf geheimen Befehl von oben machen seit Jahrhunderten in diesen Tagen unzählige sich auf in allen Ländern und Gegenden, und gleich einer kleinen

---

[1] Predigt, gehalten am Feste der Engelweihe in Einsiedeln 1907.

Völkerwanderung ziehet es herauf in dieses Bergtal und füllt es die Räume dieses majestätischen Gotteshauses.

In diesem Jahre hat uns das Los getroffen. Ohne daß eines vom andern wußte, hat jedes von uns der gleiche Wink von oben, der Zug des katholischen Herzens, eine Art Heimweh und heiliger Sehnsucht hierher gezogen und uns alle in dieser Kirche zusammengeführt.

So seid mir denn gegrüßt, meine teuren Mitchristen und Mitpilger, seid mir gegrüßt in Christus dem Herrn und im Heiligtum seiner heiligen Mutter! Mit unsern Schutzengeln und mit den Engeln dieses Heiligtums und mit dem ehrwürdigen Chore der Mönche sollen wir Engelweihe feiern, Engelweihe in Erinnerung an das liebliche Wunder, welches nach der Geschichte des Klosters im Jahre 948 an diesem Tage sich zutrug. Da habe in der Nacht vor der Kirchweihe, so erzählt die Überlieferung, Jesus der Heiland selbst dieses Heiligtum seiner gebenedeiten Mutter mit einem strahlenden Gefolge von Engeln und Heiligen eingeweiht und dies sei dem Bischof Konrad von Konstanz, der zur Vornahme der Weihe hierher gekommen war, in himmlischem Gesichte geoffenbart worden.

Müssen wir das glauben? Niemand zwingt uns dazu, nichts hindert uns daran. Maria ist ja selbst durch wunderbare Überschattung des Heiligen Geistes zum lebendigen Heiligtum und Gottestempel geweiht worden — soll es da unmöglich sein, daß ihr göttlicher Sohn ihr inmitten seines steinernen Tempels ein Heiligtum wunderbar konsekriert habe? Tut er das nicht in gleich wunderbarer Weise, nur im geistigen Sinne, im unermeßlichen Tempel seiner heiligen Kirche? Tut er es nicht im Tempel einer jeden gläubigen Seele? Weiht er nicht da auch seiner Mutter ein Heiligtum?

Ich möchte gerade das euch näher dartun: Wo Jesus in einer Seele Wohnung nimmt, da weiht er auch seiner Mutter ein Heiligtum. Und wo Maria in einer Seele ein Heiligtum hat, da weiht sie diese Seele dem Heiland. So kann Maria wirklich sprechen wie die Weisheit im Alten Bunde: Da gebot und sprach zu mir der Schöpfer aller: In Jakob wohne und in Israel habe Erbteil und unter meinen Auserwählten schlage Wurzel. Und an dem heiligen Wohnorte diente ich vor ihm, und in Jerusalem war meine Herrschaft.

*

Wisset ihr nicht, daß ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Diese Frage, welche der Apostel (1 Kor 3, 16) so voll Nachdruck an die Christen richtet, enthält mehr als bloß ein schönes Bild und eine sinnige Vergleichung. Die Christenseele ist in Wahrheit und Wirklichkeit ein Gottestempel; der wird im Sakramente der Taufe und Firmung erbaut und konsekriert; darin wird gebetet und geopfert; darin wohnt Gott; darin hat der Heiland seinen Hochaltar und Tabernakel, in welchem er angebetet wird. In diesem Tempel fehlt aber auch nicht die Marienkapelle mit dem Marienaltar und mit dem Gnadenbilde der Mutter Gottes. Der Heiland selber weiht sie, diese Kapelle.

Wissen wir das nicht aus eigenster Erfahrung? Wir tragen ein Bild und Heiligtum Mariä in unserer Seele. Seit wann? Das können wir nicht sagen; das geht zurück in unsere unbewußte Kindheit. Aber das wissen wir: Gleichzeitig mit dem gebenedeiten Namen Jesu haben wir auch den Namen Maria unserer Mutter nachsprechen

gelernt, und wie der Name Jesus, so hat der Name Maria ein Licht aus anderer Welt in unser dämmerndes Bewußtsein hineingeleitet, und das kleine Herz durchzitterte die Ahnung, daß wir noch eine zweite Mutter hätten im Himmel und daß wir ihre braven Kinder sein müßten.

Dann kamen die Jahre der Schule, des Lernens, des Studiums; dann die Jahre der Mündigkeit, Selbständigkeit, ernster Berufsarbeit. Je mehr da durch Gebet und Unterricht und christliches Leben die Person Jesu Fleisch und Blut für uns annahm, je mehr uns aus seiner Menschengestalt die Majestät der Gottheit entgegenleuchtete, um so klarer und bestimmter trat auch in unsern Gesichtskreis das Bild seiner Mutter und unserer Mutter, um so vertrauter wurden uns die Züge ihres Antlitzes, um so tiefer schauten wir hinein in die wunderbaren Geheimnisse ihrer Person, um so herzlicher wurde unser Verkehr mit ihr.

Wie hätte es auch anders sein können? Wenn wir einigermaßen nach dem Willen und der Anleitung der Kirche von Kirchenjahr zu Kirchenjahr das Leben des Heilandes mitlebten, sind wir da nicht auch ihr begegnet auf Schritt und Tritt, sind wir nicht von ihm selbst immer wieder auf sie hingewiesen worden?

Sahen wir ihn nicht in der Weihnachtszeit als kleines Kind auf ihrem Schoße? Und wenn wir nach Ägypten ihn begleiteten, fanden wir ihn nicht ruhend an ihrer Brust? Und wenn wir ihn in Nazareth besuchten, hätten wir da anders können, als sie begrüßen und vor ihr uns neigen — vor ihr, der er untertan war dreißig Jahre und die alle seine Worte in ihrem Herzen bewahrte und bewegte?

Und wenn wir, wie es Christenpflicht, ihn auf seinem Kreuzweg begleiteten und tagtäglich beim Aufblick zum

Kreuzbilde, bei der heiligen Messe, in der Fastenzeit, beim schmerzhaften Rosenkranz seines Leidens eingedenk waren und durch Schmach und Wunden und Blut hindurch seine Gottheit leuchten sahen und anbeteten — hätten wir da die übersehen, der die Verehrung verweigern können, die mit ihm litt und mit ihm opferte, die so heldenhaft unter seinem Kreuze stand, und in deren Schoß wir ihn wiederfinden am Ende seines Lebens wie an dessen Anfang? Wenn aber unser Glaube an ihn und unser Verlangen nach ihm auf den Schwingen der heiligen Hoffnung, auf der Rosenleiter des Rosenkranzes sich erhob in seine ewige Glorie, und wenn sein verklärtes Antlitz in unserer Seele aufleuchtete wie die Sonne — fiel da nicht ein Strahl seiner Glorie immer auch hinüber auf sie, welche seine Herrlichkeit teilt, wie sie seine Niedrigkeit teilte?

So haben von unseren kindlichen Tagen an die Anbetung Jesu und die Verehrung Mariä sich von selbst ineinander verwoben. So war der Gedanke an sie und das Gebet zu ihr immer die natürliche Blüte, der sanfte Nachhall, der süße Duft des Gebetes zu ihm. So schloß immer ans Vaterunser wie von selbst das Ave Maria sich an. So hat von selbst in den Tempel des Heilandes die Kapelle Mariä sich eingebaut auf ganz natürliche Weise. Wir möchten sie wahrhaftig nicht mehr missen. Wie oft ist sie uns ein rechtes Asyl geworden in schweren Stunden! Wie oft ziehen wir uns gerade in dieses kleine Heiligtum zurück und reden mit ihr, wie man eben mit der Mutter redet! Nein, wir könnten ihre Verehrung von seiner Anbetung nicht mehr trennen — es wäre zu unnatürlich für unser Gefühl.

Das gerade ist euer Fehler — läßt man uns da hart an. Ihr übertraget unbefugt rein natürliche und menschliche

Anschauungen und Gefühle auf ein Gebiet, das für sie viel zu hoch ist. Man habe einfach sich an den Gottessohn Jesus Christus zu halten, man dürfe ihn aber nicht in menschliche Verwandtschaftsverhältnisse herabziehen, sonst werde der Glaube sinnlich und fleischlich.

Das scheint ja ein sehr hoher und geistiger Standpunkt zu sein. Ist er denn aber auch richtig? Tragen denn wir das Menschliche in das Wesen Jesu hinein? Hat nicht er selbst menschliche Natur angenommen, ist nicht er Fleisch geworden? Haben wir ihm eine Mutter an die Seite gegeben? Ist nicht er es, der „der Jungfrau Schoß nicht gescheut hat" und nach ewigem Ratschlusse geboren ward aus Maria, der Jungfrau? Und wenn er der Jungfrau Sohn ist und sie Gottesmutter im vollsten Sinne des Wortes, kann es dann unsere Aufgabe und unser Recht sein, ihn aus diesen menschlichen Beziehungen, aus dieser menschlichen Verwandtschaft, aus den Armen der Mutter wieder herauszureißen? Das wäre Irrlehre. Dagegen wendet sich schon der hl. Johannes: Glaubet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Daran wird der Geist Gottes erkannt: Jeder Geist, der bekennt, daß Jesus Christus im Fleische gekommen, der ist aus Gott, und jeder Geist, der Jesus auflöst, ist nicht aus Gott (1 Jo 4, 1) — der Jesus auflöst, den Menschen in ihm von Gott und den Gott in ihm vom Menschen und von der menschlichen Mutter ablösen und trennen will.

Man will glauben machen, das sei das beste und einzig richtige: Man solle sich an Jesus, den Gottessohn und Heiland, halten, aber von seiner Mutter völlig absehen. Da sieht man dann die Beziehung zwischen Sohn und Mutter,

zwischen Jesus und Maria als etwas rein Äußerliches, Zufälliges an, was gar keine weitere Beachtung verdiene. Zufall, Zufall — das Wort ist überhaupt sinnlos, was soll es aber vollends hier? Dem Zufalle hätte Gott es überlassen, wer die Mutter seines eingebornen Sohnes werden sollte? Auf gut Glück, aufs Geratewohl wäre irgend ein weibliches Wesen dazu bestimmt worden? Eine entsetzliche Vorstellung! Wenn aber vielmehr — was wir annehmen müssen — jene, von welcher Gottes Sohn die menschliche Natur annehmen sollte, nach ewigem Ratschluß erwählt, durch besondere Gnadenfürsorge für ihren Beruf, den höchsten, welchen es geben kann, vorbereitet und ausgestattet wurde, wenn sie selber durch volles Eingehen in die Gnade und durch ein Tugendleben ohnegleichen sich solcher Würde würdig machte: ja, dann kann es uns nicht zustehen, gering von ihr zu denken und ihr keine Beachtung zu schenken. Dann ist nur ihre eigene Folgerung die richtige: Gott hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd; siehe, von nun an werden selig mich preisen alle Geschlechter (Lk 1, 48).

Aber wenn Jesus selbst nicht will, daß man seiner Mutter Verehrung erweise? Er soll das nicht wollen? Wo hätte er denn das geoffenbart? Er will es. Er hat selbst dafür gesorgt, daß in seiner Kirche mit der Anbetung seiner Person von Anfang an die Verehrung seiner Mutter sich verband. Er hat selbst in dem großen Dome seiner Kirche und in den kleinen Tempeln der Christenherzen die Marienkapelle konsekriert. Er hat allen seinen Heiligen eine besondere Liebe zu Maria ins Herz gegeben. Er spricht selbst zu seiner Mutter: In Jakob wohne und in Israel habe Erbteil und unter meinen Auserwählten schlage Wurzel.

Er schenkt ihr diesen Anteil an seiner Glorie auf Erden, wie er ihr Anteil verlieh an seiner Glorie im Himmel.

Darum, wo immer der christliche Glaube und das christliche Gebetsleben seine richtige natürliche und übernatürliche Entwicklung nimmt, da treibt sein gesunder Stamm auch die Edelblüte und die Edelfrucht einer herzlichen Verehrung Mariä; wo dieser Trieb fehlt, ist der Stamm krank oder er ist verstümmelt und vergewaltigt worden. Die Marienverehrung ist nicht die Hauptsache im christlichen Glauben und Leben; aber sie ist auch nicht reine Nebensache, welche da sein kann oder fehlen kann oder welche bloß für Kinder und Frauen wäre. Die Hauptsache ist der Glaube an den Gottmenschen Jesus Christus, unsern Heiland und Erlöser; aber die Verehrung seiner Mutter ist so wesentlich mit diesem Glauben verbunden, daß, wo sie fehlt, dem Glauben etwas fehlt. Die Anbetung Jesu *fordert* die Verehrung seiner Mutter; die Verehrung Mariä *fördert* die Anbetung des Sohnes.

*

Ob nicht die Ehre, welche man der Mutter erweist, dem Sohne entzogen wird? Diese geheime Furcht hält manche gutgesinnten Andersgläubige von der Verehrung Mariä zurück. Die Furcht ist grundlos, beinahe lächerlich. Die Ehre und Unehre, die unserer Mutter angetan wird, empfinden wir als uns angetan. Christus ist Mensch wie wir, hat eine Mutter wie wir, fühlt menschlich wie wir. Nein, die Ehrung der Gottesmutter ist nur eine andere und recht wirksame Art der Ehrung des Sohnes. Wie von selbst von der Glorie des Gottessohnes überstrahlt auf die Gottesmutter, so strahlt von selbst die Ehre der Gottesmutter zurück auf den Sohn. Wenn *er* ihr ein Heiligtum weiht,

wie in diesem Tempel geschehen, und wenn er zu ihr spricht: In Jakob wohne und in Israel habe Erbteil und unter meinen Auserwählten schlage Wurzel, so kann sie sprechen: An dem heiligen Wohnorte, den er mir angewiesen, diente ich vor ihm, und in Jerusalem war meine Herrschaft. Ja, ihm dienen ist ihre Herrschaft, ihn anbeten ist ihre Glorie, ihm die Herzen ihrer Kinder weihen ist ihr Dank.

Am heiligen Wohnorte diente ich vor ihm, und hier ist meine Herrschaft. Enthält nicht dieses Wort voll heiliger Demut und heiligen Stolzes die ganze Geschichte dieser Wallfahrtsstätte? Als Herrscherin der Seelen zieht sie seit Jahrhunderten Tausende und Tausende hierher mit der heimlichen Anziehungskraft mütterlicher Liebe; aber sie zieht sie nur hierher, um sie zu ihm zu bringen; sie herrscht hier, aber nur, um ihm zu dienen.

Wenn unser Auge imstande wäre, Geistiges zu sehen, was würden wir dort vor dieser Kapelle für Wunder schauen können! Wenn wir es sehen könnten, wie die himmlische Herrin da mit ihrem wunderbaren Mutterauge niederschaut auf die Pilger und Pilgerinnen aus allen Völkern und Ländern; wie sie mit dem milden Strahl ihrer Blicke, mit dem Glanz ihrer Tugend und Reinigkeit, mit dem Lächeln ihrer Mutterliebe, mit dem Sonnenschein ihrer mächtigen Fürsprache auf ihre Seelen einwirkt, so manches arme Sünderherz aus dem Banne der Glaubenszweifel, aus der Umnachtung der Sünde, aus den Ketten der bösen Gewohnheiten, aus den Krallen des Teufels herauslöst, daß es wieder schlagen, wieder weinen und in Tränen der Buße sich erleichtern kann; wie sie dann den armen Pilger hinüberschickt ins Bußgericht und gereinigt und wiedergeboren ihn an ihrer Mutterhand hingeleitet zur Kommunion-

bank, zum Mahle der Wiedervereinigung mit ihrem Sohn, zur Tempelweihe und Engelweihe in der eigenen Seele! Wenn wir es mit Augen schauen könnten, das wunderbare Hin- und Herwogen der Gnadeneinflüsse, der Lichtwellen und Kraftströme vom Herzen der Mutter aus hinein in die Seelen, von dieser Gnadenkapelle hinüber zu den Beichtstühlen, hin zum Tabernakel und zur Kommunionbank, zurück zum Herzen der Mutter und von da hinaus in die weite Welt, in zahllose Familien und Gemeinden! Wie viele Schuld wird hier getilgt, wie viel Unrecht gesühnt, wie viele Feindschaft versöhnt, wie viel Elend erlöst, wie viel Leiden verklärt und getröstet, wie viel Glaube gestärkt, wie viele heilige Entschlüsse gefaßt, zu wie vielen guten Werken und heroischen Opfern und Großtaten der Liebe wird hier der Grund gelegt!

O denket nicht gering vom Werte der Verehrung und Anrufung Mariä. Wo sie sich findet, erscheint das Heil gesichert; wo sie fehlt, schuldhaft fehlt, erscheint das Fundament des Heiles gefährdet: der Glaube an die Gottheit Jesu und die Heilsverbindung mit ihm. Es ist keine Übertreibung, wenn der hl. Anselmus sagt, es sei nicht möglich, daß jemand verloren gehe, der wahrhaft ihr angehöre; wenn der hl. Johannes von Damaskus schreibt, ihr sich weihen, heiße eine Rüstung des Heiles tragen, die Gott jenen verleihe, welche er zur Seligkeit gelangen lassen wolle. Zeigt es nicht die Geschichte, daß die Verächter der Gottesmutter oftmals zu Leugnern der Gottheit des Sohnes werden? Wenn heutzutage selbst in christlichen Kreisen die Attentate gegen die Person des Heilandes sich mehren, wenn selbst manche, die Christen sein wollen, sich nicht scheuen, mit frechen Leugnungen oder heuchlerischen Redensarten ihm die Gottheit

abzusprechen, so geht das nicht von solchen aus, die seine Mutter ehren, sondern von solchen, welche ihr die Ehre verweigern. Wenn auch unter katholischen Christen der Glaube oftmals so schwach, der Eifer so gering ist, sind das nicht regelmäßig solche, welche auch der Mutter fremd und kalt gegenüberstehen? Gewiß, für katholische Christen besteht das durch die Erfahrung bestätigte Gesetz: Je herzlicher, kindlicher, aufrichtiger die Verehrung Mariä, desto lebendiger der Glaube an Jesus, desto christlicher der Wandel, desto gefesteter die Tugend; wo aber die Liebe zur Mutter fehlt und das Gebet zu ihr versiegt, da ist etwas krank, da ist das Herz nicht in Ordnung.

Nicht wahr, Geliebte, da wollen wir doch bei dem uralten, wohlbewährten katholischen Lebensgrundsatze bleiben: Anbetung Jesu und Verehrung seiner heiligsten Mutter. Und wenn wir fühlen, daß jene Anbetung nicht mehr ist, wie sie sein soll, wenn es uns vorkommt, als wäre der Heiland himmelweit fern von uns, als könnten wir nicht einmal mehr den Saum seines Kleides sehen, als läge eine dunkle Wolke zwischen ihm und uns — o gehen wir zur Mutter und klagen wir ihr unser Leid: sie wird uns wieder zu ihm führen. Und wenn wir uns gar nicht mehr so recht als Kinder unserer Mutter fühlen und die Liebe zu ihr wie eingetrocknet und eingefroren ist — o gehen wir zum Sohne und bitten wir ihn um die Gnade einer wahren Liebe zu seiner heiligen Mutter. So wird immer das eine das andere fördern, schützen und mehren.

Und da beides so eng zusammenhängt, so lasset uns doch beides mit gleichem Bedacht und Eifer in die Herzen unserer Kinder hineinsenken. Die Kinder — wir haben sie nicht mitnehmen können, aber sie sind in unseren Herzen

und nehmen auch teil an der Engelweihe. Die Kinder — in Sorge und Liebe wallt es in uns auf, wenn wir sie nennen; aber geht uns nicht auch ein Stich durchs Herz, wenn wir an sie denken? Unsere Kinder — in welcher Zeit wachsen sie auf, in welche Welt müssen sie einst eintreten! Schon manchen betagten Mann habe ich sagen hören: Ich danke Gott, daß ich alt bin und meine Jahre gezählt sind; ich möchte es nicht mehr erleben, wenn der Same aufgeht, der heutzutage gesät wird. Das ist ein gewisser Trost für uns Bejahrte. Aber die Kinder — was wartet ihrer! Was werden sie alles hören müssen auf den Straßen, in den Hörsälen, in den Werkstätten und Fabriken an ungläubigen Reden, an entsetzlichen Lästerungen und frechen Verhöhnungen der ewigen Wahrheit, an unzüchtigen, abscheulichen Reden! Arme Kinder! Was werden sie sehen müssen! Ärgernisse und schlechte Beispiele ohne Zahl, gemeine Bilder, Schmutz und Unrat in den Schauläden, obszöne Darstellungen, auf hundert geheimen Wegen der Jugend in die Hände gespielt; schlechte Zeitungen, Bücher, Romane....

Arme Kinder, umlauert von den bösen Geistern, von Teufeln in Menschengestalt, denen es höllische Freude bereitet, gerade die Kindheit zu mißbrauchen, die Unschuld zu verführen. O nicht wahr, diesen armen Kindern unsere ganze Liebe, Fürsorge, Wachsamkeit — weit über die Grenzen des Kindesalters hinaus! Nur heutzutage keine Nachlässigkeit im Erziehungsgeschäft, keine grausame Verweichlichung und Verzärtelung, keine grausame Verweigerung der strengen Zucht! Und mehr als je hinarbeiten auf eine feste, solide, unzerreißbare Verbindung des Kindesherzens mit dem göttlichen Herzen Jesu und dem Mutterherzen Mariä! Sagen wir wieder und wieder zum Kinde: Ecce mater tua — Siehe

deine Mutter; sagen wir zur Mutter: Siehe dein Kind. Beten wir zur Mutter: Erhalte sie bei deinem Sohne; beten wir zum Sohne: Erhalte sie bei deiner Mutter, halte Engelweihe in ihren Herzen!

Hehre Gnadenmutter, segne uns alle von deinem erhabenen Heiligtum aus; segne dieses Kloster und schirme es gegen die feindlichen Mächte; segne diese Pilger von nah und fern! Und ihr, ihr heiligen Engel, geleitet sie heim und helfet ihnen, den Segen der Engelweihe hinaustragen in die Lande, in die Familien, in die Kinderherzen. Amen.

Die Demut der seligen Kreszentia von Kaufbeuren[1].

„Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen." Worte des göttlichen Heilandes (Mt 11, 29).

Die Welt hat noch nie ein sonderliches Verständnis gehabt für die Klöster, diese Freistätten der Einsamkeit, des Gebetes und der Betrachtung und einer strengen Lebensführung. Sie stößt sich immer an ihnen und kann diese Häuser des Friedens nie lange in Frieden lassen; denn sie kann und will es nicht verstehen, daß sie für etwas gut seien, ja daß sie ein wahrer Segen für die Gesellschaft sein können. Wer weiß, was ein gutes Kloster ist und wert ist, der erblickt auf ihm einen Blitzableiter, der mit der goldenen Spitze der Frömmigkeit und Tugend viele gefährliche Elektrizität in der schwülen Atmosphäre der heutigen Zeit unschädlich ableitet, ja selbst die Blitze der göttlichen Strafgerechtigkeit abzuleiten vermag. Er versagt nicht seine Hochachtung einem Hause, dessen Bewohner oder Bewohne-

[1] Predigt bei der Feier der Seligsprechung in Kaufbeuren 1901.

rinnen sich ganz Gott und der Menschheit opfern und mitten in einer Welt voll Weichlichkeit, Genußsucht und Fleischeslust durch die Macht des Beispiels und Vorbildes Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Selbstverleugnung, Sittenstrenge und Heiligkeit des Lebens predigen.

So kann die Welt natürlich es auch nicht verstehen, daß eine arme Klosterfrau, eine stille Bewohnerin der Zelle, die 1744 in dem kleinen Franziskanerinnenkonvent der hiesigen Stadt starb, den Mittelpunkt solcher Huldigungen eines zahllosen Volkes und einer achttägigen Jubel- und Ehrenfeier soll bilden können. Sie wird sich wohl darüber ärgern, daß man eine Nonne aus dem vorvorigen Jahrhundert der heutigen aufgeklärten Zeit noch als Vorbild vorzustellen wagt. Der Hohn und Spott wird nicht ausbleiben. Andere werden bedenklich das Haupt schütteln und etwas von Rückfall ins finstere Mittelalter, von Abfall vom reinen Christentum, von Menschendienst und Menschenkult murmeln.

Wir können über solche Bedenklichkeiten bloß lächeln, denn wir sagen uns: die Huldigung, die man der Tugend und Heiligkeit darbringt, kann nichts Unerlaubtes und Schlechtes und Unnützes sein; die Ehre, die man den Heiligen und Seligen erweist, ist bloß eine besondere Nebenform der Ehrung und Anbetung Gottes; die Nachahmung der Heiligen mündet von selber ein in die Nachahmung Christi, da ja die Heiligen auch nur Christi Leben nachzubilden suchten.

Am allerwenigsten aber wird die Welt und werden die Weltmenschen es verstehen, wenn ich heute in dieser Kirche, die widerhallt von dem Ruhme, den herrlichen Tugenden, dem segensreichen Wirken und der himmlischen Glorie unserer

lieben seligen Kreszentia, von dem rede, was an ihrem Erdenleben klein und niedrig und gering und unscheinbar, und wenn ich gerade dies der heutigen Zeit zur Nachahmung vorhalte. Denn das ist meine Absicht: ich will über nichts anderes sprechen als über die Demut der seligen Kreszentia, und die Schilderung ihrer Demut und Bescheidenheit soll die bescheidene Huldigungsgabe des Bischofs der Nachbardiözese zum Feste der lieben Seligen sein.

Ihr werdet mich verstehen, denn ihr kennet die Tugend der Demut und strebet nach ihr. Ihr wisset, daß der Heiland sie in die Welt gebracht und sie durch Wort und Beispiel aufs eindringlichste gelehrt hat. Ihr kennet seine Mahnung: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen. Dieses Wort führte auch unsere Selige gern im Munde und sie pflegte hinzuzufügen: „Auf diesen Felsen, der Christus ist, müssen alle unsere Tugenden gegründet sein." Sie führte es nicht nur im Munde, sie trug es auch im Herzen und übertrug es auch ins Leben. Darum kann auch sie heute uns zurufen: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen; seid meine Nachahmer, wie ich Christus nachgeahmt (1 Kor 4, 16). Darum möchte ich euch zeigen, wie eben im Punkte der Demut das Leben unserer Seligen ganz im Einklang war mit dem Leben Jesu, und wie Jesu Vorbild und Kreszentias Beispiel uns zur Demut auffordern und anleiten.

*

Die Tugend, von der ich reden will, die Tugend der heiligen Demut, hat unserer Seligen so recht ihr Erdenkleid gewoben, hat ihr aber auch ihr Glorienkleid gewoben. Darum begegnen wir dieser Tugend überall in ihrem

Erdenleben. Das darf uns nicht Wunder nehmen, denn Kreszentias Leben war bloß ein Abbild und Nachbild des Lebens Jesu, die Demut aber war des Heilandes stete Begleiterin auf Erden.

Sie hat ihn ja in die Welt eingeführt; denn was war die Menschwerdung anderes als die tiefste Verdemütigung? Er, der in Gottes Gestalt war, ruft staunend der Apostel aus (Phil 2, 6 f), hat sich selbst entäußert und die Gestalt des Knechtes angenommen, wurde Menschen gleich und im Äußern erfunden wie ein Mensch. Das kleine, arme, frierende, verfolgte Kind von Bethlehem, das zugleich Gottes eingeborner Sohn ist, das ist ein Bild der Demut, wie die Welt noch keines geschaut hatte. Seine Mutter, sein Nährvater waren die Demut in Person. Das ganze Leben der heiligen Familie in Nazareth stand unter dem Zeichen der Demut, Niedrigkeit und Verborgenheit. Aber der Gottmensch gibt der Demut auch nicht den Abschied, da er sich aufmacht, wie ein Held zu laufen seinen Weg (Ps 18, 6), da er der Welt sich offenbart als der, der er ist, da er lehrt wie einer, der Macht hat, und in Wundern und Zeichen seine Gottheit aufleuchten läßt. Er bleibt nach wie vor der schlichte, einfache, bescheidene Menschensohn, der nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen (Mt 20, 28). Daran ändern auch seine größten Wunder nichts; ja ich kann mit Recht sagen: Sein allergrößtes Wunder ist eben seine Demut. Inwiefern? Nun, daß er als Gott allmächtig ist und allwissend, das ist ja eigentlich selbstverständlich und nicht zu verwundern; aber daß er als der allmächtige und allwissende Gott, als wahrer Gottmensch demütig ist wie ein Kind und wie das letzte der Menschen-

kinder — das ist es, was wir kaum zu fassen und zu begreifen vermögen.

Diese Demut, die seine göttliche Größe nicht erniedrigt, sondern, man möchte beinahe sagen, noch erhöht, diese Größe im ärmlichen Gewande der Niedrigkeit; diese Demut, welche die göttlichen Vollkommenheiten verbirgt, sie gleichsam zu widerrufen und zu verleugnen scheint und doch keine davon aufgibt und auch das volle Bewußtsein der eigenen göttlichen Größe nie verliert — das ist einer der wunderbarsten Charakterzüge im Erdenbilde des Heilandes. Sie erreicht ihren Höhepunkt oder vielmehr Tiefpunkt im Kreuzesleiden mit seiner Überfülle von Schmach und Schmerz. Aber dann freilich muß sie der Glorie der Auferstehung und himmlischen Seligkeit weichen — nein, auch jetzt noch wollte der Heiland von der ihm liebgewordenen Demut nicht lassen. Die wunderbare Erfindung seiner Liebe, das heiligste Sakrament des Altars, ermöglicht es ihm, noch demütig zu sein nach seinem Eingang in die Glorie, in Demut auf Erden fortzuleben. Was gibt es Schlichteres, Einfacheres, Demütigeres als die Gestalt des Brotes, unter der er in unserer Mitte wohnt bis ans Ende der Zeiten?

So ist der Heiland, wie in allen Tugenden, so auch in der Demut unser höchstes Vorbild. „Du magst dich noch so sehr verdemütigen, demütiger als Christus kannst du nicht werden", sagt der hl. Hieronymus (Ep. 66). Wir können ihn auch hierin nicht übertreffen, nicht einmal erreichen, aber nachahmen sollen wir ihn ganz besonders in seiner Demut. Das ist sein Wille und sein Gebot: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen. Nun höret, wie unsere selige Kreszentia in der Demutsschule des Heilandes eine gelehrige Schülerin war und wie sie uns

zurufen kann: Seid meine Nachahmer, wie ich Christus nachgeahmt.

Die Demut wuchs mit ihr auf wie ihre Milchschwester. Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob sie schon von Natur besonders mit Demut begabt, wie von selber und ohne eigenes Zutun demütig geworden und geblieben sei. Wohl ist das Kind von Natur demütig; aber wenn nicht bei Zeiten die Demut des Menschenkindes in die Demut des Kindes Gottes umgebildet, die natürliche Demut in eine Tugend der Demut fortgebildet wird, so wird bald das Menschenkind mit seiner Sündenanlage der Eitelkeit und des Hochmutes das Gotteskind verführen und verderben, ja mißhandeln und ermorden, und anstatt des Geistes der Demut wird der Geist des Stolzes in den Menschen einziehen, der fast nicht mehr auszutreiben ist.

Nicht so bei Kreszentia. Sie war von Erwachen der Vernunft an darauf bedacht, mit Hilfe der Gnade und unter vieler eigenen Anstrengung, Selbstüberwindung und Selbstverdemütigung dem sanftmütigen und demütigen Heilande nachzufolgen. Aus demütigem Herzen entsproßte der Wunsch und Entschluß, die Welt zu verlassen und ins Kloster zu gehen. Und von dem Augenblick an, wo sie dessen Schwelle überschritt, war sie sich klar, daß die allgemeine Christenpflicht, nach Demut zu streben, sich für eine Seele, die sich ganz Gott geweiht, verschärfe und verdopple, daß ein Klosterleben ohne wahre Demut ein Widerspruch in sich selbst sei. So lernte sie sich denn vom Noviziat an so in diese Tugend des Heilandes ein, daß es ihr zur zweiten Natur wurde, gering zu denken von sich, die Verborgenheit aufzusuchen, andern den Vortritt zu lassen, allen zuvorzukommen, die niedrigsten Dienste als ihr Vorrecht in Anspruch zu nehmen,

allen Lobsprüchen und Ehrenbezeugungen aus dem Wege zu gehen.

Das Wort des hl. Albertus Magnus, der ja auch ein Sohn dieses Landes war: „Der wahrhaft Demütige fürchtet immer, es möchte ihm eine Ehre angetan werden, und wenn dies der Fall ist, erschrickt er und wird in tiefster Seele betrübt“ [1], traf bei ihr buchstäblich zu. Schon wenn sie als Kind gelobt wurde, preßte ihr das Tränen aus, und als ihre Mitschwestern sie zur Oberin wählten, da war sie einer Ohnmacht nahe. Zeitlebens empfand sie jede Art von Ehrenbezeugung wie eine schmerzliche Qual. Man konnte mit nichts sie beleidigen als mit Lobsprüchen. Nichts brachte sie außer Fassung, verwunderte, ja verwundete sie so, als wenn man sie bewunderte, wenn hohe Personen ihr Aufmerksamkeit und Verehrung bezeugten. Sie kannte wirklich nur eine Leidenschaft, unbekannt zu bleiben, von andern gering geachtet und schlecht behandelt zu werden. Verachtung, Schmach, fälschliche Beschuldigung, grobe Beschimpfung bereiteten ihr eine Art Befriedigung. Sie hatte es wie der Apostel: sie kannte und liebte nur einen Ruhm, sich zu rühmen der eigenen Schwachheit, damit Christi Kraft in ihr wohne (2 Kor 12, 9).

Die Feuerprobe aber bestand ihre Demut, als mit ihrer zunehmenden Heiligkeit und Begnadigung ihre Tugenden sich nicht mehr verbergen ließen und bereits eine Art Glorie ihre Erdenerscheinung umwob und zahlreiche Wunder die Blicke auf sie zogen. Der hl. Bernhard sagt einmal: „Eine große und seltene Tugend ist es fürwahr, wenn du Großes wirkst und nicht weißt, daß du groß bist, und wenn

[1] Alb. Magn., De parad. animae pars I, c. 2: de virtute.

deine allen offenbar gewordene Heiligkeit dir selbst allein verborgen ist; dann fürwahr bist du ein treuer Diener deines Herrn, wenn von deines Gottes reicher Glorie, die zwar nicht von dir ausgeht, aber durch dich hindurchgeht, nichts an deinen Händen hängen bleibt."[1] Diesen Höhepunkt der Tugend erreichte Kreszentia.

Je mehr Gott sie verherrlichte, um so mehr war sie darauf bedacht, sich zu erniedrigen und alle Ehre Gott zurückzugeben. Ihre Demut war erfinderisch in Verbergung ihrer Tugenden, und voll heiliger Verlegenheit, in welche die Anzeichen höheren Gnadenlebens sie versetzten, kannte sie kein Maß und keine Grenze mehr in der Selbsterniedrigung und pflegte sie sich selber mit den verächtlichsten Namen zu bezeichnen. „Was bin ich denn", konnte sie erregt sagen, wenn sie fürchtete, daß man sie bewundere; „ich bin ein sündhaftes, unwissendes Weib, ein schmähliches Nichts, ein schwaches Rohr, ein Strohhalm, ein sündhafter Wurm." Und zu den Schwestern äußerte sie zuweilen: „Liebe Schwestern, ihr könnt gar nicht glauben, wie elend und schlecht ich bin; ich bin nicht würdig des Brotes, das ich esse, und daß die Sonne mich bescheint und die Erde mich trägt; ich verdiente ausgestoßen zu werden aus der menschlichen Gesellschaft." Schließlich ging sie so weit, daß sie sich selbst für die größte Sünderin ansah und ausgab, die es auf Erden gebe.

Konnte das noch ihr Ernst sein? Kann sie wirklich die Überzeugung gehabt haben, sie sei schlechter und sündhafter als Diebe, Räuber und Ehebrecher? Auf diese Frage wäre viel zu sagen. Ich will nur auf eines hinweisen. Sehet,

[1] S. Bern., Serm. 13 in Cantic.

wir dürfen die Heiligen nicht bloß als Einzelpersonen für sich ansehen; sie sind zugleich die Vertreter der Menschheit und Christenheit; sie fühlen sich mit ihr solidarisch, fühlen sich mitschuldig und mitverantwortlich an jenen Sünden, Schwächen und Fehlern, durch die auch unter Christen Gott die schuldige Ehre entzogen, Gottes Reich geschädigt wird. Daher bei diesen Heiligen ein so brennender Drang, etwas übriges zu tun im Beten, im Fasten, in Bußübungen und auch in der Selbstverdemütigung, um die Mängel der andern auszugleichen.

Warum tun sie nach unsern Begriffen viel zu viel in der Selbsterniedrigung? Weil so viele Christen nur auf ihre Selbsterhöhung bedacht sind. Warum bei ihnen eine Demut, die keine Grenzen nach unten kennt? Weil unter uns Christen oft ein Stolz herrscht, der keine Grenzen nach oben kennt, weil wir oft von wahrer Demut so weit entfernt sind. Darum wird es besser sein, wir hören auf, die Heiligen zu kritisieren und fangen an, sie ernstlich nachzuahmen.

*

Wieder und wieder wird in diesen Tagen die selige Kreszentia uns zur Nachahmung vorgestellt. Ich aber sage euch: Ahmet sie ganz besonders nach in ihrer Demut. Es könnte das fast wie eine Unbescheidenheit von meiner Seite erscheinen, und doch muß ich es wiederholen: Ahmet sie ganz besonders nach in ihrer Demut. Ich sage so nicht bloß deswegen, weil die Demut das ist im Leben der seligen Kreszentia, was jeder nachahmen *kann*, sondern weil jeder demütig sein *muß*, weil die Demut das Fundament aller Tugenden und des ganzen Heilswerkes ist.

Kaum in einem Punkte sind die Kirchenväter, die Theologen, die Lehrer des geistlichen Lebens in allen Jahrhunderten so einig wie in diesem. Die Demut das Fundament allen Heiles, des ganzen Glaubens- und Gnadenlebens: dieser Gedanke, dieses Bild kehrt immer wieder, eine Schule spricht es der andern nach, ein Jahrhundert sagt es dem andern. St Augustin redet im Namen aller, wenn er sagt: „Gedenkest du einen Bau von bedeutender Höhe aufzuführen — und es ist ja fürwahr ein hoher Bau, den jeder von uns aufführen soll, der Bau unseres Heiles, der bis in den Himmel reicht —, so denke zuerst an das Fundament der Demut; je höher der Bau werden soll, um so tiefer gräbt man das Fundament.“ [1] Damit ist unsere Selige ganz im Einklang, wenn sie zu der Einladung Jesu: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen, hinzuzufügen pflegte: „Auf diesen Felsen, der Christus ist, sollen alle unsere Tugenden gegründet sein.“ Diese grundlegende, fundamentale Bedeutung der Demut — ich könnte sie aus der Vernunft beweisen, aus dem Wesen des Christentums, des Glaubens, der Tugend; aber es gibt noch einen andern Beweis dafür, der packender und schlagender ist, den Beweis der Erfahrung. Wie wichtig und unersetzlich die Demut ist und wie grundverderblich die Herrschaft des Hochmutes, ach das beweist uns mehr, als uns lieb sein kann, ein Blick in unsere Zeit und unser eigenes Leben.

Der Heiland ließ einst die Pharisäer scharf an: Ihr Heuchler, das Aussehen des Himmels wisset ihr zu beurteilen, die Zeichen der Zeit verstehet ihr nicht zu deuten (Mt 16, 4). Er will also, daß wir acht haben auf die Zeichen der Zeit.

---

[1] S. Aug., Serm. 69.

Ich möchte euch auf ein besonders bedenkliches aufmerksam machen. Es schwindet mehr und mehr auch in unserem Volke die Demut, die schlichte, redliche Einfalt, die gediegene, solide Bescheidenheit, die in früheren Zeiten seine Zierde und sein Glück bildete. Moderne Geisteshelden sind ja schon so weit, daß sie die Tugend der Demut verhöhnen und verspotten: sie sei eine Sklaventugend, eines freien, starken Geistes, eines „Herrenmenschen" unwürdig. Zusehends nimmt überhand ein Geist des Übermutes, des Größenwahns, der Selbstüberschätzung, kurz jener Hochmut, der nach der Schrift und nach dem Sprichwort vor dem Falle kommt. Wieviel aber die Menschheit, wieviel ein Volk mit der Demut verliert, was es gewinnt unter dem Tyrannenzepter des Hochmutes, sehen wir es nicht mit eigenen Augen, erfahren wir es nicht sozusagen am eigenen Leib?

Man bildet sich so viel ein auf die heutige Kultur und schaut so verächtlich auf vergangene Zeiten herab. Wenn nur nicht mit der steigenden Kultur auch das Elend in allen Formen sich steigern würde. Diese vielgerühmte Bildung, ist sie nicht vielfach mehr Einbildung als wahre Durchbildung? Diese hohe Zivilisation, sie ist vielfach bloß ein äußerlicher Glanzfirnis, der viel innere Roheit und Gemeinheit deckt. Diese stolze Wissenschaft, die sich so sehr als Großmacht fühlt, daß sie nichts mehr nach Religion und nach Gott fragen zu müssen meint, hat sie der Menschheit nicht namenlos geschadet dadurch, daß sie so vielen ihren kindlichen Glauben und damit den ganzen Halt ihres Lebens raubte? Hat nicht sie jenen Geistesstolz großgezogen, der den Menschen borniert und dumm macht? Was gibt es Dümmeres, als für alle Fragen Interesse haben, nur nicht für die wichtigsten Fragen des eigenen Lebens und

Wohles, alles zu glauben, nur nicht die ewige Wahrheit, allen Propheten des modernen Unglaubens blindlings zu glauben, nur nicht Christus, der ewigen Wahrheit? Wahrlich, der alttestamentliche Weise hat recht: Wo Hochmut, ist schmachvolle Torheit, wo Demut, ist Weisheit (Spr 11, 2).

Immer lauter hört man klagen, daß des Gehorsams heilige, segensreiche Bande schlaff und brüchig werden, daß die Achtung vor der Autorität schwindet, daß die Majestät des Gesetzes, selbst des göttlichen Gesetzes nicht mehr respektiert wird. Schon in der Jugend regt sich ein wilder, unbotmäßiger Geist, und es wächst eine Generation heran, die nur so weit gehorcht, als sie zum Gehorsam gezwungen werden kann. Ist das nicht auch eine Klage über den Unsegen des Stolzes und über den Mangel an Demut? Denn Demut ist die Seele des Gehorsams, der Stolz aber ist der Vater des Ungehorsams.

Ist es nicht auch Stolz und Eitelkeit und beklagenswerter Mangel an christlicher Demut, wenn sogar so manche gläubige Christen sich scheuen, ihren religiösen Pflichten nachzukommen, ihren Glauben offen zu bekennen, zurückschrecken, wenn die Welt wie Jobs keifendes Weib höhnt: Bleibst auch du noch immer in deiner Einfalt? Willst du in der heutigen aufgeklärten Zeit dich immer noch wie ein einfältiges Kind am Gängelbande führen lassen von Kirche und Priestern, dem alten Köhlerglauben anhängen, mit den Betschwestern zur Kirche laufen? Ach, da fehlt so oft jene mutige, adelige Demut, die allein die rechte Antwort geben könnte: Jawohl, ich bleibe in meiner Einfalt und frage nichts nach deinem Spott und Hohn; in einer Zeit, die so viel von Freiheit und Menschenrechten redet, nehme auch

ich mir die Freiheit und beanspruche auch ich das Recht, zu denken, zu reden, zu tun nach meinem Gewissen, nicht der großen Herde nachzulaufen, sondern meinen eigenen Weg zu gehen, meinem Gott und meiner Kirche treu zu bleiben, zu leben und zu sterben in der Einfalt meines Glaubens.

Man kann wahrhaftig nicht sagen, daß das gesellschaftliche Zusammenleben gegen früher angenehmer und friedlicher geworden sei. Der Klassenhaß, der Neid und die Eifersucht zwischen den einzelnen Ständen sind in bedenklichem Maße gestiegen; Tausende verbittern sich und andern das Leben durch Unzufriedenheit mit ihrem Stand; ein Stand überbietet den andern mit maßlosen Ansprüchen an das Leben. Unruhe, Unfriede, Unsicherheit in allen gesellschaftlichen Verhältnissen; Parteiungen und Spaltungen ohne Ende; eine schwüle, gespannte Atmosphäre, in der das Leben zur Last wird; Streit und Hader zu allem Überfluß hin auch noch zwischen den christlichen Konfessionen, die doch gemeinsame Güter gegen gemeinsame Feinde zu verteidigen hätten.

Sind das nicht auch Segnungen, welche die Schwindelherrschaft des Stolzes und des Übermutes uns beschert hat? Auch von diesen Übeln können wir nicht befreit werden, wenn wir nicht zurückkehren zur christlichen Demut, die gering denkt von sich selber und gut denkt vom Nebenmenschen, welche die Wahrheit sucht und das Gute anerkennt, wo sie es findet, welche die eisige Atmosphäre des Hochmutes in eine warme Atmosphäre der Liebe umwandelt, die innerhalb der Standesgrenzen sich bescheidet, die eine einfache und solide Lebensweise liebt und sich all die Feinde einer zufriedenen Existenz des einzelnen und der Gesellschaft, die

Großmannssucht, den Schwindelgeist, die Eitelkeit, den Luxus vom Leibe hält.

Und nun nur noch einen Blick in dein eigenes Herz und Leben. Hat nicht der Stolz auch dir schon übel mitgespielt, dir unnötig das Zusammenleben mit andern erschwert und verbittert, dein Herz gegen den Nebenmenschen verhärtet, in dein Reden über ihn Gift eingeträufelt, dich zu Schanden gemacht und zum Falle gebracht, so manches gute Werk ausgehöhlt und angefault? Und wenn in deinem religiösen Leben immer noch nicht alles ist, wie es sein sollte, wenn dir die Unterwerfung unter die Gebote Gottes und der Kirche noch gar so schwer fällt, wenn dein Beten so kalt, lahm und fruchtlos ist, liegt nicht ein großer Teil der Schuld an dem Mangel an Demut? Vergiß es nicht: Demut ist das Fundament des Gnadenlebens und des ganzen Heilswerkes. Willst du nicht einmal nach dem Fundamente sehen, ob es noch in Ordnung ist? ausbessern, wo der Mauerfraß des Hochmutes es verdorben hat?

Nehmet es denn mit heim von diesem Feste, das Wort des Heilandes: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen. Kreszentia, die edle Tochter dieser Stadt und eures Volkes, gibt es euch mit und fügt bei: Seid meine Nachahmer, wie ich Christus nachgeahmt. Sie läßt durch mich euch warnen vor dem Geiste des Stolzes und Übermutes, von dem die heutige Welt besessen ist, vor dieser Influenza, die heutzutage umgeht, läßt durch mich euch mahnen, die Tugend der Demut zu pflegen in euch und euern Kindern. Ihre heroische Demut wird ja nicht von euch verlangt; ihr sollet nicht meinen, ihr seiet größere Sünder als alle übrigen und die Geringsten von allen. Aber ihr sollet doch auch nicht meinen, ihr seiet weiser, besser,

tugendhafter als alle andern; ihr sollet nicht meinen, ihr seiet zu gelehrt und zu gebildet, als daß ihr noch glauben, noch in die Predigt gehen könntet wie das gemeine Volk, ihr seiet zu vornehm, um an Sonn- und Festtagen eure Christenpflicht zu erfüllen, ihr seiet so gerecht und sündlos, daß ihr den öftern Empfang der Sakramente füglich entbehren könnet. Das wäre doch eigentlich zu unsinnig und unvernünftig. Ihr sollet alle Regungen sündhaften Übermutes unterdrücken, euch in euern Stand fügen, eure religiösen und bürgerlichen Pflichten bescheiden erfüllen, euern Vorgesetzten gehorchen. Denn ohne diese Demut gibt es keinen Glauben, keine wahre Nächstenliebe noch Gottesliebe, keine Gnade und kein Heil: Dem Hoffärtigen widerstehet Gott, dem Demütigen gibt er seine Gnade (1 Petr 6, 5).

Von der Demut der seligen Kreszentia wollte ich einen Ableger in eure Herzen hineinsenken. Wenn er Wurzel faßt, blüht und Frucht bringt in diesen Tausenden von Herzen, so habe ich mit Gottes Gnade in dieser Stunde zum wahren Wohle der Menschheit mehr beigetragen als Hunderte von modernen Reformern und Weltbeglückern. Selige Kreszentia, erflehe du uns den Gnadentau von oben, damit in unser aller Herzen die Blume der Demut gedeihe, fest sich einwurzle in unser Denken, Wollen, Tun und Reden und über all unser Leben und Beten ihren süßen Duft ausbreite zu unserem Heile, zum Frommen des Nächsten, zu Gottes Verherrlichung und zu deiner Ehre. Amen.

Predigt bei der Feier der Heiligsprechung des Petrus Forerius[1].

„Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich" (Mt 19, 14).

„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen" (Mt 18, 3).

Am Himmelfahrtsfeste dieses Jahres fand in Rom ein seltener Prozeß einen seltenen Abschluß — ein Prozeß, der sich beinahe durch zwei Jahrhunderte hinzog, ein Prozeß nicht um irdisch Gut und Geld, nicht um Menschenrecht und Menschenehre. Er betraf einen Mann, der am 30. November 1565 zu Mirecourt, einem kleinen Vogesenstädtchen des französischen Lothringen, geboren wurde und der am 9. Dezember 1640 von dieser Welt geschieden ist. Ob dieser Mann würdig sei, in das Verzeichnis der Heiligen eingetragen zu werden, ob in seinem Leben nicht bloß gewöhnliche, sondern heroische Tugenden sich nachweisen lassen, ob Gott selber durch offenkundige und unleugbare Wunder Zeugnis für seine Heiligkeit abgelegt habe — diese Fragen bildeten den Gegenstand des Prozesses. Am Himmelfahrtsfeste wurde im St Petersdom zu Rom der Prozeß entschieden durch den Richterspruch des obersten Hirten der Kirche. Er endete mit dem vieltausendstimmigen Ruf: Heiliger Petrus Forerius, bitte für uns! Er klang aus in einem Tedeum, das durch die weiten Hallen von St Peter hinwogte und von seinen ungeheuren Gewölben widertönte, das Echo fand in den Herzen von Millionen katholischer

[1] Gehalten im Kloster Notre-Dame zu Offenburg am 7. Juli 1897.

Christen, das die Wolken durchdrang und mit den Jubelchören der Seligen im Himmel sich vermischte, das besonders freudigen Widerhall weckte in diesem Hause und in dieser Kirche.

Was ist das für ein großer Mann, dem diese denkbar höchste Ehre zu teil ward, zu dem die ganze Christenheit bewundernd aufschaut? In welcher Beziehung steht er zu uns? Welche erhabene Stellung nahm er ein? Welches sind die Großtaten, die ihm den Himmel öffneten und auf Erden ihn unsterblich machten? War er ein großer König, dessen ruhmvolle Regierung ein ganzes Volk beglückte? War es ein Feldherr, der durch viele Länder seine siegreichen Waffen trug? War es ein Gesetzgeber, der Tausenden die Bahn der Gerechtigkeit wies? Oder ein großer Gelehrter, der weithin das Licht seiner Weisheit ausstrahlte?

Nichts von all dem und mehr als all dies. Es war ein einfacher, anspruchsloser Priester und Ordensmann. Und doch — er war ein König, dessen Reich jetzt noch jedes Jahr an Umfang zunimmt, und er hat im Frieden mehr erobert als je ein Held der Welt im Kriege, und er hat ein Gesetz geschaffen, welches für Unzählige zur unverbrüchlichen Lebensregel geworden, und er hat mehr in der Weisheit unterwiesen als je ein Gelehrter dieser Welt Auch dieses Kloster gehört zu seinem Reich und ist eine von ihm eroberte Provinz; auch Sie, ehrwürdige Frauen, leben nach seinem Gesetze, und auch ihr, teure Kinder, genießet von den Früchten seiner Heiligkeit.

Grund genug, in diesem Hause und dieser Kirche ein eigenes Freudenfest zu feiern zu Ehren des hl. Petrus Forerius. Wovon soll ich reden an diesem Festtag? Ich habe mich an den Heiligen selbst gewendet und ich glaubte

seine Stimme zu vernehmen: Sprich nicht von meiner Größe, sprich von meiner Kleinheit, die mich groß gemacht; sprich nicht von Großtaten, sprich davon, daß ich der Kleinen mich angenommen. Und ich mußte gedenken des Wortes des Heilandes: Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich; und: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ja diese heiligen Worte lasset uns betrachten. Diese Worte sind eine Erklärung des Lebens unseres Heiligen, und sein Leben ist eine Erklärung dieser Worte. Wir werden sehen, wie er ein Kind war und blieb sein ganzes Leben hindurch und darum ins Himmelreich einging, und wie er es als seine besondere Lebensaufgabe ansah, der Kinder sich anzunehmen und sie ins Himmelreich einzuführen. Heiliger Petrus Forerius, bitte für uns!

I.

Mütter kommen mit ihren Kindern, um sie vom Heilande segnen zu lassen. Aber die Jünger verwehren ihnen den Zutritt. Mit Kindern kann doch ihr Herr und Meister sich nicht abgeben. Da wird Jesus ungehalten über die Jünger und er weist sie zurück, ruft die Kinder herbei, schließt sie in seine Arme, legt ihnen die Hände auf und segnet sie und spricht das schöne Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich. Und als ein andermal die Jünger unter sich stritten, wer der Größte unter ihnen wäre, rief der Heiland ein Kind herbei, herzte es und stellte es in ihre Mitte und sprach: Wahrlich, wahrlich sage ich euch,

wenn ihr euch nicht bekehret und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.

Wie schlicht, wie kindlich einfach lauten diese Worte! Aber in diesen schlichten Worten liegt eine große Offenbarung, ein tiefes Geheimnis, ein wichtiges Gesetz, eine sittliche Kraft, ein Himmelsschlüssel, der schon Hunderten die Pforte der ewigen Seligkeit erschlossen hat, auch unserem hl. Petrus Forerius.

Ihr, meine Kinder, höret gewiß diese Worte des Heilandes immer mit besonderer Freude, und vielleicht denkt dabei manches aus euch: Nun, Gott Lob! ein Kind brauche ich nicht erst zu werden; ein Kind bin ich ja, somit gewiß ein Liebling des Heilandes und des Himmelreiches sicher. Doch dieser Schluß ist etwas voreilig. Ihr seid ja freilich Kinder, aber Kinder im Sinne des Heilandes müßt doch auch ihr erst *werden*.

Es ist ein sinniges Wort, daß es nach dem Sündenfalle noch drei Dinge gebe, in welchen die Schönheit und Wonne des Paradieses sich erhalten habe: die Sterne des Himmels, die Blumen des Feldes und das Auge des Kindes. Aber auch des Kindes Auge ist durch die Sünde getrübt, auch sein Herz durch die Sünde vergiftet worden. Darum kam der Heiland als Kind zur Welt, weil auch das Kind schon seiner Erlösung bedurfte. Darum hat er das Sakrament der Taufe eingesetzt und euch schon als Kindern zu teil werden lassen, damit ihr durch dasselbe aus unreinen, sündhaften Menschenkindern heilige Kinder Gottes würdet.

In den Jahren, in welchen ihr jetzt stehet, und euer ganzes Leben hindurch muß das eure wie unser aller große, heilige Sorge sein, daß das Gotteskind in uns nicht durch das Menschenkind verführt, verdorben, betrübt, mißhandelt

oder gar ertötet werde. Sehet, der Hochmut, die Lüge, die Bosheit, die Trägheit, der Ungehorsam, die unreinen Gedanken und Begierden — das sind die Unarten und Ungezogenheiten des von der Sünde angesteckten Menschenkindes: wir dürfen nie dulden, daß Eitelkeit und Hoffart der Demut und Bescheidenheit des Gotteskindes zu nahe trete, daß Lüge ihm die Schamröte ins Gesicht jage, daß Bosheit seine schönen Züge verzerre, daß Unreinigkeit ihm das Gewand beschmutze. Vielmehr muß Tag für Tag das unser Bestreben sein, daß das Gotteskind in uns zunehme an Alter, Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen (Lk 2, 52).

Das hat er wohl verstanden und das lehrt er uns durch sein Beispiel, der hl. Petrus Forerius. Er war noch ein Kind, da nannte ihn schon die Stimme des Volkes den Heiligen, da erbaute er schon durch seine Andacht beim Gebete, da war er schon ein Vorbild für andere, und wenn er in kindlich ernstem Spiel den Gottesdienst der Kirche nachbildete und die Sonntagspredigt wiederholte, flößte er nicht bloß seiner kleinen Kindergemeinde, sondern selbst Erwachsenen Ehrfurcht ein. Sein Fleiß, seine Folgsamkeit, seine Freundlichkeit, seine Reinigkeit, seine ganze Aufführung zeigten, daß in ihm das Menschenkind ganz ins Gotteskind sich umbildete.

Saget nicht: Das war eine besondere Veranlagung, das war die Erziehung, das war Gottes Gnade. Ja freilich war es Gottes Gnade und die Frucht einer guten Erziehung, aber es war auch sein Verdienst, es war auch sein Mitwirken, ohne welches die Gnade nichts erreicht, die Erziehung nichts gefruchtet hätte. Und wie wirkte er mit? O glaubet ja nicht, daß bei ihm sich all jene Tugenden

wie von selbst eingestellt hätten, daß ihm der Kampf gegen die Sünde und gegen die Unarten des Menschenkindes nicht auch schwer gefallen sei. Diese kindliche Frömmigkeit, welche alle erbaute, war das Werk der Gnade Gottes, aber auch das Werk seines eigenen unverdrossenen Eifers im Gebet, seiner Geistessammlung, seiner Selbstüberwindung. Diese liebliche, anmutige Bescheidenheit war das Werk der Gnade Gottes, aber auch das Werk ernster Selbstzucht, steten Kampfes gegen die eiteln und hochmütigen Regungen der verdorbenen Natur. Diese Reinheit, welche auf seiner Stirne thronte und aus seinem Auge strahlte, war das Werk der Gnade Gottes, aber auch das Werk blutiger Strenge gegen sich selbst, ja blutiger Strenge in des Wortes voller Bedeutung, mit welcher er schon in kindlichen Jahren sich selber wehe tat und durch Fasten, Nachtwachen, Entbehrungen, Bußwerke aller Art die sinnlichen Regungen ertötete.

So wurde das Gotteskind in ihm ausgebildet, und solch ein Gotteskind blieb er sein ganzes Leben hindurch; wir finden dessen liebliche und sanfte Züge noch auf dem Antlitze des Mannes und des Greisen, des Seelsorgers und Ordensstifters, ja sie verschönen noch das bleiche Antlitz des Sterbenden und Gestorbenen. Der Mann unterscheidet sich bei ihm vom Kinde nur dadurch, daß er immer noch mehr betete, immer noch mehr arbeitete, immer noch weniger bedurfte, daß er womöglich immer noch demütiger und bescheidener wurde.

O kindliche Demut, Siegel aller wahren Heiligkeit, Tugend, welche sich selbst verbirgt und alle andern Tugenden verbirgt, welche ihren Glanz verdunkelt, um ihren Wert zu erhöhen, welche während des Erdenlebens das Gottes-

kind in tiefen Schatten hüllt, um nach dem Tode mit um so größerer Glorie es zu umfließen, du warst unseres Heiligen unzertrennliche Begleiterin, ja geliebte Braut. Dich nicht zu verlieren, dich nicht zu verletzen, dich nicht zu betrüben war er aufs ängstlichste besorgt. Darum empfand er jede Art von Ehrenbezeugung wie eine innere Qual, ja wie eine Beleidigung. Man konnte mit nichts ihn beleidigen als mit Lobsprüchen. Nichts brachte ihn außer Fassung als Ehrenbezeugungen. Er hatte nur eine Leidenschaft: ungekannt und unbeachtet zu bleiben, von andern schlecht beurteilt und behandelt, getadelt, beschimpft, selbst geschlagen zu werden. Ihm ging es wie dem heiligen Apostel Paulus: er fühlte sich wohl in seinen Schwachheiten, in Schmähungen, Nöten, Verfolgungen, Ängsten um Christi willen; denn wenn er schwach war, dann fühlte er sich stark; auch für ihn gab es nur einen Ruhm: sich zu rühmen in seiner Schwachheit, damit Christi Kraft in ihm wohne (2 Kor 12, 9 f).

Sehet, so ist er geworden wie ein Kind; er blieb ein Gotteskind sein ganzes Leben hindurch, blieb klein und rein und demütig wie ein Kind und wurde dadurch ein großer Heiliger. Das ist das Geheimnis seiner Größe, und das ist es, worin jedes ihm nachahmen kann und soll. Du magst sagen: Ich kann nicht so viel beten wie er; ich kann nicht so viel Zeit der Betrachtung und dem Studium widmen; ich kann nicht diese gesegnete Wirksamkeit entfalten; ich kann nicht diese strengen Bußübungen auf mich nehmen. Aber kannst du etwa sagen: Ich kann nicht bescheiden und demütig sein? Kannst du sagen: Ich bin zu klein, zu schwach, zu arm, zu sündhaft, um demütig zu sein? Oder wolltest du noch lächerlicher und törichter sprechen: Ich

bin zu groß, zu weise, zu stark, zu tugendhaft, um demütig zu sein?

O meine Christen, ein hoffärtiger Mensch ist immer ein törichter, jedenfalls nie ein heiliger Mensch! O meine Kinder! ein stolzes, hoffärtiges Kind, das ist ein Widerspruch in sich selbst, ein Unding, eine Mißgeburt, eine Mißgestalt. Möge der Blick auf den hl. Petrus Forerius uns allen eine wahre Liebe zu dieser Grundtugend der Demut einflößen. Das sei unser einziger Stolz, täglich demütiger zu werden. Das sei unsere Größe, daß wir klein von uns selber denken. Das sei unsere Stärke, unsere Schwäche einzugestehen vor Gott. Das sei die Gabe, die wir vor allem durch unsern Heiligen erflehen: eine aufrichtige, tiefe, heilige Demut. Er wird euch, meine Kinder, seine Fürbitte am wenigsten verweigern, denn er war und blieb nicht bloß selbst ein Kind, für die Kinder zu sorgen war ihm auch seines Lebens liebste, angelegentlichste Sorge.

II.

Schwach wie ein Kind und stark wie ein Held; klein wie ein Kind und groß, ja größer wie die, welche die Welt als große Männer preist; bescheiden wie ein Kind und von Hunderttausenden geehrt und gepriesen; still wie ein Kind und doch im stillen so nachhaltig wirkend, daß die Spuren davon in Jahrhunderten nicht untergehen: das finden wir im Leben der Heiligen oftmals vereinigt. Wie ist diese Vereinigung möglich? Die Heiligen sind geworden wie die Kinder, aber sie sind Gotteskinder. Ihnen gilt das Wort: Du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist dein (Lk 15, 31). An ihnen wird wahr, daß in der Demut alle Stärke, während in der Hoffart bloß Schwäche

ist[1]. Sie sind Gotteskinder, die alles können in dem, der sie stärkt (Phil 4, 13), denen Gott gleichsam seine Allmacht und Allwissenheit zur Verfügung stellt, so sehr, daß sie zu Werken befähigt sind, welche alle Menschenkraft übersteigen, daß sie Wunder wirken, die Geheimnisse der Zukunft voraussagen, Tote erwecken, daß Gottes Glorie mitunter schon hienieden sie umstrahlt.

Ich habe von der kindlichen Demut und Kleinheit unseres Heiligen geredet, ich muß nun von seiner Größe reden. Ja, von deiner Größe; wärest du noch auf Erden, du wüßtest mir wenig Dank dafür. Aber nun, da du im Himmel bist, darfst du es mir nicht verwehren. Ich will mich auch beschränken auf das, was diesen deinen geistlichen Töchtern und diesen deinen geliebten Kindern von Nutzen sein kann. Ich rede daher nicht von den Wundertaten, welche wie Strahlen göttlicher Allmacht dein Leben durchblitzten und dein Grab verherrlichten, von den Wundern, welche in dem Prozeß, der deiner Heiligsprechung vorausging, als Tatsachen erwiesen wurden. Ich rede auch nicht von dem noch größeren Wunder, durch welches du den Orden der regulierten Chorherren wieder auf die Höhe seines Berufes emporgehoben hast, in welchen du in jungen Jahren eintratest und den du in so trauriger Verwahrlosung angetroffen hattest. Ich will nicht reden von dem herrlichen Wunder, durch welches du eine in der ganzen Umgegend verrufene Gemeinde (Mattaincourt) in kurzer Zeit zu einer Gemeinde der Heiligen umgeschaffen hast; will auch nicht reden von deinem Mitleid und Erbarmen mit aller leiblichen und geistigen Not, welches dein eigenes Leben und

[1] S. Aug., In Ps. 33.

das Leben unzähliger Armen, Betrübten und Sünder mit goldenen Fäden durchwob und durchwirkte. Ich rede nur von dem großartigen Wirken, welches den Kleinen galt, von deiner Fürsorge für den Unterricht und die Erziehung der weiblichen Jugend.

Jetzt sind es gerade dreihundert Jahre, da sandte Gott (1597) unserem Heiligen einige edle, opfermütige Jungfrauen zu, die er selbst sich ausgewählt hatte zu seinem besondern Dienste. Von sich aus hätte Petrus Forerius wohl schon aus Bescheidenheit nie daran gedacht, eine neue Kongregation zu gründen. Aber nun gewann er nach ernstester Prüfung und vielem Beten die Überzeugung, daß Gott selbst diese Jungfrauen zu einem gemeinsamen Leben der Vollkommenheit berufen habe, und so führte er sie in dasselbe ein.

Nun aber, welches soll der besondere Zweck dieser jungen Kongregation sein? Welches ihre Lebensaufgabe? Welches ihr Arbeitsgebiet? Wo konnten sie am segensreichsten wirken? Wo war ihre Hilfe am nötigsten? Die Zeiten waren überaus traurig. Kriegswirren, Verwüstungen und Zerstörung, Jammer und Not ohne Ende und ohne gleichen. Ein breiter Strom von Lastern durchflutet die Länder und lagert überall seinen Schlamm ab. Dazu die Pest, der Würgengel, der durch die Länder zieht und mit Leichnamen seinen Weg bezeichnet. Dazu die Hexenprozesse — entsetzliches Wort, fast so grauenvoll wie das Wort Hölle, furchtbares Wort, ein Abgrund von Wahnsinn und Aberglaube, von Blut und Feuersglut, von unerhörten Qualen und Martern, ein Abgrund, aus welchem heute noch das Stöhnen und Wimmern von unzähligen unschuldigen Opfern uns ans Ohr dringt.

Wo hier bessernd eingreifen? Wo den Hebel der Hilfe einsetzen? Welchen Beruf diesen opfermutigen Jungfrauen anweisen? Unser Heiliger ist keinen Augenblick im Zweifel. Ihm klingt immer im Ohr das Wort des Herrn: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich. Diesem Worte entnimmt er das Arbeitsprogramm für die junge Genossenschaft; sie soll dem „heiligen Dienste", dem „wahrhaft göttlichen Geschäft", wie er es nennt, obliegen und sich der Kinder, der weiblichen Jugend annehmen. Und dem andern Worte: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen, entnimmt er, wie die Regel für sein eigenes Leben, so die Lebensregel für seine Kongregation. Werdet wie die Kinder und nehmet euch der Kinder an, seid Gotteskinder und erziehet Gotteskinder — das ist, auf den kürzesten Ausdruck gebracht, die Verfassung des neuen Gottesreiches, das er gründet, und er gibt ihm den Namen: Kongregation unserer Lieben Frau, und stellt sie so unter den Schutz des reinsten Gottesdienstes und der hehren Mutter des Gottessohnes selbst und aller Gotteskinder.

Und das soll nun alles sein — möchte vielleicht jemand fragen: Kinder werden und Kinder erziehen? Ja, das ist alles. Das ist seine Größe, daß er diese Ordensfrauen lehrte, klein zu sein und für die Kleinen zu sorgen. Damit hat er seine schönste Tugend, die kindliche Demut, zum unverlierbaren Erbe einer Kongregation gemacht, welche durch die Jahrhunderte fortblüht; damit hat er unzählige Ableger derselben in den Boden der Menschheit eingesenkt; damit hat er sein schönes Beispiel fortgepflanzt und unsterblich gemacht auf Erden. Damit hat er seinem Vaterland und vielen andern Ländern durch Jahrhunderte hindurch eine

fast nicht mehr zählbare Schar von Müttern geschenkt, von Müttern im edelsten Sinne des Wortes. Eine gute Mutter — weißt du, was das ist? Denke an deine eigene Mutter. Hunderte von Müttern, die nur einer einzigen Aufgabe leben: Tausende von Kindern zu Kindern Gottes zu machen — welch ein Schatz für die menschliche Gesellschaft, welch eine Wohltat, welch ein Segen, welch ein Beitrag zur Hebung des Volkes, zur Verbesserung der sittlichen Zustände, zur Bekämpfung des Sündenelendes, zur Förderung des Reiches Gottes! So für die Kleinen sorgen, welch eine Großtat! Wie könnte man besser für die Zukunft sorgen? Die Kleinen sind ja die Zukunft.

Ja, er hat gut gewählt und richtig entschieden. Auch an ihn ist des Heilandes Wort ergangen: Wenn du mich liebst, weide meine Lämmlein (Jo 21, 15); und er übergibt sie seinen Klosterfrauen und mahnt auch sie: Vergesset es nicht, es sind *seine* Lämmlein; und er vergißt es nicht und sie vergessen's nicht, und so ist der ganze Segen des guten Hirten mit ihnen. Wie seine Herde sich rasch vermehrt! Wie die Zahl der Klöster fast mit jedem Jahre zunimmt! Wie die Schar seiner Töchter immer größer wird! Wie sie herbeieilen, die Kinder, die keine Mutter mehr haben, die eine Mutter haben und doch keine, die eine gute Mutter haben und gute Mütter dazu gewinnen!

Da unser Heiliger am 9. Dezember 1640 sein Haupt zum Sterben niederlegt, da stirbt er als Patriarch einer großen Familie, beweint von Hunderten. Als neunzig Jahre später, am 29. Januar 1730, Papst Benedikt XIII. ihn selig sprach und ihm die Ehre der Altäre zuerkannte, war seine Familie auf Tausende angewachsen. Und jetzt, da am 27. Mai die Hand des glorreich regierenden Heiligen

Vaters Leo XIII. seinen Namen in die Annalen der Heiligen eintrug, ist seine Familie fast unzählbar geworden wie die Sterne des Himmels, und es wogen und rauschen ineinander die Jubelchöre all derer, welche bereits drüben in der Verklärung mit dem Heiligen vereinigt sind, und die Freudenlieder seiner geistlichen Töchter auf Erden und der zahllosen Kinder, die einst in seiner Familie erzogen wurden oder jetzt ihr angehören.

Welch ein Schauspiel! Wir können es nicht überschauen, nicht einmal soweit es auf dieser Erde sich abspielt. Wenn wir aber erst sehen könnten, was droben im Himmel vor sich geht! O, das Sonnenauge des Glaubens und der heiligen Freude dringt in dieser Stunde durch die Wolken. Schauet hinauf! Sehet ihr ihn? Ja, das ist seine Gestalt, das sind seine milden, kindlichen Züge. Welch ein Glanz! welch eine Glorie! Und um ihn versammelt seine verklärte Familie. Welch eine leuchtende Schar! Sehet ihr sie, die ihm zunächst steht? Das ist seine erste geistliche Tochter, seine treueste Mitarbeiterin und Mitstreiterin, Alix Le Clerc, die Mutter Theresia von Jesus. Und dort auch sie, die letztverstorbene Mutter dieses Hauses, die unvergeßliche Superiorin Alix Regnier, und viele, viele Frauen, die einst in diesem Hause beteten, arbeiteten, kämpften!

Wir sehen sie, sie sehen uns. Er schaut herab auf uns. Ehrwürdige Frauen, er schaut herab auf Sie, Ihr verklärter geistiger Vater, mit einem Blick voll Milde und Güte, voll Segens und voll Trostes. Dieser Blick ruft Ihnen zu das Wort des Herrn: Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich. Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, nimmt mich auf

(Mt 18, 5). Er ruft Ihnen zu: Weidet seine Schäflein, seine Schäflein, vergesset es nicht, des ewigen Hirten eigene Schäflein. Er ruft Ihnen zu: Harret aus, harret aus und verzaget nicht. Kurz ist die Arbeit, die Glorie ewig.

Er schaut herab auf euch, ihr Kinder, und umfängt euch mit seiner Vatergüte und breitet weit die Arme aus und spricht: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Nur wenn unter euch Kinder wären, Kinder den Jahren, aber nicht der Gesinnung nach, Kinder, aber nicht Kinder Gottes, auf denen würde sein Blick flammend haften bleiben und ihnen würde er voll strafenden Ernstes zurufen: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen. Sein strahlender Blick dringt tief in euer Herz. Er mahnt euch zur Dankbarkeit, zum Gehorsam, zum Fleiße, zur Herzensreinheit, zum Gebet — o, er wird euch viel sagen, wenn ihr heute eifrig zu ihm betet.

Ja, er schaut herab auf uns alle. Möge sein Blick, möge seine Gestalt, möge sein Vorbild weiterpredigen — mir geziemt es zu schweigen. Nicht die Predigt ist der Hauptteil unserer Feier. Wir haben Höheres — jenes Opfer, das der Selige kaum feiern konnte, ohne in andere Welten entrückt zu werden, jenes hochheilige Opfer, in welches wir gewohnt sind, alle Freude und alles Leid, alle Anliegen und Bedürfnisse, alle Vorsätze und Entschließungen niederzulegen. Amen.

St Bonifatius, der Patron Deutschlands[1].

Misericordia Domini, quia non sumus consumpti — Erbarmen des Herrn ist es, daß wir nicht sind verzehrt worden! So dürfen wir wohl nach dieser Schreckensnacht aus dem Grunde unseres Herzens beten; so betet dieses Gotteshaus mit uns. Misericordia Domini, quia non sumus consumpti! Ohne Gottes sichtbaren gnädigen Schutz, ohne, dürfen wir beifügen, ohne des hl. Bonifatius mächtige Fürsprache wäre dieser herrliche Tempel vom Feuer verzehrt, wäre unsere Jubiläumsfreude verzehrt worden von Gram und Weh, hätten wir selbst uns verzehren müssen in Trauer und Sorge. Barmherzigkeit des Herrn ist es, daß wir nicht sind verzehrt worden — ihm sei Lob, Preis und Dank.

Nachdem er so gnädig größeres Unheil abgewendet und inmitten aller Heimsuchung uns fast wunderbar seine Güte hat erfahren lassen, fahren wir fort in unserer kirchlichen Jubelfeier, welche ja nur seine Ehre zum letzten Ziel und Zweck hat, fahren wir fort in der Verehrung des hl. Bonifatius, der auch in dieser Nacht sich wieder als unser Patron und als Schirmherr dieses Domes erwiesen hat.

Heute ist sein Todestag. Heute vor 1150 Jahren hat die deutsche Erde das Blut dieses Märtyrers getrunken. Heute empfing das heilige Haupt, das wir gestern im Triumphe durch die Straßen trugen, heute empfing es, gedeckt mit dem Evangelienbuch wie mit einem Helme, den tödlichen Schwertstreich, so daß das Blut einfloß in die

[1] Predigt, gehalten beim Bonifatiusjubiläum im Dome zu Fulda am 5. Juni 1905 (am Morgen nach dem Brande des Domturmes).

heiligen Blätter und im Tode noch die Wahrheit des Evangeliums beurkundete, welche der Mund nicht mehr zu bezeugen vermochte. Am 5. Juni 755 wollte St Bonifatius im Friesenlande bei Dokkum seinen Katechumenen das Sakrament der Firmung spenden; da überfiel ihn eine heidnische Rotte, und anstatt mit Chrisam wurden seine Firmlinge mit seinem Blute gestärkt zum Bekenntnis des Glaubens, und mit seinem Blute und dem seiner zweiundfünfzig Gefährten ward besiegelt die Bekehrung Frieslands und Deutschlands.

An diesem großen Gedenktag wallt das Andenken an den hl. Bonifatius in ganz Deutschland auf wie Weihrauch (Sir 49, 1), ganz besonders in hiesiger Stadt, welche ihn als Gründer und Stifter verehrt, und ganz besonders in diesem Dome, welcher den kostbaren Schatz seiner Reliquien birgt. Sie frohlocken heute, um mit der Schrift zu reden, diese gedemütigten Gebeine (Ps 50, 10), einst zerschlagen und zermalmt, nun auf Erden schon verherrlicht und der Verklärung entgegenschlummernd. Sie hauchen den starken, süßen Duft des Martyriums aus und erquicken und stärken damit unsere Seelen. Ja, wir können von Bonifatius sagen, was die Schrift von Elias sagt: daß sein toter Leib noch weissage (Sir 48, 14), was im Hebräerbrief von Abel gesagt ist: daß er noch nach dem Tode rede, mortuus adhuc loquitur (Hebr 11, 4).

Kommet, wir wollen auf seine Stimme hören. Kommet, ich führe euch zu ihm mit denselben Worten, mit welchen einst in schwerer Zeit Judas der Makkabäer im Traumgesichte vom Hohenpriester Onias auf den Propheten Jeremias hingewiesen wurde: Dieser ist der Freund der Brüder und des Volkes Israel; dieser ist es, der so viel

betet für die ganze heilige Stadt (2 Makk 15, 14). Ja, von ihm, dem großen Freunde der Brüder und des ganzen deutschen Volkes, von ihm, dem mächtigen Fürbitter für Deutschland an Gottes Thron, habe ich euch eine Botschaft auszurichten. Sie besteht in den kurzen Mahnungen: Liebet eure Brüder und betet für sie; liebet euer Volk und euer Vaterland und betet für dasselbe. Öffnet euer Herz diesen Mahnungen; das Herzblut unseres Apostels haftet an ihnen.

*

Was ist es mit diesem Mönche Winfried drüben in England, im stillen Benediktinerkloster? So jung er ist, so ist er doch schon ein gefeierter und gesuchter Lehrer, und alles verheißt ihm eine ruhmvolle wissenschaftliche Laufbahn. Alles ist mit ihm zufrieden, aber er ist unzufrieden mit sich selbst und mit seinem Gelehrtenberuf. Wie dem Paulus im Traum ein Mazedonier erschien und ihm zurief: Komm und hilf uns, so ist ihm in stiller Nacht einmal über das Meer herüber ans Ohr geklungen der Ruf eines großen Volkes: Komm herüber und hilf uns. Von da an läßt ein unbezwingbares Heimweh nach seinen stammesverwandten Brüdern in Deutschland ihn nicht mehr zur Ruhe kommen.

Nach einem mißglückten Versuche gelingt es ihm endlich im Jahre 719, ausgestattet mit Vollmacht und Sendung des Papstes, auf deutschem Boden Fuß zu fassen und in seinen eigentlichen Beruf als Missionär einzutreten. Den Namen Jesu im Herzen und auf den Lippen, durchwandert er fast vierzig Jahre lang Deutschland von einem Ende zum andern, vom Nordseestrande bis zum Rande der Alpen, von der unteren Maas bis zum Ufer der Elbe. Durch Thüringen,

Hessen, Bayern, Franken, Friesland zieht er unablässig die segensreichen Kreise seines apostolischen Wirkens, unermüdlich in rastlosem Reisedrang, in heiliger Wanderlust[1], einzig nur darauf bedacht, wie er gerne mit dem Apostel sagt[2], daß das Wort Gottes eilends laufe und verherrlicht werde (2 Thess 3, 1), daß der Wohlgeruch der Erkenntnis Gottes sich überallhin ausbreite (2 Kor 2, 15).

Als seine erste und nächste Aufgabe erkennt er es, die bereits gläubig gewordenen deutschen Brüder zu sammeln und weiter zu fördern im christlichen Glauben und Leben. Denn nicht er erst brachte den Namen Jesu und das Wort vom Kreuze nach Deutschland. Schon in früheren Jahrhunderten hatte ein ganzer Stab von heiligen Missionären fast in allen deutschen Gauen den Samen des Evangeliums ausgestreut. Aber vielerorts war die Saat vom Heidentum wieder zertreten worden, oder sie war vom Unkraut der Laster überwuchert, oder sie drohte vom Schlinggewächs des Aberglaubens und von den Nesseln des Irrglaubens erstickt zu werden. Da ist er denn unablässig an der Arbeit und unermüdlich im Kampfe gegen die Irrlehrer, die falschen Propheten, die schlechten Hirten, gegen die Verwüster der Kirchen und Verführer des Volkes. Mit scharfer Sichel, sagt er selbst, müsse er das Unkraut mit der Wurzel ausrotten, damit nicht des Herrn Weinberg, die Kirche Deutschlands, verdorben werde durch Reben aus dem Weinberge Sodoms und durch Ableger aus Gomorrha, und nicht sein Wein zu Drachengalle und unheilbarem Schlangengift werde[3]. O ihr Unverständige, so rief er wohl mit dem

[1] Amor peregrinationis, sagt er selbst Ep. 31.

[2] Ep. 18 22 36.

[3] Ep. 52 nach Dt 32, 32 f.; vgl. Ep. 12.

Apostel den Abgeirrten und Abgefallenen zu, wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet, euch, denen doch Christus vor Augen gestellt wurde, gekreuzigt für euch (Gal 3, 1). Aber mit der ganzen Liebe des Apostels konnte er auch allen seinen deutschen Glaubensbrüdern bezeugen: Wir haben so heiß nach euch begehrt, ganz bereit, nicht nur das Evangelium euch darzubieten, sondern auch unser Leben, weil ihr uns gar so lieb geworden seid (1 Thess 2, 8).

Wie lieblich und erbauend wäre es, allen Spuren dieser sorgenden, hütenden, kämpfenden Bruderliebe des hl. Bonifatius nachzugehen in den Schriften, die wir von ihm haben oder die von ihm berichten, in den Ländern, die er einst durchwanderte, ganz besonders an dieser seiner Lieblingsstätte Fulda! Wir erkennen die Weisheit dieser Bruderliebe vor allem in der Gründung von Bistümern, wodurch die Herde der Gläubigen in feste kirchliche Verbände eingeordnet wurde. Wir begegnen der Klugheit dieser Bruderliebe und Hirtenliebe in den deutschen Nationalkonzilien, welche Bonifatius einberuft zur Abbestellung von Mißbräuchen und Mißständen, zur Förderung des religiös-sittlichen Lebens. Wir bewundern den unversieglichen Reichtum dieser Liebe, welche nichts hat und alles gibt und allen alles wird, so daß wir auf unsern Heiligen ein Wort des hl. Hieronymus anwenden können: Vir ditissimae paupertatis — Ein Mann von überreicher Armut[1]. Wir vernehmen den starken Herzschlag dieser Liebe in seinen Briefen, diesen köstlichen Reliquien seines Geistes und Herzens, in diesen Briefen, die uns oft zu Tränen rühren, ob er nun klage über die vielen Hindernisse des Heiles in deutschen Landen oder über die

[1] Ep. ad Demetriad., vom heiligen Papste Anastasius gesagt.

furchtbaren Stürme des deutschen Meeres, welche sein Lebensschifflein bedrohen, oder ob er in demütigem Selbstgefühl von seiner göttlichen Mission rede, oder ob er in den flehentlichsten Worten seine Brüder und Schwestern in England um ihr Gebet für Deutschlands Kirche angehe. Der Schwanengesang dieser Liebe ist sein Hirtenbrief: De unitate fidei catholicae — Über die katholische Glaubenseinheit, und ihm gibt Echo die vom Episkopat und Klerus unterzeichnete Charta verae atque orthodoxae professionis et catholicae unitatis, eine wahre Magna Charta der Glaubenseinheit und Liebeseinheit der deutschen Kirche, welche Papst Zacharias mit einem frohlockenden Schreiben beantwortet. Solcher Liebe würdigstes und glorreichstes Ende auf Erden ist der Martertod — da kann sie zu guter Letzt in heißem Strom ihr Blut hinopfern für die Brüder, da kann sie im Tode noch mit ihrem Blute ihr Arbeitsfeld begießen.

Welch ein Vorbild, diese Bruderliebe! Welch ein Vorbild, werdet ihr denken, für die Bischöfe und die Priester! Gewiß, für sie in erster Linie, und ich bin überzeugt, unter ihnen ist keiner, dem nicht an diesem Hochfeste das Beispiel des hl. Bonifatius tief in die Seele hineinleuchten und zünden würde. Aber das Vorbild gilt nicht bloß uns, es gilt auch euch. Mortuus adhuc loquitur. Bonifatius redet und predigt noch nach dem Tode. Er mahnt mit dem Apostel alle deutschen Katholiken: Liebet einander mit brüderlicher Liebe! Nehmet Anteil an den Nöten der Heiligen, d. h. eurer Glaubensbrüder, der geheiligten Kinder der Kirche (Röm 12, 10 13). „Wenn jemand fragt", sagt Bonifatius selbst[1], „wer der Nächste sei, so wisse er, daß jeder

[1] Ep. 7.

Christ mit Recht Nächster zu nennen sei, weil wir alle in der Taufe zu Kindern Gottes geheiligt werden, damit wir Brüder seien im Geiste, in vollkommener Liebe."

Diese Mahnung ruft er laut und eindringlich hinein in eine Zeit, in welcher, wie der Glaube und die Liebe, so auch das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für andere in so bedenklichem Maße schwindet. Wehe, die Gefahren für den Glauben und die Unschuld haben sich in unsern traurigen Zeiten verhundertfacht, und da leben selbst katholische Christen in dem Wahn, die Fürsorge für das Seelenheil anderer, selbst der Nächststehenden, gehe sie nichts an, das sei Sache der Seelsorger. Selbst in katholischen Familien vergißt man das scharfe Wort des Apostels: Wenn jemand für die Seinigen, besonders seine Hausgenossen, nicht sorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist schlimmer als ein Ungläubiger (1 Tim 5, 8). Eltern kümmern sich nicht mehr um das Seelenheil ihrer Kinder. Väter, Mütter verraten und verkaufen ihre eigenen Kinder schon vor der Geburt und berauben selber sie kaltblütig des heiligen Glaubens und aller Gnadenmittel der Kirche. Eltern sehen sorglos zu, wie ihre kaum der Schule entwachsenen Söhne und Töchter den Weg des Verderbens einschlagen und ihre religiösen Pflichten vernachlässigen, gehen darüber weg mit einem eisigen: Habet aetatem, er ist alt genug, er mag tun, was er will. Auf die Frage: Wo ist dein Bruder? antwortet man trotzig mit Kain: Ich weiß es nicht; bin ich denn der Hüter meines Bruders? Schäme dich dieser Kainsrede. Ja, du solltest der Hüter deines Bruders sein und wirst sein Mörder. Ihr sollet die Hüter eurer Kinder, eurer Angehörigen, eurer Pflegebefohlenen sein, ihr gleichgültige Eltern, ihr herzlose Verwandten, ihr pflichtvergessene

Vorgesetzten, und wenn sie verloren gehen, so seid ihr mitschuldig, falls ihr sie nicht behütet, gewarnt, zurechtgewiesen habt.

O, wenn alle die Mahnung des Apostels befolgen würden: Der eine nehme sich des andern an, gleich wie auch Christus sich eurer angenommen hat, zu Gottes Ehre (Röm 15, 7), wenn die Gattenliebe, Elternliebe, Kindesliebe, Bruderliebe die Seele und das Seelenheil der Geliebten nicht ausschließen, sondern vor allem andern ins Herz schließen würde, wenn alle Guten und Eifrigen nach des Heilandes Weisung ihr Licht leuchten lassen würden vor den Menschen und es ausstrahlen würden in ihre ganze Umgebung, wenn der eine der gute Engel und Seelsorger des andern sein wollte, jeder dem Nächsten gefällig zum Guten, zur Erbauung (Röm 15, 2) -- wieviel besser stände es um uns! Wahrlich, es gäbe nicht so viel Abtrünnige, Fahnenflüchtige, Feiglinge, so viele halbe, verschlafene Katholiken.

Besondern Anspruch auf unsere Bruderliebe können aber erheben unsere Glaubensgenossen in der Diaspora, oft ohne Schule, Kirche, Seelsorger, meist so bedrängt, so verfolgt, so gefährdet. Unser Heiliger selbst, er, der so oft die Seinigen ermahnte: Schmücket euch mit guten Werken, gebet Almosen den Armen Christi, er hat für die Katholiken in der Diaspora, diese hilfsbedürftigsten Armen Christi, einen eigenen Verein gegründet, den Bonifatiusverein. Ja, ich darf sagen, er hat ihn gestiftet; durch seinen Namen, seinen Geist, sein Beispiel, sein Gebet ward er ins Leben gerufen und ist er zu einer Macht geworden, welche unermeßlich segensreich wirkt. O heiliger Bonifatius, du treuer Freund der Brüder, wir alle, die wir hier versammelt sind, geloben es bei deinen heiligen Gebeinen, bei deinem Blute, das

heute floß, und die heutige Nacht soll es mit Flammenschrift unaustilgbar uns ins Gedächtnis schreiben: Wir wollen alle eifrige, opferwillige Mitglieder des Bonifatiusvereins sein und bleiben und den Glaubensbrüdern in der Diaspora ein besonderes Maß von Liebe, Sorge, Gebet zuwenden. Du, der du so viel betest für dein Volk und in deinem verklärten Gebete dein Erdenwirken in Deutschland fortsetzest, erflehe uns eine wahre, eifrige, opfernde, seelsorgerliche Bruderliebe gleich der deinen.

*

Wir haben unsern Heiligen kennen gelernt als einen Freund der Brüder; lasset nun ihn uns betrachten als Freund des ganzen Volkes. Ihm genügt es nicht, als guter Hirte die Schäflein Christi, die er in Deutschland vorfindet, zu sammeln und zu weiden: er will die Herde Christi vermehren und alle Deutschen zu Christus bekehren; er will wie der Apostel die Heiden zum Gehorsam bringen durch Wort und Tat, durch die Kraft der Zeichen und Wunder, durch die Kraft des Heiligen Geistes, und alles mit dem Evangelium Christi erfüllen (Röm 15, 18). Von Gottes Vorsehung hat er das deutsche Land als Missionsland zugewiesen erhalten; mit der Unersättlichkeit des Eroberers ruht und rastet er nicht, bis er, soweit immer möglich, das ganze Land für Christus gewonnen, dem Götzendienste und dem Fürsten der Hölle abgerungen.

Er hat erkannt, wie viel edles Gold das Gemüt dieses Volkes birgt; er will es mit den Flammen der Liebe, durch das Feuer der Gnade flüssig machen und von Schlacken reinigen. Er will mit Gottes Gnade die ungebrochene, noch halbwilde germanische Naturkraft veredeln, bilden, auf das

Gute richten. Er will die sprichwörtliche germanische Treue adeln durch die höchste Form von Treue, durch die Treue gegen Gott. Er will die Mannhaftigkeit und Arbeitsamkeit dieses Volkes nach den höchsten Zielen lenken. Dieses Volk mit seinen herrlichen Talenten und Anlagen heben, kultivieren, christianisieren, sein Deutschland wahrhaft groß und glücklich machen — das erkannte er als seine Aufgabe, das war sein Ehrgeiz, das bildete den Inhalt seiner Gebete, dafür rief er ganz England zum Gebete auf.

Ach, man redet heutzutage so viel von sozialem Wirken, von nationalem Empfinden, von Kultursinn und Kulturdrang, und der moderne Mensch redet davon mit einem Selbstgefühl, als hätte er all das zum erstenmal erfunden. Schauet hinein ins Leben des hl. Bonifatius — finden wir da nicht all das in edelster Form, in heroischem Grade? Man sage nicht: Das tat er doch alles nur vom beschränkten Standpunkte des Priesters, der Kirche aus; das war doch alles einseitig auf das Seelenheil, auf das Jenseits hin berechnet. Geliebte, wer die Seele bildet, bildet den ganzen Menschen; wer die Volksseele erzieht, zivilisiert das Volk; wer den Menschen wahrhaft gläubig macht, hebt sein ganzes geistiges Leben; wer ihn sittlich macht, macht ihn auch brauchbar und arbeitskräftig und widerstandsfähig für den irdischen Beruf, für den Kampf ums Dasein.

Gewiß, bei Bonifatius wie beim hl. Paulus ging des Herzens Wunsch und Flehen zu Gott dahin, daß seine Pflegebefohlenen selig werden möchten (Röm 10, 1). Aber dieses Streben schloß nicht aus, sondern schloß in sich das Streben nach geistiger Ausbildung, Zivilisierung, Kultivierung des deutschen Volkes. Sehet, seiner persönlichen Wirksamkeit auf seinen zahllosen Missionsreisen gab er Nachhalt und

Rückhalt durch Gründung von Klöstern. Das waren aber nicht bloß Hochburgen christlichen Glaubens und Lebens, das waren zugleich Kulturstätten ersten Ranges, und durch sie wurde das deutsche Volk ebenso im Ackerbau und in den Gewerben wie in den Künsten und Wissenschaften unterwiesen. Aus Englands Klöstern holte er Lehrer für die deutschen Jünglinge, auch edle Frauen zur Unterweisung und Erziehung der weiblichen Jugend. Thekla, Lioba, Walburgis, Chunihild — eure Namen sollen in Ehren genannt werden, und wenn man die Männer aufzählt, welche um deutsche Kultur sich verdient gemacht haben, sollte man wahrlich Bonifatius nie vergessen.

Den stärksten Halt aber gab er seinem Werke der Christianisierung und Zivilisierung Deutschlands dadurch, daß er es mit festen Klammern mit dem Felsen Petri, mit Rom verband; diesem Zweck vor allem dienten seine mehrmaligen Reisen nach Rom. Doch gerade dies hat man in unsern Zeiten ihm schwer verargt. Daß er, wie man sagt, sich selbst und Deutschland mit Leib und Seele dem Römischen Stuhl verschrieben, das will man ihm nicht verzeihen; um dessentwillen versagt ihm ein großer Teil des deutschen Volkes die verdiente Ehre und den gebührenden Dank. Hier, meint man, sei bei ihm die Liebe zur Kirche übermächtig geworden über die Liebe zu Deutschland.

Wir aber wissen, daß das nicht der Fall war, daß in seinem Herzen die Liebe zur Kirche mit der Liebe zu Deutschland sich zu einer Flamme einigte. Eine deutsche Nationalkirche hat er freilich nicht gegründet; er hätte damit Deutschland einen schlechten Dienst erwiesen, und die Stiftung hätte kaum den Stifter überlebt. Er verband die deutsche Kirche unlöslich mit der römischen, weil er wußte, daß er damit

nicht nur der römischen Kirche wertvollen Zuwachs, sondern auch Deutschland den größten Gewinn brachte. Durch den Anschluß an Rom, den Mittelpunkt der Kirche, stellte er für alle Zeiten sicher die Christianisierung Deutschlands; durch den Anschluß an Rom, die erste und einzige Kulturmacht der damaligen Welt, stellte er für alle Zeiten sicher den Kulturfortschritt Deutschlands. Durch die kirchliche Einigung Deutschlands und die Vereinigung mit Rom arbeitete er der staatlichen und politischen Einigung Deutschlands vor und legte er das Fundament, auf welchem Karl der Große das mächtige heilige römische Reich deutscher Nation aufrichten konnte. Wahrlich, er hat auch da sich als Freund des ganzen Volkes erwiesen und uns ein schönes Beispiel der Vaterlandsliebe hinterlassen.

Was hört man da neuerdings wieder für seltsame Reden durch die Luft schwirren? Katholisches Christentum und deutsches Wesen seien, sagt man, unversöhnliche Gegensätze; der germanische Charakter sei innerlich antikatholisch und antirömisch, und die Bekämpfung der römischen Kirche sei der Hauptberuf der germanischen Nation; wo Deutschtum und Katholizismus verbunden sei, müsse notwendig entweder das eine oder das andere verkümmern. Ein großes, berühmt gewordenes Buch ist geschrieben worden, um diese Sätze zu beweisen, und man müßte wieder ein Buch schreiben, um sie zu widerlegen, um darzutun, wie grundfalsch und unbewiesen und unbeweisbar sie sind.

Hier können wir nur und müssen wir mit der ganzen Kraft unserer Überzeugung gegen diese Sätze lauten, feierlichen, flammenden Protest einlegen. Nein, wir haben noch nie in uns etwas verspürt von dem angeblichen Widerstreit zwischen germanischem Charakter und katholischer Religion.

Wir sind uns bewußt, weder minderwertige Deutsche zu sein deswegen, weil wir katholisch sind, noch minderwertige Katholiken zu sein deswegen, weil wir Deutsche sind. Wir nennen uns mit demselben Stolze, oder besser gesagt mit demselben Dank gegen Gott deutsche Katholiken und katholische Deutsche; denn beides, von Gott in Gnaden verbunden, macht unser Wesen aus und schließt unsere Lebensaufgabe in sich.

Ich weiß nicht, was uns mehr an der Ehre angreift und uns weher tut, wenn man auf Grund unseres katholischen Bekenntnisses unsere Vaterlandsliebe anzweifelt, oder wenn man auf Grund unserer deutschen Abstammung unsere kirchliche Gesinnung verdächtigen wollte. Würde man es uns aber auch noch so schwer machen, unserem Vaterlande in Freuden zu dienen und unser ganzes Volk in Liebe zu umschließen, wenn auch andersgläubige und ungläubige Deutsche sich zum Kriege gegen uns sammeln unter dem häßlichen Rufe: „Los von Rom!“ „Rom ist der Feind!“ — heiliger Bonifatius, wir bleiben deine treuen Söhne und Töchter, dein Vorbild stärkt uns, deine Liebe lebt in uns!

Nein, wir werden nicht aufhören, unser Vaterland zu lieben und ihm zu dienen; wir werden mit allen Kräften mitarbeiten, um zu erhalten und zu bewahren, was von dem Grundgehalte des alten deutschen Charakters noch vorhanden und noch zu retten ist, von dem leider in diesen traurigen Zeiten so sehr zurückgegangenen Kapital von deutscher Treue, Redlichkeit und Ehrlichkeit, von deutscher Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Keuschheit. Wir werden stets eintreten für des deutschen Volkes höchste Güter, für seinen heiligen christlichen Glauben, seine Religiosität und Frömmigkeit.

Nach dem Beispiel des hl. Bonifatius lieben wir unser ganzes deutsches Volk, lieben es mit doppelter Liebe, da es vielfach so innerlich krank und unglücklich ist, lieben unsere andersgläubigen Brüder — lieben wollen wir sie, nicht tolerieren, lieben selbst die, welche uns als unversöhnliche Feinde entgegentreten und den Krieg gegen uns und den Haß gegen Rom auf ihre Fahne geschrieben haben. Wir fürchten sie nicht, aber wir hassen sie noch weniger; wir lieben sie, weil und wie wir auch die Feinde lieben, und weil wir sie lieben und das Vaterland lieben, tragen wir jene große Trauer und jenen beständigen Schmerz um sie in der Seele, womit der Apostel seiner Brüder dem Fleische nach gedachte (Röm 9, 1 ff), trauern über die unselige Verblendung, trauern über den verderblichen Bruderzwist, welcher zum Unheil für das Vaterland die deutschen Christen entzweit zu einer Zeit, wo sie mehr als je einig sein sollten im Kampfe gegen die Großmacht des Unglaubens, gegen die öffentliche Unsittlichkeit, gegen die Mächte des Aufruhrs und Umsturzes.

O, wie dieser Schmerz uns in der Seele brennt! Für ihn gibt es keine bessere Linderung und für unsere Liebe zum Vaterlande keinen schöneren Ausdruck und für unsere Predigt keinen passenderen Schluß als das Gebet für unser Vaterland.

Und da betet er uns vor, er, der große Freund der Brüder und des Volkes, er, der so viel betet für das ganze Volk und der sein Wirken in den deutschen Landen in seinem verklärten Gebete für Deutschland am Throne Gottes fortsetzt. Er betet vor an diesem seinem Todestag und wir beten mit:

Himmlischer Vater, segne Deutschland, schütze Kaiser und Reich, erleuchte die Fürsten, erhalte das Volk in deiner Furcht und in deinen Geboten.

Jesus Christus, Gottessohn und Gottmensch, segne Deutschland, segne deine heilige Kirche in Deutschland, segne dein Erbteil, durch dein Blut und das Blut so vieler Märtyrer erkauft, erhalte diesem Volke seinen heiligen christlichen Glauben und sei du sein guter Hirte.

Göttlicher Heiliger Geist, segne Deutschland, schütze es gegen die Höllengeister des Unglaubens, der Unzucht und der Unmäßigkeit, schenke ihm den Frieden — den Frieden nach außen, den Frieden im Innern, den Frieden zwischen den Ständen und Klassen, den Frieden zwischen den Konfessionen, den Frieden mit Gott. Amen.

Predigt bei der Grundsteinlegung einer Kirche[1].

Nicht eines großen Werkes Vollendung zu feiern, sondern eines großen Werkes Anfang zu weihen, sind wir an dieser Stelle versammelt. Da, wo dereinst die neue katholische Garnisonskirche Ulms sich erheben soll, wo in Bälde, so Gott will, gewaltige, kunstgerecht gegliederte Mauern einen heiligen Raum umfrieden, wo mächtige Pfeiler aufragen und ihre kühnen Bogen einander zusenden und ein künstlich gewölbtes Firmament in Schwebe halten werden, da sehen wir vorerst bloß wuchtige, massive Fundamente aus dunkeln Tiefen aufsteigen, welche nur den Kundigen des künftigen Baues Plan und Art ahnen lassen. Aber gut angefangen ist halb vollendet, und die Legung dieser Grundmauern war

[1] Der Garnisonskirche in Ulm am 17. Mai 1902.

selbst schon ein großes und herbes Stück Arbeit. Darum ist es wohl berechtigt, daß wir nach altem Brauch die Vollendung dieses ersten Teiles des Werkes feiern, die Fundamente segnen, ehe ihnen die Riesenlast des Baues aufgeladen wird, und den Grundstein legen, der Tiefbau und Hochbau verbindet.

Zu dieser Feier, die uns um unsern König versammelt hat, sendet der Völkerapostel uns eine Botschaft des Heiles, das Wort, das er einst an seinen Jünger Timotheus schrieb: Fest steht der Grundbau Gottes, und er hat dies Siegel: Gott kennt die Seinigen, und: Es stehe ab von Ungerechtigkeit jeder, welcher den Namen des Herrn anruft (2 Tim 2, 19). Daß auch hier feststeht der Grundbau Gottes, das macht uns den Grundstein, den wir heute legen, zu einem Denkstein heiliger Freude. Daß seine Inschrift lautet: Der Herr kennt die Seinigen, das macht ihn uns zu einem Eckstein heiliger Zuversicht. Und weiter schreibt der Finger des Apostels auf ihn das Wort: Es stehe ab von Ungerechtigkeit jeder, welcher den Namen des Herrn anruft; damit macht er ihn uns zum Markstein und Merkstein heiliger Vorsätze.

Fest steht der Grundbau Gottes. Wohl ist es Menschenwerk, was wir da aus der Erde dunklem Schoß aufragen sehen, das Werk des schöpferischen und berechnenden Geistes des Baumeisters, und das Werk von hundert fleißigen Händen, gekittet mit der Arbeit heiligem Schweiß. Und doch ist es Gottes Grundbau, weil das Fundament eines Gottesbaues, gelegt von Gottesglauben und Gottesfurcht, gelegt zu Gottes Ehre und Gottes Dienst, und heute soll es mit Gottes Segen betaut und durchdrungen werden. Er steht

fest, dieser Grundbau Gottes, wenn auch sein sicheres und unerschütterliches Standlager abgetrotzt werden mußte den widerstrebenden Elementen, den unheimlichen Mächten der Tiefe. So wird er zu einem erfreuenden Sinnbilde der Unerschütterlichkeit und Unüberwindlichkeit der heiligen Sache Gottes, der christlichen Religion, und der Grundstein, den wir dem Fundamente gleichsam zum König setzen und den der Hammerschlag von königlicher Hand auf seinen Standort festigen wird, er ist ein schönes Symbol dessen, der nach der Schrift der Baustein ist, den die Bauleute verworfen haben, der aber doch zum Eckstein einer neuen Welt wurde — zum Symbol Jesu Christi, des Gottessohnes, unseres höchsten Königs und Herrn. Darum ist er ein Denkstein heiliger Freude für die christgläubige Seele, ein steinernes Zeugnis, daß annoch Christus lebt und siegt und regiert, und daß die finstern Gewalten des Unglaubens und Umsturzes ihn nicht überwinden und aus der Welt hinausdrängen können.

Mit dem Apostel lesen wir auf diesem Denkstein die geheimnisvolle und verheißungsvolle Inschrift: Gott kennt die Seinigen. Die auch in argen Zeiten, in einer glaubens- und liebearmen Welt sich an Gott halten und ihm treu bleiben, die offen eintreten für Gottes heilige Sache und ihr eigenes Leben auf des Glaubens Grundlage gestellt haben, denen das Gotteshaus noch etwas bedeutet und die mit dem Psalmisten sprechen können: Ich liebe, o Herr, den Schmuck deines Hauses und den Ort deiner Wohnung (Ps 25, 8) — Gott kennt sie alle und hat sie gezählt und ihre Namen in seine Hand gezeichnet, er wird sie in seine Obhut nehmen und mit ihnen sein im Leben und im Sterben. Gott kennt den Kaiser und den König, der ihm die Ehre gibt, weil er weiß, daß er seine Macht von Gott zu Lehen

trägt, der den Mut hat, in einer Welt voll Unglauben sich offen zu Christus zu bekennen. Gott wird ihn schützen und Christus seine Regierung segnen, denn annoch ist es Christus, der regiert im Himmel und auf Erden. Gott kennt den braven Soldaten, der im Geiste der Gottesfurcht, der Treue und des Gehorsams dem Vaterlande mit der Waffe dient, stets bereit, pro aris et focis — für Altar und Herd zu kämpfen und Blut und Leben hinzugeben, der über der Soldatenpflicht seine religiöse Pflicht, über dem Gehorsam gegen die Menschen den Gehorsam gegen Gott nicht vergißt; er wird ihn segnen und sein Helfer und Beschützer sein in schweren Tagen, in Not und Drangsal. Gott, der die Seinen kennt, wird auf unser demütiges Flehen dieses Werk, das zu seiner Ehre unternommen wurde, in seinem Anfange segnen und in die Höhe steigen und glücklich zur Vollendung kommen lassen. Er wird diesen Grundstein zum Zeichen und Zeugen seiner Hilfe und seines Schutzes und zum Denkstein heiliger Zuversicht für uns machen. Er wird dieses Gotteshaus zu einem Hause des Heiles werden lassen fürs ganze Vaterland, zu einer Hochschule der Gottesfurcht für das Heer, jener Furcht, welche die Quelle der besten Soldatenkraft und des höchsten Soldatenmutes ist, jener Furcht, welche nichts auf der Welt zu fürchten braucht, weil sie Gott im Himmel fürchtet.

Die zweite Inschrift lautet nach dem Apostel: Es stehe ab von Ungerechtigkeit jeder, welcher den Namen des Herrn anruft. Sie gemahnt uns daran, daß Christus es auch jetzt noch ist, welcher gebietet — Christus imperat. Was gebietet er? Was predigt sein Beispiel? Was lehrt jeder Zug seines Lebens und jedes Wort seines Mundes? Es stehe ab von Ungerechtigkeit

jeder, welcher sich zu mir bekennt und mein sein will; dann allein ist sein Glaube gesund und seine Hoffnung echt und seine Liebe lebendig; dazu hole er bei mir, dazu hole er in der Kirche sich Kraft, die übernatürliche Kraft, welche nötig ist, um der Macht der Ungerechtigkeit in der heutigen Welt zu widerstehen, um das ungerechte Begehren der verdorbenen Natur zu überwinden. Es enthalte sich von Ungerechtigkeit jeder, der den Namen des Herrn anruft. Das ist die rechte Losung für den Soldaten, ein Armeebefehl des himmlischen Königs Jesus Christus. Soldaten! folget diesem Heerbefehl; suchet nicht in Sünden und Schlechtigkeiten, nicht in Unmäßigkeit und Unsittlichkeit eine jämmerliche Entschädigung für die Beschwernisse und Lasten eures Berufes. Verbindet nicht mit striktem Gehorsam gegen die Befehle eurer irdischen Vorgesetzten einen frevlen Ungehorsam gegen Gottes heilige Gebote. Bewahret euch ein gutes Gewissen, damit ihr nicht vom Soldatenleben einst scheiden müßt, belastet mit Schuld und verfolgt von Gewissensbissen und Sündennöten, die sich euch an die Ferse heften und durchs ganze Leben hindurch nicht mehr freigeben. Gehorsam gegen Gottes Gebote und Gehorsam gegen die Vorgesetzten, Treue gegen Christus und Treue gegen König und Kaiser, Gesundheit des Leibes und der Seele, gute Dienstführung und christliche Lebensführung — das gehört zusammen zu einem tüchtigen Soldaten, und erst vereint macht es ein Heer ganz zuverlässig, kriegstüchtig, unüberwindlich.

Und nun weihen und legen wir den Grundstein. Er sei uns ein Denkstein der Freude und Zuversicht, ein Merkstein und Grenzstein unserer guten Vorsätze. Er möge unerschütterlich ruhen auf seinem Standlager, nicht wanken und nicht weichen und mit seinen starken Schultern den Bau

tragen helfen. Er möge treu bewahren als anvertrautes Geheimnis, was wir heute in ihn verschließen; möge es für Jahrhunderte in ihm verschlossen bleiben und nicht mehr ans Tageslicht noch vor eines Menschen Auge kommen. Aber freilich, indem wir Urkunde und Denkzeichen hineinlegen, rechnen wir ja selbst mit der Möglichkeit, daß doch eine spätere Generation sie zu Gesicht bekomme. Wenn dieser Fall eintritt, wenn ein grauses Geschick oder das eherne Gesetz der Vergänglichkeit und der Zeit zerfressende Macht oder des Menschen forschender Sinn dich einst von der Stelle rückt und dieses Grab der Erinnerungen erbricht, dann melde jenen Zeiten, daß ein Geschlecht dich gelegt hat, dem Gottesfurcht und Gottesglaube noch etwas galt, daß am Pfingstsamstag 1902 der Segen von oben dich geadelt hat und deine steinerne Brust erzitterte unter dem Hammerschlag eines gottesfürchtigen, für das Wohl seiner katholischen Untertanen und Soldaten treubesorgten Königs. Gott segne dich und festige dich zu deinem wichtigen Berufe! Gott schütze den König! Gott segne das Heer und unser teures Vaterland! Amen.

Predigt bei der Konsekration einer Kirche[1].

St Georg heißt das Losungswort des heutigen Tages, wie einst in England durch mehrere Jahrhunderte der Schlachtruf lautete: England und St Georg. St Georg, der ritterliche Held, der jugendliche Märtyrer, welchen die Christenheit hoch in Ehren hält, seitdem er im Jahre 303 unter Diokletian mit seinem Blute für den Glauben zeugte, dessen Namen unzählige Kirchen des Morgen- und Abendlandes

[1] Der Garnisonskirche zum hl. Georg in Ulm am 8. November 1904.

tragen, St Georg ist der Patron und Namensheilige dieser aus Mitteln des Reiches gebauten Garnisonskirche, welche wir eben eingeweiht haben.

Vollendet steht sie nun da, die St Georgskirche, deren Grundstein wir vor zwei Jahren gelegt haben. Mit seinem kraftvollen Gliedergefüge, mit seinen stämmigen Säulen, mit seinem hochragenden Turm ist der Bau selber fast anzusehen wie ein Held, der Mut und Kraft genug hat, für Jahrhunderte den Kampf aufzunehmen gegen die zerstörende Macht der Zeit. Eben ist der Held zum Gotteshelden geweiht und gesalbt worden; er hat die Taufe empfangen, und ein Strom von Segnungen ist über seinen Felsenkörper niedergeflossen; durch die Konsekration belebt und beseelt und begnadet für seinen künftigen Beruf, freut er sich mit uns, den ersten Gottesdienst zu feiern.

Zu diesem soll der königliche Sänger David auf seiner Harfe uns den Ton angeben. Hell und freudig läßt er sie erklingen im 137. Psalm: Lobpreisen will ich dich, o Gott, von ganzem Herzen, denn du hast erhört die Worte meines Mundes. Zum Lobpreis Gottes fordert heute uns alles auf, mahnt uns der verklärte Gottesheld St Georg, ladet uns ein dieser neugeweihte Gottesbau mit all seinem Bildwerk. Lobpreisen will ich dich, o Gott, von ganzem Herzen, denn du hast erhört die Worte meines Mundes — so kann heute freudig der König sagen, denn das Segenswort, das er vor zwei Jahren über den Grundstein sprach, ist von Gott in Gnaden eingelöst worden; so kann in Freuden der Bischof sprechen und alle, die damals mitwirkten, denn die Hoffnungen und Wünsche, die sie auf den Grundstein niederlegten, sehen sie nun lieblich erfüllt. Ihm, dem allmächtigen und allgütigen Gott, sei

daher Lob und Preis und Dank! Denn man kann ja sagen, dieses Haus sei von uns für ihn gebaut; aber viel richtiger ist es doch, zu sagen, daß dieses Haus von ihm für uns gebaut worden. Ihm haben wir es zu danken, daß es durch das Zusammenwirken so vieler Faktoren, durch der Baumeister Geistesarbeit und der Bauleute Handarbeit glücklich zustande gekommen, daß es ohne jeden Unfall aus der Erde Tiefen bis zum First und zur Turmspitze emporgeführt werden konnte. Ihm haben wir es zu danken, daß nun eine Gnadenstätte mehr ist auf Erden, eine Stätte des Lichtes und des Trostes mehr auf Erden, eine Zufluchtsstätte und Heimstätte mehr auf Erden, daß die katholische Militärgemeinde von Ulm aus der drangvollen Enge der alten Wengenkirche und der Notkirche in dieses ihr schönes, geräumiges Heim übersiedeln und auch der Zivilgemeinde in ihrer großen Kirchennot noch einige Hilfe leisten kann. Ihm also, dem allgütigen Gott, sei Lob und Preis und Dank!

Doch der freudige Dank soll sich verdichten und verfestigen zum kräftigen Gelöbnis, zu einem markigen Vorsatz, der nicht nur für den heutigen Tag gilt, sondern fürs Leben. Der Psalmist spricht das Gelöbnis vor, jeder spreche es nach: Angesichts der Engel will ich dir lobsingen, anbeten hin zu deinem heiligen Tempel und bekennen deinen Namen ob deiner Barmherzigkeit und Treue, weil du groß gemacht hast in allem deinen Namen (V. 2).

Ehrfürchtige Anbetung — das ist Christenpflicht und Soldatenpflicht im Gotteshause, wo auch Kaiser und König in Demut das Haupt beugt und Gott die Ehre gibt, ja wo die Engel des Himmels gegenwärtig sind und in Ehrfurcht erschauernd Wache halten und Dienst tun. Daß

Gott eine Ehrenwache von Engeln hierher entsenden wolle, darum hat der Bischof bei der Konsekration gebetet. Sie ist schon eingezogen, diese Palastwache, und hat ihren Dienst übernommen vor dem im Sakramente gegenwärtigen Gottessohn und Gottmenschen. Sie sind unsere himmlischen Festgäste, diese Engel; sie beten mit uns an, sie sammeln die Gebete der gläubigen Seelen in goldenen Schalen (Offb 5, 8); wenn aber jemand nicht zum Beten hierhergekommen wäre, Gott die Anbetung verweigern, ohne Andacht und Anstand im Hause Gottes weilen würde, gegen den müßten sie als Zeugen und Ankläger auftreten.

Das Volk ist tief gesunken, das Heer ist innerlich morsch, welches von Ehrfurcht im Gotteshause nichts mehr weiß und will. Daran hauptsächlich ging das Volk Israel zu Grunde. Nachdrücklich hat im Auftrage Gottes der Prophet es ihm eingeschärft: Das ist das Gesetz des Hauses auf der Höhe des Berges, d. h. des Hauses Gottes: Das ganze Gebiet desselben ist hochheilig; das ist das Gesetz des Hauses (Ez 43, 12). Ja der Heiland selbst hatte das Volk zurechtgewiesen durch zweimalige scharfe Züchtigung, durch Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel. Es half nichts. Das Volk fuhr fort, das Bethaus zum Marktplatze, das Gotteshaus zur Räuberhöhle zu machen. Dadurch wurde seine Verwerfung besiegelt. Das soll uns zur Warnung sein. Uns soll die Kirche als Gotteshaus und Bethaus heilig sein. Wir richten uns nach dem Vorbilde der heiligen Engel. Wir folgen dem Beispiel unseres Königs. Wir halten es mit St Martin, dem Patron unserer Diözese. Der war auch einst ein Kriegsmann, und von ihm ist uns berichtet, man habe an ihm, so oft er eine Kirche betrat, ein Erschauern und Er-

zittern beobachten können; nach der Ursache gefragt, habe er geantwortet: Wie sollte ich nicht erschauern, da ich hier vor Gott, den König Himmels und der Erde, und vor meinen Richter trete?

Äußere Ehrfurcht und innere Anbetung — das ist es, was die Heiligkeit des Gotteshauses und der dreimal heilige Gott von uns verlangt. Ihr wird aber sofort auch reicher Lohn. Wenn wir Gott geben, was ihm gebührt, so gibt er uns alsbald Anteil an den Gnadenschätzen, welche seine Barmherzigkeit in der Kirche hinterlegt hat und welche seine Treue in der Kirche verwaltet und austeilt. Welche Gnadenschätze! Er spendet uns durch seiner Diener Mund das Wort des Lebens; er läßt uns schöpfen mit Freuden aus den Quellen des Erlösers (Is 12, 3), aus dem Borne der heiligen Sakramente; wir dürfen eintreten ins Allerheiligste des Sakramentes des Altars, in welchem der Heiland selber gegenwärtig ist und in welchem er in gnadenreicher Erneuerung des Kreuzesopfers sich täglich seinem himmlischen Vater für uns darbringt; wir dürfen hinzutreten zu seinem Mahle, unsere Seele speisen mit seinem Fleisch und Blut. Wir finden bei ihm Hilfe in jeder Not, Balsam für jede Wunde, Trost in jedem Kummer, und wir werden mit dem Psalmisten freudig seinen Namen bekennen ob seiner Barmherzigkeit und Treue, weil er groß macht seinen Namen an der Stätte der Gnaden im Wohltun und Erbarmen ohne Ende.

Wer das glaubt und weiß und selbst erfahren hat, dem wird sein Gotteshaus zur Zufluchtsstätte, zur Schutzhütte, zur festen Burg seines Lebens. Der betet mit vollster Zuversicht am heiligen Orte mit dem Psalmisten: Am Tage, da ich zu dir rufe, erhöre mich und vermehre in

meiner Seele meine Kraft (V. 3). So betet glaubensstark und vertrauensvoll der christliche Soldat am Tage, da er in der Kirche den Fahneneid schwört und seinen schweren Soldatenberuf auf sich nimmt: Heute, an diesem wichtigen Tage meines Lebens, betet er, da ich zu dir rufe, erhöre mich, du allmächtiger Gott, vor dessen Angesicht ich den großen Eid schwöre, und vermehre in meiner Seele meine Kraft, damit ich meinen Eid halten und meine Pflicht treu erfüllen kann. So betet er jeden Sonntag in der Kirche und holt sich hier einen Zuschuß an Kraft, den wir alle brauchen, welchen der Soldat besonders nötig hat, um nicht nur ein guter Soldat seines Königs zu sein, sondern auch ein guter Kriegsmann Christi, wie der Apostel sich ausdrückt (2 Tim 2, 3), um den guten Kampf zu kämpfen (1 Tim 1, 18), den Kampf um seinen heiligen Glauben, um seines Herzens Unschuld, den Kampf gegen die Feinde des Heiles, gegen die Geister der Hölle, gegen die niedrigen Triebe und Leidenschaften, gegen die Versucher und Verführer, gegen die Mächte des Aufruhrs und des Umsturzes.

Am Tage, da ich zu dir rufe, erhöre mich und vermehre in meiner Seele meine Kraft — so betet der gute Soldat aus dem Grunde seiner Seele in besondern Nöten und Drangsalen, in schwerer Bedrängnis und Bekümmernis, und er betet nie vergeblich. So betet der gute Soldat hochklopfenden Herzens vor dem Ausmarsch in den Krieg — möge Gott uns davor bewahren, er, der nach der Schrift die Kriege wegschafft bis an die Enden der Erde (Ps 45, 10). Aber wenn der Krieg Pflicht wird, dann versammelt sich das christliche Heer im Gotteshaus und betet mit siegverbürgendem Vertrauen: Am Tage, da ich zu dir

rufe, erhöre mich und vermehre in meiner Seele meine Kraft. O Gott, mächtig in der Schlacht (Ps 23, 8), du gürtest mich mit Kraft zum Siege (Ps 17, 40). Wirst du nicht, o Herr, ausziehen mit unsern Heeren? Gewähre du uns Rettung in der Not, denn Menschenhilfe fruchtet nichts; in Gott betätigen wir Heldenkraft, er wird zunichte machen unsere Feinde (Ps 107, 12—14). In der Kirche, im Gebete holt das christliche Heer sich seine beste Kraft; hier läßt es seine Waffen segnen; hier entflammt es seinen Heldengeist und seine Vaterlandsliebe; von hier zieht es aus im Namen des Herrn zum Kämpfen, zum Siegen oder zum Sterben.

Daraus ersehet die Bedeutung des Gotteshauses für Heer und Vaterland. Beiden sind Kirchenbauten so nötig als Festungsbauten. Auch dieser Kirchenbau trägt bei zur Festigung des Fundamentes der Ordnung und Stärke des Vaterlandes, schafft eine Sicherheit für die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Heeres, verstärkt den Unterbau nicht bloß des Altars, sondern auch des Thrones.

Das weiß unser König; darum ist er hier und feiert mit uns Kirchweihe. Darum stimmt er von Herzen ein in den Ruf des Psalmisten, der an alle ergeht, welche Zepter und Krone tragen auf Erden: Preisen sollen dich alle Könige der Erde, o Herr, weil sie vernommen das Wort deines Mundes, und lobsingen sollen sie auf den Wegen des Herrn; denn groß ist die Herrlichkeit des Herrn (Ps 137, 5). Alle königliche Macht und Hoheit — das ist es, was der königliche Sänger beherzigt wissen will von seinen hohen Standesgenossen — kann ihren Trägern kein größeres Glück und Vorrecht bringen, als daß sie in der Kirche das

Wort Gottes vernehmen, daß sie allen voran Gott dienen, Gott loben, Gott danken dürfen, daß sie voranschreiten dürfen auf den Wegen des Herrn ihrem Heere und ihrem Volke, ihm voranleuchten dürfen im offenen Bekenntnis des christlichen Glaubens; denn groß ist die Herrlichkeit des Herrn, und aller Könige Herrlichkeit ist bloß ihr Ausstrahl und Abglanz. Deswegen ist es gut, daß die Könige im Palaste Gottes erscheinen und dem König der Könige die Ehre geben. Darum sehen wir heute den König in unserer Mitte, und darum ist es uns eine süße Pflicht, in den ersten Gottesdienst in dieser neuen St Georgskirche das Gebet für unseres Königs Wohl und segensreiche Regierung einzuflechten.

Wie es einst in England hieß: England und St Georg! so ist heute unsere Losung: Der König und St Georg! Das Vaterland und St Georg! St Georg, der ritterliche Held, der Patron der Kriegsleute und der Ritterschaft seit alter Zeit, der Schutzherr dieser Soldatenkirche, sei uns Vorbild in der unlöslichen Verbindung und Verschmelzung von Gottesliebe und Vaterlandsliebe, von Heeresdienst und Gottesdienst, von Königstreue und Gottestreue. Und du, edler Bau, der du mit Stolz seinen Namen trägst, geadelt durch die Kunst, begnadet durch die Kirche, stehe fest im Sturme der Zeiten, harre aus auf deinem Posten wie ein starker Gottesheld und erfülle deinen Beruf von Jahrhundert zu Jahrhundert zu Gottes Ehre, zum Heile des Heeres, zum Schutze des Vaterlandes, zum Segen für die Menschheit! Amen.

Predigt bei einer Kirchenkonsekration[1].

Gelobt, gepriesen und angebetet sei die heilige Vorsehung des himmlischen Vaters und die Erlöserliebe des Sohnes Gottes und des Heiligen Geistes wunderbares Gnadenwirken! So ziemt es sich zu beten an diesem Morgen, den der dreieinige Gott uns geschenkt hat und der in seiner Bedeutung, seinen Ursachen und Folgen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft berührt und verbindet.

Auch die Vergangenheit spricht ein Wort mit an diesem Tage. Da drüben liegt, unscheinbar und doch überaus ehrwürdig, die alte Uffkirche, d. h. obere Kirche, welche auch wie diese neue Kirche den Titel „zu Unserer Lieben Frau" trug. Dieses Kirchlein nimmt als Vertreter der vergangenen Jahrhunderte teil an unserer Feier, und in dem alten Bau mag wohl an diesem Morgen sich etwas regen wie eine Erinnerung daran, daß vor 408 Jahren ihm auch ein solcher Festtag und Weihetag beschieden war, wohl gleichzeitig mit der Altenburger Kirche drüben in der Neckarvorstadt, welche eines heimgegangenen Königs väterliche Fürsorge der katholischen Gemeinde überwies und welche sechzig Jahre lang ihr als Heim diente.

Aber die Erinnerungen des alten Turmes reichen noch viel weiter zurück, vielleicht bis in die Anfänge der Christianisierung. An ihn lehnte sich wohl in jener grauen Vorzeit das Mutterkirchlein für die ganze Gegend. Später hielten Turm und Uffkirche hier außen treue Totenwache fern vom Getriebe der Stadt.

---

[1] Bei der Konsekration der Liebfrauenkirche in Cannstatt am 16. November 1909.

Heute stehen sie nicht mehr einsam. Der Lebende hat recht. Die immer weiter sich ausdehnende Stadt hat auch dieses stille Reich des Todes mit Straßen und Häusern umzogen und neue Kirchen erhoben sich in der Nähe des alten Kirchleins. Vor neun Jahren hat die evangelische Gemeinde mit dem König und der Königin ihre neue Kirche eröffnet; heute zieht die katholische Gemeinde mit den Königlichen Majestäten in diese neue Kirche zu Unserer Lieben Frau ein, und ihr erstes Gebet ist: Gelobt, gepriesen und angebetet sei die heilige Vorsehung des himmlischen Vaters und die Erlöserliebe des Sohnes und des Heiligen Geistes wunderbares Gnadenwirken!

Geliebte, zwischen der alten Uffkirche und dieser neuen Kirche liegen fast so viele Jahrhunderte als Schritte. Die Verbindung zwischen beiden stellt her des himmlischen Vaters heilige Vorsehung und die Erlöserliebe des Sohnes Gottes und das wunderbare Gnadenwirken des Heiligen Geistes, von seiten des Menschen aber der Glaube an den dreieinigen Gott und das Gebet zu ihm. Ein Gebet vor allem wölbt über die Jahrhunderte hinüber eine siebenfarbige Regenbogenbrücke. Ein Gebet verbindet uns mit den ersten Christen, welche in diesem lieblichen Tale die Hände falteten, mit denen, welche in dem kleinen Kirchlein da drüben aus und ein gingen, und mit denen, welche in seinem Schatten ruhen. Ein Gebet blieb die gemeinsame Sprache beider christlichen Konfessionen und das starke Band, das sie auch jetzt noch zusammenhält — das Vaterunser.

Vaterunser und Kirchenbau stehen in naher Beziehung zueinander. Der Kirchenbau ist ein Vaterunser in Stein, das Vaterunser ist ein Kirchenbau und ein Dom in Worten. Man kann wohl auch das Vaterunser den ersten

und größten Kirchenbaumeister nennen, und es sind insbesondere seine ersten drei Bitten: wo die recht erfaßt und mit ganzer Kraft der Seele zum Himmel gebetet werden, da werden Kirchen gebaut; wo sonnenklar das Auge des Glaubens aufschaut zum Vater, der im Himmel ist, wo Gottes Name, Gottes Reich, Gottes Wille im Beten und Leben den ersten Platz einnehmen, da werden Kirchen gebaut.

So hat auch diese Kirche der Glaube an den Vater im Himmel gebaut, die Ehrfurcht vor seinem Namen, der Eifer für sein Reich und der gute Wille, der will, was Gott will. Und auch dieser Kirchenbau ist ein Vaterunser in Stein, und wenn die Menschen schwiegen, diese Steine würden reden (Lk 19, 40) und rufen: Vater unser, der du bist in dem Himmel. Wie nach des Herrn Weisung unser Beten in einem Aufschwung durch die Wolken dringt und sich erhebt bis zu Gottes Thron und bis zum Angesichte des himmlischen Vaters, so strebt und ringt und drängt auch dieser Bau nach oben; die Mauern fassen festen Fuß tief im Boden der Erde, um desto höher über die Erde aufsteigen zu können; die Pfeiler und Streben stemmen ihre ganze Kraft ein, um den Bau in die Lüfte hinaufzuheben und dem Himmel entgegenzuwölben; der Turm ist gleichsam das nach oben gewendete Haupt und Antlitz, und die Gewölbebogen sind die erhobenen Arme und die gefalteten Hände, mit welchen der Bau betet: Vater unser, der du bist in dem Himmel.

In dem Himmel. Sollte das nicht eigentlich vom Kirchenbauen abhalten? Ist nicht der Himmel Gottes Tempel und Heiligtum, braucht er Häuser und Tempel auf Erden? Er nicht, aber wir. Er ist im Himmel, wir sind auf Erden. Wir leben in einer Welt, die nach des Heilandes

eigenem Worte den Vater nicht kennt, die auch den Geist des Vaters nicht sieht und nicht kennt und nicht empfangen kann (Jo 17, 27; 14, 17), in einer Welt, die im argen liegt (1 Jo 5, 19), in der Gottes Name so oft nicht geheiligt, sondern gelästert, Gottes Reich nicht gefördert, sondern bekämpft, Gottes Wille nicht erfüllt, sondern verachtet und übertreten wird.

Darum haben wir Kirchen nötig, heilige Orte, ausgeschieden aus der unheiligen Welt, Gott geweiht und von Gott geweiht, wo alles, was wir sehen und hören, unsere Seele zum Höhenflug beschwingt, wo wir bei Gott sind wie das Kind beim Vater, wo der selbst persönlich gegenwärtig ist, der uns beten lehrte und der mit uns betet: Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name.

In der Kirche wird sein Name geheiligt. Da waltet der Christ seines königlichen Rechtes und Amtes: die wortlose Anbetung des Weltalls und der Reiche der Natur ins beseelte Wort zu fassen und im süßen Vaternamen zum Himmel zu senden. Da soll nicht der einzelne bloß, sondern die ganze Gemeinde als Vertreterin der Christenheit und der Menschheit, als Gottesfamilie Gottesdienst halten und besonders an dem Tag des Herrn in seinem Namen sich versammeln und durch Anhörung des Wortes Gottes und Darbringung des heiligen Opfers seinen Namen heiligen und dadurch sich selber heiligen. Dafür war das Kirchlein in der Altstadt dieser Gemeinde zu klein geworden. Darum rief sie mit der Tochter Sion beim Propheten: Der Ort ist mir zu enge, schaffe Raum, daß ich wohnen kann (Is 49, 20). Nun hat sie Raum, und aus freudebewegtem Herzen steigt ihr Gebet empor: Geheiligt werde dein Name,

und mit dem Gebet ein kraftvoller Vorsatz und ein heiliges Gelöbnis, regelmäßig an Sonn- und Feiertagen sich hier einzufinden und Gott die Ehre zu geben.

Die christlichen Kirchenbauten mit ihren hochragenden Türmen sind mitten im Lärm und Getriebe der Welt ein mächtiges, steingefügtes adveniat regnum tuum, und ihre Glocken singen kein anderes Lied als adveniat regnum tuum — zukomme uns dein Reich. Das Gotteshaus ist gleichsam ein Modell des Gottesreiches; es ist für dieses Reich das, was eine Festung, ein Bollwerk, eine Kaserne für ein irdisches Reich ist, nicht wegen der Stärke und Festigkeit seiner Mauern, sondern wegen der Heerscharen der Gläubigen, die seine Räume füllen und zum Himmel beten: Adveniat regnum tuum, die als gute Soldaten Christi, wie der Apostel sagt (2 Tim 2, 3), hier sich Losung, Waffen, Kraft und Mut holen, hier sich einüben zum Kampfe für das Gottesreich. Das ist ein Kampf, der keinen andern Zweck hat als den Frieden, keine andern Waffen kennt als die Waffen des Geistes und des Lichtes (Röm 13, 12); ein Kampf um Güter, welche die wichtigsten sind für die Gesellschaft, ein Kampf gegen Feinde, welche zugleich die schlimmsten Feinde des Staates sind: gegen die Mächte der Unsittlichkeit, des Unglaubens, des Umsturzes, gegen die Mächte des Bösen und der Hölle; also ein Kampf, der zugleich dem Wohle des Staates dient, seine Grundlagen festigt, seine Autorität schützt, seine Ordnung sichert. Von hier soll daher zum Himmel dringen der Kriegsruf und das Friedensgebet: Zukomme uns dein Reich, und zugleich mit dieser Bitte das Gelöbnis, einzustehen für das Reich Gottes und den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen (1 Tim 6, 12), das Gelöbnis der

Treue gegen Gott, gegen Christus, gegen König und Vaterland.

Im Reiche Gottes gilt kein anderer Wille als der Wille Gottes. Der Wille Gottes aber ist des Menschen und des Volkes Wohl, Grundlage und Grundgesetz aller Sittlichkeit, aller Tugend und allen Glückes. Darum hat der Heiland uns beten gelehrt: Dein Wille geschehe — er geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Völliges Eingehen in Gottes Willen und völliges Aufgehen in ihm — das ist der Himmel, das ist die Seligkeit. Durch Eingehen in Gottes Willen, durch Anbetung und Erfüllung desselben wird auch die Kirche für den Christen ein Stück Himmel auf Erden. Da wird Gottes Wille uns zum Bewußtsein gebracht, wir werden auf ihn verpflichtet und zum Gehorsam gegen ihn angeleitet. Die Kirche ist die erste und höchste Schule des Gehorsams. Gott gehorchen aber ist Freiheit, sagt schon der heidnische Weltweise (Seneca), und unser Dichter sagt: „Gehorsam fühlt' ich meine Seele stets am schönsten frei." Gott gehorchen führt zur Freiheit der Kinder Gottes; Gott nicht gehorchen heißt sündigen, und wer Sünde tut, sagt der Heiland selbst, ist der Sünde Knecht (Jo 8, 34). Darum sollen wir beten: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, und in dieses Gebet hineinlegen das Gelöbnis, Gottes heiligen Willen zum Grundgesetze des eigenen Lebens zu machen, ihm uns zu fügen in Freud und Leid, auch wo es Tränen kostet und Opfer.

Gottes Name — Gottes Reich — Gottes Wille: wenn sie in unserem Beten und Leben die erste Stelle einnehmen, dann tritt fürwahr die Verheißung des Heilandes in Kraft: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Ge-

rechtigkeit, und alles übrige wird euch dazugegeben werden (Mt 6, 33). Ja, dann dürfen wir auch der Erhörung der andern Bitten des Vaterunsers sicher sein. Wenn wir Gott die Ehre geben, gibt Gott uns Brot, das tägliche Brot für unser leibliches Leben, in der Kirche aber das Brot der Seele, das Brot des Lebens, von welchem der Heiland sagt: Ich bin das lebendige Brot, und das Brot, das ich euch gebe, ist mein Fleisch für das Leben der Welt (Jo 6, 51 f). Wenn wir zu Gottes Reich und in Gottes Reich stehen, erhalten wir Vergebung unserer Schulden, denn es ist das Reich der Erlösung und Versöhnung, und besonders die Kirche ist das Asyl und das Genesungsheim für arme Sünder und wunde Seelen. Wenn der Wille Gottes unser Wille ist, so haben wir in der Versuchung nichts zu fürchten, kann der Böse und das Böse uns nicht schaden und das Übel uns nichts anhaben und unser Gotteshaus wird uns zum sichern Schutzhafen, der unserem Lebensschifflein gegen Wind und Wellen Ruhe und Rast bietet.

So ist das Vaterunser auch in diese Kirche mithineingebaut, und in dieser Kirche erbaut es die Gemeinde, baut es fort an dem geistigen Gottestempel der Seelen. Es ist das Mark unseres Lebens, es ist der Zettel und Einschlag unserer Kirchweihfreude und unserer Kirchweihgelöbnisse. Im Vaterunser soll diese Freude fortleben, sollen diese Gelöbnisse sich auswirken; im Vaterunser der hier versammelten Gemeinde und im Vaterunser, das jeder einzelne von hier mit heim nimmt und seiner Familie bringt und in seine Arbeit einflicht; im Vaterunser, an welches wir, achthundertjährigem Gebrauche folgend, das Ave Maria anheften, den Engelsgruß an die Gottesmutter,

an Unsere Liebe Frau, welche, wie die Patronin des alten Uffkirchleins, so die Patronin dieser Kirche und Gemeinde ist.

Wir lesen im Alten Testamente: Es freute sich das Volk, als es seine Gelübde (und seine Gaben zum Tempelbau) dem Herrn darbrachte, weil es sie aus ganzem Herzen darbrachte, und auch David, der König, freute sich sehr (1 Chr 29, 9). So soll auch der Eintrag in die Chronik der hiesigen katholischen Gemeinde lauten: Es freute sich an diesem Tage das Volk, als es sein erstes Vaterunser in der neuen Kirche betete und sein Kirchweihgelübde im heiligen Opfer Gott darbrachte, denn Vaterunser und Gelübde kamen ihm wirklich von Herzen, und auch der König und die Königin freuten sich sehr. Der Freude bester Teil und beste Frucht ist Dank. Dank dem ewigen dreieinigen Gott. Gelobt, gepriesen und angebetet sei die heilige Vorsehung des himmlischen Vaters und die Erlöserliebe des Sohnes Gottes und des Heiligen Geistes wunderbares Gnadenwirken. Dank dem König und der Königin, welche den ersten Gottesdienst in dieser neuen Kirche mit uns feiern wollten; Gott vergelte dem König seine hochherzige, tatkräftige Hilfe, ohne die wir diesen Bau noch nicht hätten vollenden können. Gott segne alle die zahllosen Wohltäter und Stifter, die zu diesem Gotteswerke mitgeholfen haben. Der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, komme herab über uns und bleibe bei uns allezeit. Amen.

Predigt beim goldenen Profeß-Jubiläum des Erzabtes Placidus Wolter in Beuron am 16. Juli 1906.

Fünfzig Jahre — das ist eine lange Zeit für uns kurzlebige Menschen. Fünfzig Jahre im Amte — das will etwas heißen, das gilt schon als Ausnahme und wird besonderer Anerkennung und Auszeichnung für würdig erachtet. Fünfzig Jahre im Ehestande — das nennt man goldene Hochzeit; da zieht das christliche Ehepaar mit Kindern und Kindeskindern zur Kirche, um Gott die Ehre zu geben und vor dem Altare den Ehebund zu erneuern. Fünfzig Jahre im Ordensstande — das ist auch eine goldene Hochzeit höherer, übernatürlicher, himmlischer Art. Eine solche feiern wir heute. Heute am Feste der heiligen Jungfrau vom Berge Karmel, heute vor fünfzig Jahren hat der Vater dieses Klosters, der Patriarch der Beuroner Kongregation, der hochwürdigste Erzabt Placidus Wolter, durch Ablegung der feierlichen Gelübde den Herzensbund und Lebensbund mit Gott geschlossen.

Fünfzig Jahre Ordensleben — da gilt auch, was im Alten Bunde Vorschrift war: Heilige das fünfzigste Jahr, denn es ist ein Jubeljahr, das fünfzigste Jahr (Lv 25, 10). Heute soll es geheiligt werden. In feierlichem Zuge haben die Äbte der Kongregation, die Prälaten und Würdenträger, hat die freudig bewegte Schar der Söhne und Brüder den geliebten Vater, den ehrwürdigen Jubelgreis hierher geleitet zum Altare Gottes, und in freudiger Bewegung bist du nachgeströmt, du gutes katholisches Volk, und hast du diese Hallen gefüllt, herzlich Anteil nehmend an dem Jubel des Klosters, welches du liebst.

Schon hat das hochheilige Opfer seinen Anfang genommen, um den Jubel, die Freude, den Dank, die Hoffnung dieses Tages in sich aufzunehmen und zum Himmel zu tragen. Nun soll ich all dem auch Wort und Zunge leihen. Ich werde keinen Menschendienst in den Gottesdienst einfügen; ich werde keine Lobrede auf den Jubilar halten, ich würde ihm nur das Fest verderben. Ich will nichts, als in die heiligen Gesinnungen, Gefühle, Gelöbnisse eingehen und einführen, welche einst vor fünfzig Jahren das Herz des jugendlichen Mönches erfüllten und welche heute das Herz des Jubilars erfüllen, damit wir so recht eines Herzens und Sinnes mit ihm das Fest feiern und das heilige Opfer darbringen mögen. Ich finde alles, was seine Seele bewegt, zusammengefaßt in jenem Lobgesang, welchen einst der greise Simeon im Tempel anstimmte, welchen der Priester täglich betet, welchen der Mönch am Tage seiner Profeß hochklopfenden Herzens anstimmte und welchen der Jubilar am fünfzigsten Jahrestag seiner Profeß mit gleicher Begeisterung zum Himmel sendet, in dem Lobgesang: Nunc dimittis servum tuum, Domine.

Nun entläßest du, o Herr, deinen Diener nach deinem Worte im Frieden. So jubelt der fromme Simeon, durchströmt von der Gnade des göttlichen Kindes, das er auf den Armen trägt. Seines Lebens Hoffnung ist erfüllt; seines Lebens Ziel erreicht; mag es heute oder morgen enden, es endet im Frieden, im Frieden Gottes; er trägt ja Gottes Frieden in seinen Armen.

Habe ich unrecht, wenn ich dieses selbe Wort unserem Jubilar auf die Lippen lege, wenn ich als die Grundstimmung seiner Seele am heutigen Tage den Frieden bezeichne? Friede ist die Ernte dieses Jubeljahres, Friede der

Reinertrag dieser fünfzig Jahre Klosterlebens, ein Friede, der nicht im mindesten gestört wird durch den Gedanken an den Tod, welcher ja bei einem solchen Jubiläum von selber sich als Festgast einstellt und welchem ein solcher Jubilar nicht ausbietet. Möge er morgen kommen oder, wie wir hoffen und beten, erst nach Jahren: Du entlässest, o Herr, deinen Diener im Frieden.

Was hat der junge Priester einst gesucht, da er in heiliger Unruhe und Unzufriedenheit seine Diözese verließ, nach Rom eilte und an der Pforte des Benediktinerklosters St Paul anklopfte, da er am 16. Juli 1856 am Grabe des Völkerapostels die Ordensgelübde ablegte? Den Frieden. Und heute nach fünfzig Jahren bekennt freudig und dankbar der Jubelgreis: Ich habe gefunden, was ich gesucht; ich würde den gleichen Weg wieder einschlagen, er führte zum Frieden; ich werde freudig heute meine Gelübde erneuern, sie tragen den Frieden in ihrem Schoße. Im Frieden hat Gott mich berufen (1 Kor 7, 15); herrlich eingelöst hat mir der Herr sein Wort: Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch (Jo 14, 27). Der Friede, der alle Begriffe übersteigt, ist mein Anteil geworden (Phil 4, 7).

Da denkt nun vielleicht der eine und andere: Ja, die glücklichen Ordensleute; sie haben das Vorrecht des Friedens; unsereins steht mitten im Kampf und Streit. Und die boshafte Welt denkt: Da haben wir ihn ja, den faulen, untätigen Frieden der Klöster. O Mißverständnis, o Unverstand! Nein, der Friede fällt auch dem Ordensmanne nicht in den Schoß, und der Friede des Ordensmannes ist nichts weniger als ein träger und weichlicher Friede. Er muß in schwerer Arbeit, in herber Not, in heißem Kampf errungen und

erstritten werden. Ordensleben ist Kampfesleben. Ordensleben ist nach dem Worte des hl. Bernhard ein dauerndes Martyrium, ein Martyrium der Liebe, mit Schwächlichkeit, Weichlichkeit, Müßiggang ganz unvereinbar. Aus welchen Kämpfen der Seele werden die Gelübde herausgeboren, und wie viel Kampf kostet ihre Beobachtung und Einlösung! Ordensberuf ist Kampfesberuf. In dem ungeheuern Geisterkampfe des Reiches Gottes gegen das Reich der Hölle und das Reich der Welt stehen die Orden im Vordertreffen. Nur heldenhafte Seelen sind dieser Kampfesaufgabe gewachsen, und nur Heldenseelen gewinnen in diesem Kampfe den Frieden. Nur als Heldenseele, erprobt und bewährt in fünfzigjährigem Kampf und Streit, genießt unser Jubilar den Frieden, der ihm aus dem Auge strahlt, der den Duft und die Weihe dieses Festes und die Atmosphäre dieses Hauses bildet, der das gläubige Volk hierher zieht, dessen Einflusse selbst die friedlose Welt sich nicht entziehen kann.

Dieses Friedens Urquell und Urgrund ist Gottes Heil. Unser Lobgesang betont das sofort: Nun entlässest du, o Herr, deinen Diener nach deinem Worte im Frieden, denn meine Augen haben dein Heil gesehen — ganz wie die allerseligste Jungfrau im Magnifikat singt: Hochpreise, meine Seele, den Herrn und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heile. Wahren Frieden, Seelenfrieden verleiht einzig und allein die Zuversicht: Ich stehe in Gottes Gnade und darf hoffen auf Gottes Heil. Diese Zuversicht beseelte und begeisterte den frommen Simeon; er schaute im Gotteskinde mit eigenen Augen Gottes Heil; er trägt Gottes Heil in den Händen. Diese Zuversicht beseelt auch unsern hochwürdigsten Jubilar. Wahrlich, beim Rückblick auf die fünfzig Jahre Ordensleben kann auch er sprechen: Meine Augen haben dein

Heil gesehen. Durch all die fünfzig Jahre hindurch kann er sie verfolgen, die leuchtenden Spuren der Gnaden- und Heilsoffenbarungen Gottes. Ein großer Teil derselben freilich gehört dem geheimsten Innenleben der Seele an und läßt sich kaum andeuten: die Einsprechungen, Erleuchtungen und Tröstungen des Heiligen Geistes, die stillen Wonnen des Gebetes, die festlichen Freuden des feierlichen Gottesdienstes, die süßen heimlichen Schauer bei Betrachtung der ewigen Wahrheiten und bei Darbringung des heiligen Opfers, die Erquickungen und Bereicherungen der Seele im Verkehr mit dem göttlichen Bräutigam, im Umgang mit der himmlischen Mutter, mit den Heiligen und Engeln, die köstlichen und tröstlichen Erfahrungen eines demütigen Gehorchens und eines noch demütigeren Befehlens. O die fünfzig Jahre, sie mögen heute vor dem Auge des Jubilars daliegen wie eine goldene Kette mit zahllosen Ringen, alle besetzt mit leuchtenden Diamanten, und in allen spiegelt sich und offenbart sich Gottes Güte und der Reichtum seiner Erbarmungen. Da bekennt er voll heiligen Dankes: Ja, meine Augen haben dein Heil gesehen; du hast es wahr gemacht an mir, dein centuplum accipietis, dein Versprechen, daß du alles, was man hingibt und aufgibt für dich, hundertfach ersetzen, vergelten und belohnen wolltest.

Aber die fünfzig Jahre schließen noch ganz andere Offenbarungen und Bürgschaften des Heiles in sich. Von denen läßt sich reden; sie sind den Völkern kundgeworden. Ähnlich wie Simeon kann unser Jubilar sprechen: Meine Augen haben dein Heil gesehen, welches du bereitet hast vor dem Angesichte der Völker. Die Ordensgelübde, welche er und sein unvergeßlicher Bruder Maurus abgelegt haben, sind wirklich zu einem Samen des Himmel-

reiches geworden, welcher dreißig-, sechzig- und hundertfältige Frucht brachte. Die zwei Männer sind zu einem großen Volke von 750 Priestern und Brüdern geworden. Aus dem Samen ist die Beuroner Kongregation herausgewachsen und sie hat in stillem Eroberungszug in wenigen Jahrzehnten im Boden von Deutschland, Österreich, Böhmen, Belgien, England und Schottland Wurzel gefaßt. Aus dem einen Kloster Beuron, welches zwölf Jahre nach seiner Gründung dem Untergange geweiht schien, aber bald neu erstand, ist eine heilige Zwölfzahl von Klöstern geworden — das zwölfte wurde in diesem Jubeljahr eröffnet an heiligster Stätte, in Jerusalem.

Was bedeutet diese Zwölfzahl von Klöstern? Salutare tuum, quod parasti ante faciem omnium populorum. Sie bedeutet zwölf Heilsanstalten und Segensanstalten, nicht für die bloß, welche sie bewohnen, sondern für das ganze Volk Gottes, für die menschliche Gesellschaft. Diese Klöster, von vielen angesehen als etwas Überlebtes, als sonderbare Überreste, seltsame Ruinen aus dem dunkeln Mittelalter, bewohnt von Dunkelmännern, welche in das Freilicht moderner Kultur nicht mehr hereinpassen — ich stehe nicht an, sie als Lichtherde, als Leuchttürme für weite Umkreise zu bezeichnen. Man kann sie vergleichen jenen großartigen Einrichtungen der Neuzeit, jenen Stationen, wo durch die vereinigte Kraft von Flüssen und Strömen und von mächtigen Maschinen ungeheure Mengen elektrischer, lichterzeugender Kräfte aufgespeichert werden, um ganze Städte und Gegenden zu versehen.

So sind gute Klöster Elektrizitätswerke, wo durch das Zusammenwirken der Kräfte von oben und der Kräfte des Menschen, durch Gebet und Liturgie, durch Studium und

Arbeit, durch Aszese und Tugendstreben, durch seelsorgerlichen Eifer und unverdrossenes Abmühen zum Wohle anderer ein höheres Licht erzeugt und dieses Licht hineingeleitet wird in zahllose Herzen, durch Missionen hineingeleitet wird in ganze Gemeinden, durch geistige Arbeit hineingeleitet wird in weite Gebiete der Wissenschaften und Künste. Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel. Das ist das Licht der Ewigkeit, das Licht vom Lichte, das Licht aus Gott, das Licht der Offenbarung, des Glaubens, der Frömmigkeit und der Tugend. Das ist jenes Licht, welches allein das Lichtbedürfnis der Seele stillen kann, welches allein eine Bildung und Kultur sonnenhell und sonnenwarm machen kann; das Licht, welches so bitter not tut in den Finsternissen unseres so lichtstolzen und so lichtarmen Jahrhunderts, in den Finsternissen des Hochmuts, des Dünkels, des Bildungswahnes, des Unglaubens, der Laster und der entfesselten Leidenschaften.

Im Bereiche dieses Lichtes, im Dienste dieses Lichtes hat unser Jubilar fünfzig Jahre gelebt und gearbeitet. Es ist sein Anteil geworden, es leuchtet ihm auf den Grund der Seele. Das schönste Lob vielleicht, welches jemals dem hl. Thomas, dem großen Denker und Gottesgelehrten, gespendet wurde, ist das Wort eines Zeitgenossen, seine Seele sei zeitlebens so hell und klar geblieben wie die Seele eines fünfjährigen Knaben. Wir können das auch von unserem Jubilar sagen. Seine lichtklare Seele kennt aber auch keine andere Freude, als Licht in andere Seelen überzustrahlen. Das ist noch im hohen Alter seine heilige Sorge; denn nicht das Ruhen sieht er als die Aufgabe des Alters an, sondern das Fruchtbringen und Lichtbringen. Das ist noch seine heilige Sorge, daß das Licht leuchte — leuchte im

Innern des Klosters, leuchte in seinem Umkreis, leuchte weit hinaus und weit hinein in die Welt: Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel. Und die Glorie des Volkes Israel, der heiligen Kirche, für welche er fünfzig Jahre gearbeitet, strahlt heute auf sein Antlitz zurück und umschimmert es mit der Gloriole des goldenen Ordensjubiläums.

Er aber gibt diese Gloriole und alle Ehre, die ihm heute erwiesen wird, Gott zurück und schließt seinen Lobgesang mit einem aus tiefster Seele kommenden Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto. Welch ein Gloria Patri! So kann man es nur nach achtzig Lebensjahren und nach fünfzig Ordensjahren singen. Es nimmt in sich auf den Dank für den Frieden, das Heil, das Licht dieser fünfzig Jahre. Es faßt zusammen deren Arbeiten, Mühen und Sorgen, die Ehren und Auszeichnungen, die Leiden und Krankheiten, die Liebe der Söhne und des Volkes und den Haß der Welt. Es schließt in sich die Ordensgelübde, welche der Jubilar vor fünfzig Jahren abgelegt und welche er heute feierlich erneuert; es schließt in sich ein demütig ergebenes Nunc dimittis servum tuum, Domine und ein hochherziges und opferbereites Domine, si adhuc populo tuo sum necessarius, non recuso laborem.

Und er singt es nicht allein, dieses Gloria Patri. Jubelnd stimmen ein die hochwürdigsten Väter der Kongregation, die Söhne, Töchter und Brüder; Klosterchor um Klosterchor reiht sich an. Immer mächtiger schwillt es an, dieses Gloria Patri; es rauscht hin über Meere und Länder und verhallt in der Krypta der Dormitio auf dem Berge Sion.

Es stimmt ein in dasselbe der erhabene und erlauchte Schirmherr des Klosters, welcher persönlich sich zum Feste

eingefunden hat. Es stimmen ein dankerfüllt die Bischöfe, welche in den Mönchen der Kongregation tüchtige Mitarbeiter im Weinberg ihrer Diözesen schätzen. Es stimmen ein alle Festgäste, welche die Verehrung gegen den hochwürdigsten Jubilar und die Dankbarkeit gegen das Kloster hierher geführt hat.

Stimme ein in dieses Gloria Patri, du gutes katholisches Volk; denn es ist billig, sagt der Apostel, daß für die Gnade, welche dem einen um vieler willen zu teil geworden, auch Dank dargebracht werde durch viele (2 Kor 1, 11). Stimmt ein, ihr Felsen und Berge und Wälder, die ihr die Aufgabe habet, dieses Kloster zu umhegen und zu umschirmen, und die ihr so verständnisvoll antwortet auf den Gesang der Klosterglocken. Stimmet ein, all ihr heimgegangenen Väter und Brüder der Kongregation mit dem unvergeßlichen Erzabte Maurus an der Spitze, ob ihr noch im Fegfeuer weilet oder schon eingegangen seid in die ewige Glorie. Kommet, ihr heiligen Engel, und traget mit dem Schutzengel unseres hochwürdigsten Vaters dieses Gloria Patri zugleich mit dem Opfer des Neuen Bundes zum Himmel empor und füget es ein in die Chöre der Seligen und in die Liturgie des himmlischen Hochzeitmahles. Amen.

Predigt bei der Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Ordenshauses des heiligsten Herzens in Riedenburg am 18. Mai 1904.

„Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen" (Mt 11, 29).

Als im Jahre 1854 einige Ordensfrauen unter Führung der Mutter Garabis aus dem Elsaß kamen und in Armut und Entbehrung, unter Nöten und Schwierigkeiten den

Grund zu diesem Hause legten; als die ehrwürdige Mutter Barat, die Stifterin der Frauen vom heiligsten Herzen Jesu, im Jahre 1856 selbst hierher kam und drei Stunden vor dem Tabernakel kniete, um mit dem Heiland über die Zukunft Riedenburgs zu verhandeln und es ihm anheimzustellen, ob die Gründung aufgegeben oder fortgeführt werden solle — da haben diese edeln Frauen, so stark auch ihr Gottvertrauen gewesen sein mochte, sicher nicht geahnt, daß man fünfzig Jahre später dieses Fest würde feiern können; daß man an diesem Tage werde zurückblicken können auf eine Geschichte steten Wachstums, fröhlichen Emporblühens und fruchtreichster Wirksamkeit; daß man an diesem Tage 4000 Töchter werde zählen können, welche in diesem Hause Ausbildung und Erziehung erhielten, 1456 arme Kinder, welche in der Freischule unterrichtet wurden, 17000 Frauen und Jungfrauen, welche hier ihre Seele in geistlichen Übungen stärkten, und Hunderte von Ordensfrauen, welche hier wirkten oder von hier in andere Ordenshäuser kamen oder in die Missionen von Nord- und Südamerika, von Afrika und Ozeanien zogen; daß das Jubelfest der Riedenburg nicht bloß in den fünf Diözesen, welche der Bodensee gleich einer schimmernden Agraffe zusammenhält, sondern man darf beinahe sagen in Österreich, Deutschland und der Schweiz mit freudiger Erregung mitgefeiert würde.

O wie werden sie, die Gründerinnen und Stifterinnen dieses Hauses, mit allen schon in die Seligkeit eingegangenen einstigen Bewohnerinnen und Zöglingen desselben in dieser Stunde droben im Himmel das göttliche Herz des Heilandes als den Quell all dieses Glückes und Segens anbeten und in dies heiligste Herz hineinlegen ihren Dank, ihre selige Freude, ihre Glückwünsche und Gebete!

Und wir können und wollen auch nichts anderes tun. Der Bischof, welcher diese Feier durch das Wort Gottes erklären und verklären soll, will nichts, als die Verbindung herstellen zwischen allen Herzen, die hier schlagen, und dem göttlichen Herzen Jesu, welches das Herz dieses Hauses, das Herz seiner Geschichte, das Herz seines Lebens und Wirkens ist. Nichts anderes ist dieses Haus als des göttlichen Herzens Jesu Wohnstätte, Bildungsstätte, Friedensstätte, und alles, was ich zu sagen habe, kann ich anschließen an des Heilandes eigenes Wort: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.

*

Je näher die Stunde kam, da der Herr von dieser Erde scheiden sollte, um so mehr scheint ein unendliches Heimweh über seine Seele zu kommen, das dunklere Schatten auf sie legt als die Nähe der Todesqualen. Dies Heimweh gibt seinen Abschiedsreden ihren melancholischen Klang; dies Heimweh drängt ihn, das Ostermahl mit den Seinigen zu halten: Desiderio desideravi — sehnlichst hat es mich verlangt, mit euch dies Ostermahl zu halten, ehe denn ich leide (Lk 22, 15), und drängt ihn, bei diesem Mahle jenes Sakrament einzusetzen, welches eben sein Heimweh erdacht und erfunden — das Sakrament, welches ihm möglich machte, zu bleiben, obwohl er ging, zu gehen, obwohl er blieb.

Fast mehr noch als durch seine Menschwerdung, durch sein Kommen in der heiligen Nacht, hat er durch Einsetzung dieses Sakramentes gezeigt, daß es seine Freude ist, bei den

Menschenkindern zu sein, wie schon das Alte Testament von der ewigen Weisheit bezeugt (Spr 8, 31). Nun kann er im Schatten des Sakramentes allüberall, in unzähligen Kirchen und Kapellen wohnen und zelten unter den Seinigen. Aber nicht nur in jeder christlichen Gemeinde will er Wohnrecht haben; er sucht und schafft sich noch besondere Lieblingsstätten, wo er in besonders inniger Herzensgemeinschaft leben kann unter Seelen, welche sich ganz ihm weihen, welche Vater und Mutter und Familie und Besitz und Welt verlassen haben, um nur ihm zu leben und ihm zu dienen.

Eine solche Stätte ist hier. Vor fünfzig Jahren hat er sie sich auserwählt, inmitten dieser herrlichen, vom Hochgebirg umschlossenen Natur, in der Nähe des Sees, der wie ein Meer im kleinen rauscht und fünf Länder scheidet und verbindet. Damals sprach er: Ich habe erwählt diesen Ort und ihn geheiligt, damit allda mein Herz sei alle Tage (2 Chr 7, 16). Hier hat er die erste, seinem heiligsten Herzen geweihte Kirche erstehen lassen auf deutschem Boden, und hier erging besonders eindringlich sein Ruf: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Dann ist seine Gnade ausgegangen in alle Lande, und wo sie eine Seele fand, die ganz nach seinem Herzen war, sei es in vornehmen Häusern oder in armen Hütten, sei es im Getöse der Großstadt oder im weltabgeschiedenen Dorfe, da hat sie ihr leise zugeflüstert: Der Meister ist da und ruft dich (Jo 11, 28). Und sie hörten erschauernd den Ruf und kamen freudig und traten ein in diesen engsten Familienkreis des Herrn.

Und nun begann dieses geheimnisvolle Zusammenleben mit dem Heilande. Ich kann keine Schilderung davon geben, ich kann nur sagen: Sein Mittelpunkt und Brennpunkt, die Uhr, die alles reguliert mit ewig gleichem Schlag, ist das gottmenschliche Herz Jesu — jenes Herz, das von dem Augenblick an, wo es zum erstenmal schlug unter dem Herzen der jungfräulichen Mutter, bis zu dem Augenblick, wo es am Kreuze im Tode brach, das auch in seinem jahrhundertelangen verborgenen Fortleben im heiligsten Sakramente nur einen Pulsschlag kennt: Gottes Ehre und des Menschen Heil; das Herz, das mit diesem immer gleichen Pulsschlag der Liebe alle Offenbarungen, Heilstaten und Wunderwerke des Heilandes begleitete, das jetzt noch den Körper der Kirche durchzittert und das Blut der Erlösung bis an die Enden der Erde entsendet; das Herz, das einst am Ölberg in Todesangst sich wand und in gewaltigen Strömen das Blut aus den Poren trieb, das am Kreuze Tropfen um Tropfen das Erlösungsblut verströmte und das bis ans Ende der Tage in gleicher Opferliebe in der heiligen Messe und in den heiligen Sakramenten sein Blut hingibt zur Tilgung der Sünden, zur Heiligung der Seelen, zur Rettung der Völker; das Herz, dessen Pochen in der verklärten Menschheit dann droben im Himmel die Uhr der Ewigkeit geworden ist und dessen Pochen im heiligsten Sakrament auf Erden, bloß dem gläubigen Ohr vernehmbar, die Lebensuhr der heiligen Kirche und der frommen Seele ist.

Dieses heiligste Herz, das einst die Mutter Maria mit Wonne gegen ihr Mutterherz schlagen fühlte, dessen Pochen die Kinder vernahmen, welche der Heiland an sein Herz drückte, dessen vollem Schlage der hl. Johannes beim letzten

Abendmahle lauschte — es hat hier seine Wohnstätte, und hier erzieht es seine Dienerinnen und weiht sie ein in seine Geheimnisse und lernt sie ein in seine Tugenden, in seine Sanftmut und Demut, und erwärmt sie mit jenem Feuer, das ihm einst eigen war und immer eigen ist, von welchem der Herr sprach: Feuer bin ich gekommen auf die Erde zu bringen, und was will ich anderes, als daß es brenne? (Lk 12, 49.)

Da können wir wohl ahnen, was diese Seelen dem Herzen Jesu verdanken und wie für sie vor allem diese fünfzig Jahre eine goldene Kette von Erbarmungen und Gnadenerweisen darstellen. Die ehrwürdigen Frauen aber wissen das, wie wir es nicht wissen können, und die noch auf Erden wallen und die bereits in den Himmel eingegangen sind, sie vereinigen sich am heutigen Feste in jubelndem Danke und rufen: Dem, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme sei Lob und Preis und Ehre und Macht in Ewigkeit. Und wir alle sprechen: Amen, und fallen nieder auf unser Angesicht und beten den an, der da lebt in Ewigkeit (Offb 5, 13).

*

Aber die Gnadenabsicht des Heilandes bei Gründung dieses Hauses war nicht nur auf diese wenigen auserwählten Seelen gerichtet; sie umschloß Hunderte und Hunderte, welche zwar nicht immer in diesem Hause leben, aber durch dasselbe hindurchgehen, hier eine wahrhaft christliche und katholische Erziehung erhalten und dann als edle Jungfrauen, als tüchtige Hausfrauen, als treue Gattinnen, als gute Mütter sich draußen im Leben bewähren und in der Welt Segen stiften sollten.

In diesem Sinne sollte das Haus eine Lehrstätte des göttlichen Herzens werden. Seine erwählten Töchter sollten zugleich seine Verbündeten und Mitarbeiterinnen werden zur Rettung, zur Erziehung, zur Veredlung von unzähligen Seelen, zur Hebung des weiblichen Geschlechtes. Darum flößt das göttliche Herz ihnen mit dem Feuer seiner Liebe zugleich eine heilige Leidenschaft ein, dieses Feuer andern mitzuteilen, und es ließ es ihnen nie an Gelegenheit fehlen, dieser Leidenschaft zu leben. Tausende haben die Erziehung dieses Hauses genossen und denken dankbar daran zurück; Riedenburg hat einen guten Klang allüberall; seine Erziehungsweise und seine Erziehungserfolge werden hochgewertet und rühmend anerkannt.

Die Mütter und Lehrerinnen dieses Hauses aber sind weit entfernt, dies sich selber als Verdienst anzurechnen; sie wissen zu gut, daß sie ihr Bestes und ihr alles dem höchsten Lehrmeister und Erzieher, dem göttlichen Herzen Jesu zu verdanken haben. Sie haben ihre Aufgabe nie anders aufgefaßt, als daß sie aus diesem Herzen Weisheit, Licht und Kraft zu holen hätten für ihren Beruf, und daß es ihre höchste und heiligste Pflicht sei, Kinderherzen dem göttlichen Herzen Jesu nahe zu bringen, ihm ans Herz zu legen, damit sie da erwarmen, aus erster Quelle Weisheit trinken, von ihm die Impulse zum Guten empfangen, von ihm Sanftmut und Demut lernen, nach seinem Bilde gebildet und dadurch der edelsten, reinsten, höchsten Bildung teilhaftig würden.

Das ist das ganze Geheimnis der schönen Erziehungserfolge, welche hier erzielt werden; das ist die Erziehungsmethode, welche hier befolgt wird. Doch recht einseitig religiös — möchten da vielleicht manche oberflächliche Menschen

denken und sagen. Einseitig? Im Gegenteil allseitig und allumfassend, frei von jenen Einseitigkeiten, welche im heutigen Bildungs- und Erziehungswesen so weit verbreitet sind und so viel Unheil stiften.

Einseitig ist es, wenn man auf den Unterricht allein Wert legt und die Erziehung vernachlässigt. Das heißt eine Seite des Menschenwesens, den Verstand, auf Kosten anderer und wichtigerer, des Willens, des Gemütes, des Herzens und Charakters, ausbilden. Daraus kann sich nie eine harmonische Ausbildung des ganzen Menschen ergeben. In diesem Hause wird nicht neben dem Unterricht auch noch die Erziehung angestrebt, neben der Verstandesbildung auch noch die Herzensbildung, sondern Unterricht und Erziehung, Verstandesbildung und Herzensbildung sind unlöslich verbunden, gehen Hand in Hand, durchdringen, fördern, ergänzen sich gegenseitig und arbeiten immer zusammen an der Durchbildung des ganzen Wesens des Menschen, an der Ausbildung aller seiner Kräfte, Anlagen und Vermögen.

Einseitig ist es, wenn man beim Worte „Bildung" immer nur an Wissensbildung denkt, wenn man meint, bloßes Wissen sei für sich allein schon unter allen Umständen und für alle ein wahres Gut oder gar das höchste Gut, wenn man meint, das Wissen und die Erkenntnis werde von selbst auch den Charakter bilden und die Sitten veredeln. Das ist einseitig und unwahr und widerspricht aller tatsächlichen Erfahrung, welche uns so oft hohe Gelehrsamkeit mit niedriger Gesinnung, viel Wissen mit großer Gewissenlosigkeit verbunden zeigt. Neuerdings hat es selbst ein Prophet der modernen Kultur bekannt: „Die verbreitete Redensart: Wissen ist Macht, gilt durchaus nicht ohne weiteres, sondern es kommt darauf an, wer der Wissende

ist; vom Wissen mehr noch als vom Golde könnte man sagen, daß es an und für sich nichts ist, rein gar nichts, und ebenso geeignet, dem Menschen zu schaden, ihn ganz und gar zu Grunde zu richten, wie ihn zu erheben und zu veredeln."[1] Hier in diesem Hause wird der Haupthebel der Bildung am tiefsten, wichtigsten Punkte des Menschenwesens eingesetzt, im Herzen, im Gewissen, im Willen; daneben wird die Wissensbildung nicht vernachlässigt, sondern eifrigst gepflegt unter Anwendung der besten Hilfs- und Lehrmittel der Neuzeit, mit Hilfe der besten Lehrmethoden, welche der Menschengeist bis jetzt für die einzelnen Unterrichtsfächer ausgedacht hat.

Einseitig ist es, ja ein entsetzlicher, verhängnisvoller Irrtum, zu meinen, man könne oder man müsse gar den Menschen, das Kind bilden und erziehen ohne Religion, ohne Gott, ohne Christus, ohne Glauben und ohne Gnade. Unseliger Irrtum! Das heißt nicht den Menschen bilden, sondern ihn verkümmern und verstümmeln, seine höchste Anlage, die Religion, nicht ausbilden, sondern ausrotten, in die junge Seele grausam den qualbereitenden Widerspruch zwischen Glauben und Wissen hineintragen, den Menschen unheilbar unglücklich machen, weil man so sein Herz losreißt vom Vaterherzen Gottes und es seines stärksten Haltes und seines süßesten Trostes beraubt.

Unseliger Irrtum, der in einem benachbarten Lande, auf welches seit langem unsere Blicke in tiefstem Schmerze gerichtet sind, in dem Lande, aus welchem der Ableger stammt, der, in diesen Boden verpflanzt, zu dem Baume mit fünfzig Jahresringen erwuchs, der in diesem Lande einen

---

[1] Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts II 754.

Kulturkampf schlimmster Form heraufbeschwor, Ruinen auf Ruinen häufte und über Tausende von edeln Frauen und Männern das Martyrium des Exils verhängte, weil sie das Verbrechen begingen, Kinder im religiösen Geiste zu erziehen.

Nein, hier hat dieser Irrtum keine Stätte und nie hoffentlich wird es ihm gelingen, gegen dieses Haus zu wüten. Hier möge, wie bisher, so in alle Zukunft eine Erziehung nach dem Herzen Gottes, nach dem Herzen Jesu gepflegt werden, gemäß der Weisung des Apostels: Erziehet sie in der Lehre und Zucht des Herrn (Eph 6, 4); eine Erziehung, deren Schwerpunkt in der Religion liegt, eine Unterweisung in allen schönen Künsten und Wissenschaften, welche in der Gotteserkenntnis und in der Tugend ihren Brennpunkt und Zielpunkt hat. Hier möge der Geist mit einem Wissen bereichert werden, welches den Glauben nicht verachtet, sondern sich mit ihm verbrüdert und bei ihm jene Aufschlüsse holt, die alle menschliche Wissenschaft nicht zu geben vermag; hier möge eine Erziehung gepflegt werden, die der Gnade die Wege bereitet ins Kindesherz und dieses Herz mit dem Vaterherzen Gottes und dem Erlöserherzen des Heilandes verknüpft mit Banden, die weder Glück noch Unglück, weder Welt noch Hölle zu zerreißen vermag.

Das ist die Erziehung dieses Hauses; ihr danken wir diese schönen Erfolge, oder vielmehr wir danken sie Gott und dem göttlichen Herzen Jesu. Darum stimmen wir ihm den Lobpreis an und rufen: Dem, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme sei Lob und Preis und Ehre und Macht in alle Ewigkeit. Und wir alle sprechen: Amen, und fallen nieder auf

unser Angesicht und beten den an, der da lebt in Ewigkeit (Offb 5, 13 f).

*

Hier führt der Weg der Erziehung und des Unterrichtes immer wieder aus dem Wohnhause ins Gotteshaus, aus dem Studierzimmer und Schulzimmer in die Schule dessen, der gesprochen hat: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen. Darum wird auch hier in reichem Maße eingelöst die Verheißung, die der Heiland an jene Mahnung geknüpft hat: Und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Durch die Erfüllung dieser Verheißung wird dieses Haus zu einer Stätte des Friedens, der Freude, des Glückes.

Manche könnten vielleicht meinen, bei einem Leben, wie es in diesem Hause geführt, bei einer Erziehung, wie sie hier angestrebt werde, müsse gewiß die Freude, zum mindesten die natürliche Freude, sehr zu kurz kommen; eine solche durch und durch religiöse Erziehung müsse durch ihren Ernst notwendig auf den jugendlichen Frohsinn wirken wie der kalte Reif auf die ersten Blütenkinder des Frühlings.

Nichts unrichtiger als das. Gerade umgekehrt. Eine von der Religion ganz abgelöste Erziehung wird viel eher die Herzensfreude bedrohen. Die moderne Kultur und Erziehung bedroht sie, weil hier oftmals der Verstand den Kindessinn mordet, der Verstand alles, das Herz nichts gilt. Gerade die moderne, irreligiöse Lebensauffassung und Lebensführung bedroht sie, weil sie in Sinnlichkeit und Sünde hineinführt, und einen schlimmeren Feind hat die wahre Herzensfreude nicht als die Sünde. Derselbe Mann der Welt und der modernen Kultur, auf den ich schon vorhin

mich berufen habe, hat auch das bittere Wort niedergeschrieben: „Das Schöne ist aus unserem Leben fast ganz geschwunden; es existiert vielleicht in diesem Augenblick kein wildes, jedenfalls kein halbzivilisiertes Volk, welches nicht mehr Schönes in seiner Umgebung und nicht mehr Harmonien in seinem Gesamtdasein besäße als die große Masse der sogenannten kultivierten Europäer.“ [1] In der Welt hört man immer öfter die Klage, daß die Freude so rar geworden, im Leben des Volkes und selbst im Leben der Jugend; hier hört man den Stoßseufzer, der so viel Wahrheit in sich schließt: Ach, wieviel heiterer könnte das Leben sein, wenn man es ernster nehmen wollte!

Man kann beinahe sagen: Ruhelosigkeit, Friedlosigkeit, Freudlosigkeit ist so recht die Signatur der spezifisch modernen Kultur und Erziehung; sie erzeugt einen krankhaften Fieberzustand, welcher am Marke der Kraft und am Marke der Freude zehrt; da gibt es höchstens Fieberträume wilder Ausgelassenheit, aber keine wahre Freude. Nein, der religiöse Ernst raubt die Freude nicht, sondern bringt und sichert sie. Wo die Seele in Ruhe ist, ist alles in Ruhe; wo das Herz im Frieden ist, ist alles im Frieden; wo Ruhe und Friede, da ist Freude. Wo die Seele im Stande der Gnade, wo das Herz frei von Leidenschaften und rein von Sünde ist, da fließen alle Brünnlein der Freude, der natürlichen und übernatürlichen.

Ernster hat es gewiß nie jemand mit dem Christentum genommen, ernster niemand das Leben aufgefaßt als jene, welche in den ersten christlichen Zeiten die Welt verließen und als Einsiedler in der Thebaischen Wüste in Ägypten

---

[1] Chamberlain, Die Grundlagen II 32.

lebten. Von ihnen aber erzählt uns der Geschichtschreiber Rufin: „Sie waren jederzeit fröhlich und voll geistlicher Freuden, dergleichen wenig Menschen auf Erden genießen; keiner unter ihnen war traurig, und sollte je einer sich traurig gezeigt haben, so fragte der heilige Abt Apollonius alsbald nach der Ursache; er sagte oft zu ihnen, daß der Mensch, welcher sein Heil in Gott und seine Hoffnung im Himmel habe, nicht traurig sein solle; die Heiden hätten Ursache zu trauern, die Juden zu weinen und wehezuklagen, die Sünder, betrübt zu sein; die Gerechten und Gottesfürchtigen hingegen sollen frohlocken und fröhlich sein."

Man darf es füglich als Kanon aufstellen: Je ernster man es nimmt mit dem, was im Menschenleben das Höchste ist, mit der Religion, mit dem Glauben und dem Leben nach dem Glauben, desto mehr Anspruch auf Freude, desto größer der Anteil an Freude, desto mehr gilt des Apostels Ruf: Freuet euch allezeit im Herrn, abermals sage ich: Freuet euch (Phil 4, 4).

Doch was brauche ich das hier zu beweisen und wozu hiefür die Altväter der ersten Jahrhunderte zu Zeugen aufzurufen? Gebet ihr Zeugnis, meine Kinder, die ihr die Erziehung dieses Hauses genießet: Geht man hier etwa darauf aus, euch zu Kopfhängerinnen zu erziehen, euch das jugendliche Anrecht auf Freude so karg als möglich zuzumessen? Eure fröhlichen Gesichter bezeugen das Gegenteil und eure Augen strahlen eine Freude aus, der man unter der heutigen Jugend nicht allzuoft begegnet.

Geben Sie Zeugnis, ehemalige Zöglinge dieses Hauses, nun in aller Welt und in allen Stellungen lebend und zum Teil hier erschienen zum Feste: Hat es Ihnen hier an Freude gefehlt? Lebt die Erinnerung an die hier verbrachten Jahre

in freudloser, düsterer Stimmung in Ihnen fort? O nein — sehr viele von Ihnen werden gestehen: Ich war nie glücklicher als in jenen Jahren. Bei einzelnen vielleicht würde meine Nachfrage einen Stachel ins Herz drücken und den schmerzlichen Seufzer entlocken: damals war ich glücklich — ach, hätte ich dieses Glück bewahrt!

Sie, meine ehrwürdigen Frauen, rufe ich nicht zu Zeugen auf; die Freuden, welche Sie hier genießen, sind der Mehrzahl nach zu zart, zu heilig, zu geheimnisvoll, als daß sie mit Worten bezeugt und geschildert werden könnten; sie sind verwandt mit den unsagbaren Freuden des Himmels und fließen aus derselben Quelle wie diese: aus dem Herzen Jesu. Aber das weiß ich, daß Sie diese Freuden nicht für alle Güter und Herrlichkeiten der Welt eintauschen würden und daß am heutigen Tage Ihr Herz überfließt von Dank gegen den liebreichen Spender derselben.

Lautes Zeugnis aber für die Freude, die in diesem Hause Wohnrecht hat, soll ablegen unser heutiges Jubelfest. Ein Jubelfest — denn wir dürfen auf diese fünfzig Jahre zurückschauen als auf fünfzig Freudenjahre, und kein Mißjahr ist darunter, keines, das nicht neben allen Mühen, Sorgen und Kämpfen Blumen und Früchte der Freude gebracht hätte, in welchem nicht der Weinstock der Freude geblüht und köstlichen Wein gespendet hätte. Dafür sind wir dem zum Dank verpflichtet, welcher sprach: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen, und der diese Verheißung so lieblich erfüllt hat. Dafür sind wir zum Dank verpflichtet jener, die wir neben dem milden Herrn als die milde Herrin dieses Hauses bezeichnen dürfen, jener, die wir mit so

viel Grund preisen als die Ursache unserer Fröhlichkeit, jener, deren Mutterherz auch an dieser Stätte mit dem Herzen des göttlichen Sohnes im gleichen Schlage der Liebe vereinigt ist, jener, die auch hier wie in Kana, wenn je einmal die Freude ausgehen wollte, sich alsbald an ihren Sohn wandte: Herr, sie haben keinen Wein mehr, und so aller Not abhalf. Ihm sei Dank und ihr sei Dank!

Und nun sollen alle Herzen, die hier schlagen, und alle Kreaturen sich zu einem großen Jubelchor und Dankeschor vereinigen. Lobet, ihr Berge, die ihr treulich dies Haus umschirmet, lobet den Herrn mit eurem erhabenen Schweigen! Lobet, ihr Wasser und Wellen des Sees, lobet den Herrn mit freudigem Rauschen und Wogen! Lobet, ihr zahllosen Blumen und Blüten des Frühlings, lobet den Herrn mit eurer stillen Pracht und eurem süßen Dufte!

Lobet, ihr Priester des Herrn, lobet den Herrn! Lobet, ihr Kinder, lobet den Herrn! Lobet, ehrwürdige Frauen und alle Festgäste, lobet den Herrn und danket ihm für alle seine Güte. Mit einmütiger Freude und mit einmütigem Danke wollen wir das Opfer des Dankes darbringen und beten: Dem, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme sei Lob und Preis und Ehre und Macht in alle Ewigkeit! Und wir alle sprechen: Amen, und beten den an, der da lebt in Ewigkeit. Amen.

Vier Fastenhirtenbriefe über die Arbeit.

1. Die Arbeit und der christliche Glaube.

Der Inhalt meines diesjährigen Fastenhirtenbriefes faßt sich in einem einzigen Worte zusammen. Das ist ein Wort so vielsagend, einschneidend, allumfassend, wie es nicht viele

gibt. Es hat einen scharfen und herben und doch auch wieder frohen und hellen Klang. Es schließt in sich eine schwere Last von Mühe und Anstrengung, aber auch viel Lust und Freude. Es trägt in seinem Schoße Fluch und Segen, Elend und Kraft, leidigen Zwang und frischen Lebensdrang.

Das Wort heißt Arbeit — ein rechtes Hauptwort im Leben von uns allen, ein Hauptwort besonders heutzutage, im „Jahrhundert der Arbeit", wie man unsere Zeit schon genannt hat. Es drängt mich, von der Arbeit mit euch zu reden. Ihr alle meine Diözesanen seid ja Söhne und Töchter der Arbeit. Viele Tausende von euch gehören jenem Stande an, welchen man sich gewöhnt hat, in besonderem Sinne als Arbeiterstand zu bezeichnen. Ein anderer großer Teil dankt seinen mit Unrecht von manchen gering geachteten Berufsnamen der Arbeit mit dem ältesten Adelsmal: dem Landbau, der nach dem Worte der Heiligen Schrift vom Allerhöchsten stammt (Sir 7, 16). Aber auch alle andern, welches immer ihr Stand und Beruf und welcher Art ihre Tätigkeit und Wirksamkeit sein mag, sollen und wollen gewiß zu der arbeitenden Klasse der Menschheit gehören.

Höret also auf die Stimme eures Bischofs, der euch liebt. Traurige Erfahrungen veranlassen ihn, von der Arbeit zu reden. Mit Gewalt will man heutzutage auch dieses Hauptwort aus seinem Zusammenhang mit dem christlichen Credo herausreißen, die starken Bande zerreißen, welche durch Jahrhunderte hindurch Arbeit und Glauben, Arbeit und Gebet, Arbeit und Religion, Arbeit und Kirche zusammengehalten hatten — zum Nutzen beider und zum Segen der Menschheit. Unter dem unwahren Vorgeben,

als wäre die Religion, die Kirche eine Feindin der Arbeit, hat man in vielen Kreisen die Arbeit zu einer Feindin der Religion gemacht, und doch sollten und könnten beide Schwestern sein. Auch unter den gläubigen Christen gibt es leider viele, welche das Ora et labora — Bete und arbeite nicht richtig zu verbinden wissen und daher nie eine rechte Ordnung in ihr Leben hineinbringen. Durch diese Verbindung, durch engsten Anschluß an den christlichen Glauben, an die christliche Hoffnung, an die christliche Liebe kann die Arbeit nur in jeder Hinsicht gewinnen. Daß der christliche Glaube kein Feind und Gegner, sondern der treueste Freund und Wohltäter der Arbeit ist, das allein möchte ich heute euch zum Bewußtsein bringen.

Es ist in Büchern zu lesen, das Christentum könne schon deswegen sich nicht zu voller Anerkennung und freudiger Wertschätzung der Arbeit erschwingen, weil es dieselbe aus der Sünde herleite und sie daher im Grunde als ein Übel ansehen müsse. Das ist ein großes Mißverständnis. Es ist nicht wahr, daß der Glaube den Ursprung der Arbeit auf die Sünde zurückführt. Sie war schon vor der Sünde da. Sie ist mit dem Menschen erschaffen, ist ihm ins Wesen hineingeschaffen. Schon im Paradiese war sie die Lebensgenossin des Menschen; er sollte dort arbeiten und den Garten der Wonne bebauen und erhalten (Gn 2, 15); diese Arbeit war keine Verkümmerung, sondern ein wesentlicher Teil seines paradiesischen Glückes.

Ja man kann füglich sagen: die Arbeit stammt aus Gott. Arbeiten gehört zum Wesen des Menschen, weil er ein Ebenbild Gottes ist. Arbeit ist Nachahmung Gottes. Der Gottessohn selber sprach in Menschengestalt

das Wort: *Mein Vater wirket bis nun, und auch ich wirke* (Jo 5, 17). Sein Wirken war das vollkommene Nachbild, das Arbeiten und Wirken des Menschen ist das unvollkommene Nachbild des allmächtigen schöpferischen Wirkens des himmlischen Vaters. Nicht die Arbeit, sondern die Bitterkeit der Arbeit leitet der Glaube aus der Quelle der Sünde her. Damit aber löst er ein qualvolles Rätsel, für welches die Menschheit aus sich eine befriedigende und beruhigende Erklärung nicht hatte finden können: wie es komme, daß die Arbeit, die dem Menschen so wesentlich, notwendig und naturgemäß ist, ihm doch zugleich so bitter, schwer und zuwider werden könne.

Nicht selten kann man heutzutage hören: Nein, die Kirche ist keine aufrichtige Freundin der Arbeit und der Arbeiter. In ihren Augen gilt eigentlich alle irdische und zeitliche Arbeit als niedrig und gemein. Sie duldet sie nur, weil sie muß. Aber sie stumpfe, sagt man, in ihren Gläubigen den Arbeitstrieb ab durch beständiges Betonen der religiösen Obliegenheiten, des *einen* Notwendigen; sie zersplittere ihre Arbeitskraft, indem sie den Menschen nicht festen Fuß fassen lasse auf dem Boden dieser Erde, sondern zwischen Diesseits und Jenseits in Schwebe halte; sie schmälere die Arbeitszeit durch ihre Sonn- und Festtage.

Die Vorwürfe sind unberechtigt. Gerade vom Glauben gehen die stärksten Antriebe zur Arbeit aus; gerade der Glaube hat die wirksamsten Mittel zur Erhaltung und Hebung der Arbeitsfreudigkeit. Keine Arbeit, welche diesen Namen verdient, erscheint im Lichte des Glaubens gemein und entehrend. Der Berufsarbeit, welcher Art sie sein möge, *darf* nicht bloß, ihr *muß* nach christlicher Sittenlehre die Hauptzeit des Lebens eingeräumt bleiben. Sie

wird durch die Sorge für das Seelenheil, für das Jenseits nicht gestört, unterbrochen, zerrissen — sie bildet selbst einen Teil dieser Sorge; sie gehört in das eine Notwendige herein, und von Gebet, Gottesdienst, Sakramentsempfang umschlossen, durchdrungen und verklärt, ist sie der Kaufpreis, um welchen nicht nur zeitlicher Verdienst und irdischer Lohn, sondern auch die ewige Seligkeit zu erlangen ist. Wenn aber jemand die Sonn- und Festtage arbeits- und arbeiterfeindlich schelten will, so kann er ja dieselbe Anklage auch gegen die Nachtruhe erheben. Beide unterbrechen freilich die Arbeit, aber ohne Unterbrechung kann der Mensch überhaupt nicht arbeiten, und diese Unterbrechung erhält, schont und stählt die Arbeitskraft. Der Sonntag, christlich gehalten, ist der Arbeit bester Freund und des Arbeiters größter Wohltäter.

Nein, der christliche Glaube ist kein Gegner der Arbeit, die Kirche keine Feindin der Arbeiter. Wie wäre das möglich! Stand doch die Wiege des Christentums im Hause eines armen Arbeiters, und sein Stifter, wiewohl Gottessohn und selbst Gott, war in seinem menschlichen Leben der Sohn eines Handwerkers und wurde der Zimmermann und des Zimmermanns Sohn genannt (Mk 6, 3. Mt 13, 55). In Knechtsgestalt auf Erden wandelnd (Phil 2, 7), hat er die Arbeit in ihrer niedrigsten und verachtetsten Form ans Herz und in die Hand genommen. Die ersten, welche sein Evangelium verkündigten, waren Arbeiter; die ersten, denen es verkündigt wurde, waren Arbeiter. Und die Arbeit erfuhr zuerst den erlösenden, befreienden, umschaffenden Einfluß des Christentums.

Arbeitsscheu und Arbeitsverachtung lag der damaligen heidnischen Welt im Blut und galt als Zeichen besonders hoher Kultur und Bildung. Nur die rein geistige Arbeit

fand noch Gnade, nicht einmal mehr die Arbeit des Künstlers, dessen Werke man bewunderte, dessen Stand man verachtete. Handarbeit war für den freien Menschen entehrend, lediglich Sache der Sklaven, welchen man Menschenwürde und Menschenrecht aberkannte. „Nichts Edles kann je in einer Werkstätte zu finden sein", spricht der römische Philosoph als allgemeine Wahrheit aus[1]. Das Kind des Arbeiters trug das Brandmal gemeiner Herkunft.

Da erwies sich das Christentum als die wahre Religion der Arbeit, brachte sie in allen Formen, brachte auch die Handarbeit wieder zu Ehren, erlöste die Arbeit aus der Sklaverei und schuf den Stand der freien Arbeiter. Im Namen Jesu verkündigte der Apostel Paulus, er, welcher selbst neben dem Apostelamte das Handwerk eines Zeltwebers ausübte, allen Christen das Arbeitsgesetz der Kirche: Bestrebet euch, ein stilles Leben zu führen, euer eigenes Geschäft zu treiben, mit euren eigenen Händen zu arbeiten, wie wir es befohlen (1 Thess 4, 11). Wir haben euch aufgetragen, daß wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll; nun hören wir, daß einige unter euch ungeordnet leben, nicht arbeiten, sondern unnütze Dinge treiben; solchen befehlen wir und wir ermahnen sie im Herrn Jesus Christus, daß sie in Ruhe arbeiten und ihr eigenes Brot essen (2 Thess 3, 10 ff).

Von diesen Grundsätzen ist die Kirche nie abgegangen; sie hat immer ihre Kinder aufs strengste zur Arbeit verpflichtet. Was tut sie damit Großes? — höre ich aus den

[1] Cicero, De off. l. 4, c. 42.

Kreisen der Arbeiter mir entgegenrufen — was tut sie Großes damit, wenn sie das Joch der Arbeit, das ohnedem schon schwer genug auf dem Menschen lastet, auch ihrerseits noch ihm auferlegt und im Namen der Religion es ihm noch schwerer macht? Sie macht es ihm nicht schwerer, sie erleichtert es ihm; sie macht das Joch der Arbeit zum Joch Christi, und das ist leicht, die Bürde der Arbeit zur Bürde Christi, und die ist süß (Mt 11, 29).

Was ist es, was das Joch der Arbeit oft so schwer macht? Es ist das eherne Gesetz der Not, das einen so großen Teil der Menschheit in die Ketten der Arbeit schmiedet. Es ist die Sklavenpeitsche des Zwanges, mit welcher oft der Hunger, der Kampf ums Dasein zur Arbeit treibt. Es ist die ungleiche Verteilung der Arbeitslast. Es ist das knechtende Bewußtsein, Menschen als Arbeitsherren über sich zu haben, mitunter als harte Zwingherren, die das Joch von sich aus noch unnötig erschweren oder der Arbeit den Lohn schmälern. Es ist oft die geisttötende, so wenig befriedigende Art der Arbeit. Es ist bei Hunderten das drückende Bewußtsein: wir sind für unser ganzes Leben in diese enge Werkstätte, in diese dumpfen Fabrikräume eingeschlossen; wir sind für unser ganzes Leben wie angeschmiedet an den Koloß der Maschine.

Man kann vieles tun und soll alles aufbieten, um diesen Druck zu erleichtern und auszugleichen — ganz wegbringen wird man ihn nie. Aber *eine* Macht gibt es, die ihn überwindet und erträglich macht; sie vermag die Arbeit aus dem Zwang auszulösen, ihr die Freiheit und Freudigkeit zu retten, ihr selbst in ihren sprödesten und niedrigsten Formen innere Befriedigung einzuflößen. *Das ist der christliche Glaube.* Er hat gleich bei seinem Eintritt

in die Welt seine erlösende und befreiende Kraft bewährt an der drückendsten, menschenunwürdigsten Form von Arbeit, welche es je gab: an der Sklavenarbeit der alten Welt. Er hat in Sklavenseelen eine Arbeitsfreudigkeit, eine Geduld, eine Seelengröße und Hochherzigkeit gezeitigt, welche die stolzen Freigebornen beschämte und ihnen Achtung einflößte. Er hat nach den Worten des Origenes die armen Sklaven angeleitet, wie sie einen freien Sinn sich aneignen und so geadelt werden können durch das Wort[1].

Welches war dieses befreiende und adelnde Wort? Es war das Wort des Glaubens. Es war die apostolische Mahnung: Wie Gott jeden berufen hat, so wandle er; worin jeder berufen wurde, darin bleibe er bei Gott; um Lösepreis seid ihr erkauft, werdet nicht Sklaven von Menschen; werdet nicht Menschenknechte, sondern dem Herrn Christus dienet; was immer ihr tuet, vollbringet es für den Herrn, nicht für Menschen, als Diener Christi, die den Willen Gottes tun von Herzen, mit gutem Willen (1 Kor 7, 17 23 f. Kol 3, 23. Eph 6, 6 f).

Ja, das ist das Grundgesetz der Arbeit, welches das Christentum verkündet hat: Ihr alle, die ihr ein Leben der Arbeit führet — und zu einem Leben der Arbeit ist jeder Christ verpflichtet —, dienet mit eurer Arbeit, welcher Art immer sie sein möge, nicht dem Zwang, nicht der Notwendigkeit, nicht einem finstern Geschick, nicht der Welt und nicht Menschen, nicht den Maschinen und nicht den Herren der Maschinen — dienet mit eurer Arbeit Gott und eurem Herrn und Heiland Jesus Christus. Er ist es, der

[1] Orig., Contra Cels. 1, 54.

euch euren Arbeitsberuf angewiesen, er, euer Herr und Richter, er, euer Vergelter und Belohner. Seine Diener seid ihr, und ihm dienen knechtet nicht, ihm dienen heißt herrschen. Seine Diener seid ihr, darum machet eure Arbeit wirklich zu einem Gottesdienste durch tägliches Gebet, durch das so einfache und wirksame Mittel der guten Meinung, durch Heiligung des Sonntags.

Wo diese Lehre bis ins Mark und Wesen eingedrungen und das ganze Leben beherrscht, wo das klare Bewußtsein und der feste Wille, Gott zu dienen, gleich einem elektrischen Strom alles Tun und Arbeiten durchzieht und durchglüht, da wird das Joch der Arbeit leicht; da macht man keine vergeblichen und verbrecherischen Versuche, es abzuwerfen; da verzehrt man sich nicht in Unzufriedenheit mit seinem Geschick; da geht man frei und freudig in seinen Arbeitsberuf ein; da wird auch die schwerste Arbeit möglich, auch die niedrigste veredelt, auch die geistloseste vergeistigt, auch die freudloseste aufgeheitert, auch die körperliche beseelt.

Ja, da wird auch jene Arbeit, welche im Jahrhundert der Industrie eine so ungeheure Ausdehnung angenommen, die Fabrik- und Maschinenarbeit, die man halb mit Recht, halb mit Unrecht schon als moderne Sklavenarbeit bezeichnet hat, da wird auch sie erlöst, geadelt und verklärt. Es will fürwahr etwas heißen, Tag für Tag in der dumpfen Luft der Fabrikräume, oder in der Glutatmosphäre der Dampfkessel, oder unter der schauerlichen, nervös machenden Musik der stampfenden Hämmer, der sausenden Räder, der knarrenden Webstühle, der surrenden Spulen mit stets gleicher Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit den oft so trostlos einförmigen Arbeitsdienst zu besorgen.

Aber der Arbeiter, die Arbeiterin, die Tag für Tag in lebendigem Glauben und in freier Liebe sich in den Dienst Gottes stellen, im Namen des Herrn ihre Arbeit beginnen und beschließen, mit einem kräftigen: Dein bin ich, dir dien' ich, dir zur Ehre und dir zuliebe, sich aufraffen, wenn die Kraft erlahmen und die Geduld brechen will, die manchen Gedanken der Ewigkeit, manchen Aufblick zum Himmel, manches Stoßgebet in die eintönige Arbeit einflechten, die bleiben auch in solcher Umgebung an Geist und Herz gesund; die werden sich den freien Sinn und die Arbeitsfreudigkeit retten; die sind keine Sklaven der Arbeit, sondern Könige der Arbeit, voller Ehre und Achtung würdig.

Keine Arbeit ist so hoch, daß sie solcher Veredlung durch den Glauben nicht bedürftig, keine so niedrig und gemein, daß sie solcher Verklärung durch den Glauben nicht fähig wäre. Die Arbeit aber, welche der Glaube mit dem Goldstempel des Dienstes Gottes gezeichnet hat, ist zugleich für den Menschen selbst die fruchtbringendste und gewinnreichste. Ihr bleibt ihr Anspruch auf zeitlichen Lohn; das Wort Gottes anerkennt und sichert ihn noch ausdrücklich: Der Arbeiter ist seines Lohnes wert (1 Tim 5, 13). Dazu aber kommen andere, noch kostbarere Früchte. Die im Geiste des Glaubens und in guter Meinung arbeiten, sie mögen nun den Boden der Erde bebauen oder das Feld der Wissenschaft, sie mögen Maschinen bedienen oder ihr Handwerk betreiben, oder der Kunst oder dem Unterricht oder der Seelsorge obliegen, sie arbeiten alle damit zugleich an ihrer eigenen geistigen Veredlung und sittlichen Durchbildung, sie bestellen damit zugleich den Acker ihrer Seele, sie ringen sich durch zur inneren Freiheit und zum inneren

Frieden, sie stellen ihr ewiges Heil sicher und hinterlegen sich einen Schatz im Himmel, den Rost und Motten nicht verzehren und den die Diebe nicht ausgraben und stehlen können (Mt 5, 20).

Das ist der Vollsegen der christlichen Arbeit. So viel dankt die Arbeit dem christlichen Glauben. O möchten doch alle dieses Segens teilhaftig werden! Allen meinen Diözesanen — den sie alle sollen zur arbeitenden Klasse gehören —, namentlich denen, welchen die heutige Welt den Ehrennamen „Arbeiter" besonders zuerkennt, allen rufe ich das Mahnwort des Heilandes ins Herz hinein: Habete fidem Dei — Habet den Glauben an Gott (Mk 11, 22) und haltet ihn fest und lasset sein Licht und seinen Segen in euer Arbeitsleben eindringen. Haltet fest den Glauben an Gott; lasset euch nicht verführen; es ist nicht wahr, daß die Arbeit oder die Arbeiter durch Loslösung vom Glauben irgend etwas gewinnen könnten. Sie können dadurch nur verlieren — verlieren der Arbeit Würde, Freiheit und Weihe, verlieren des Herzens Zufriedenheit und inneres Glück, verlieren die beste Arbeitshilfe, die Kräfte der künftigen Welt (Hebr 5, 6), verlieren der Arbeit beste Frucht und ewigen Lohn.

Habete fidem Dei — Habet den Glauben an Gott und haltet ihn fest. Er wird euch ein treuer Begleiter und starker Bundesgenosse sein; er wird euch die Arbeit lieben lehren und leicht machen; er wird euch den Schweiß von der Stirne wischen und Trost ins Herz gießen. Er wird eure Arbeit als Verdienst eintragen im Grundbuch der Ewigkeit. Er wird euch einst nach vollendetem Erdenlauf das Joch der Arbeit abnehmen und die Sabbatruhe der Ewigkeit ankündigen. Er wird für euch zeugen vor

dem ewigen Richter und euch den beseligenden Spruch erwirken: Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über weniges getreu gewesen, will ich dich über vieles setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn (Mt 21, 21).

Als arbeitende Christen und als christliche Arbeiter werden wir uns auch als tüchtige Bürger des Vaterlandes und als treue Untertanen unseres Königs bewähren, dessen hohes Geburtsfest wir am heutigen Sonntag festlich und freudig begehen. Durch unverdrossenen Arbeitseifer, durch tiefes Erfassen unserer eigenen Standespflichten wollen wir alle, jeder in seinem Lebens- und Berufskreis, den König in Erfüllung seiner so schweren Regentenpflichten unterstützen, seine Mitarbeiter sein in der Fürsorge für des Landes und Volkes Wohl, das ihm so sehr am Herzen liegt. Wir wollen ihn aber auch unterstützen mit unsern Gebeten. Der Heiland selbst hat Altar und Thron einander nahe gerückt und aufeinander angewiesen in jenem unsterblichen Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist (Mt 22, 21). Indem wir im Sonntagsgottesdienste Gott geben, was Gottes ist, wollen wir zugleich dem Könige geben, was des Königs ist, ihm geben das Beste, was wir haben, Gebete der Liebe, der Dankbarkeit, der Fürbitte für ihn in den Gottesdienst und ins heilige Opfer einweben und den Segen dessen, durch den die Könige regieren (Spr 8, 15), herabflehen auf sein teures Leben und auf seine Regierung. Amen.

2. Die Arbeit und die christliche Hoffnung.

Arbeit und Glaube — daß die beiden zusammengehören, daß der Glaube kein Feind und Gegner, sondern der treueste

Bruder und Gefährte der Arbeit und des Arbeiters sei, das habe ich in meinem vorjährigen Fastenhirtenbrief euch zu bedenken gegeben. Die Arbeit und die christliche Hoffnung, das soll den Inhalt meiner heutigen Ermahnung bilden.

Der Glaube tauft gleichsam die Arbeit und macht sie zur Christin. Sobald sie aber gläubige Christin geworden, tritt ihr zur Seite als treue Schwester die Himmelstochter, die heilige Hoffnung, und sie redet ihr tröstlich zu und muntert sie auf, sie hilft ihr tragen des Tages Last und Hitze, sie trocknet ihr den Schweiß von der Stirne und harrt bei ihr aus, bis das Tagewerk vollendet ist. Möchte doch alle unsere Arbeit, möchten doch alle Söhne und Töchter der Arbeit, möchten alle meine Diözesanen sich immer der Nähe, der Hilfe, des Trostes dieses guten Engels erfreuen! Das ist der sehnliche Wunsch des Bischofs, welcher die Arbeit liebt und die Arbeiter liebt. Darum betet er mit dem Apostel: Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und allem Frieden im Glauben, auf daß ihr überreich seiet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes (Röm 15, 13).

Ohne alle Hoffnung kann kein Mensch auf die Dauer arbeiten noch leben. Jeder, der arbeitet, hofft auf einen Ertrag, eine Frucht, einen Lohn seiner Arbeit. Das ist natürlich, ja naturnotwendig. In Hoffnung, heißt es in der Schrift, soll der Pflügende pflügen und der Dreschende dreschen, in Hoffnung, von den Früchten zu genießen (1 Kor 9, 10). Schon die Hoffnung auf irdischen Gewinn und Ertrag, auf zeitlichen Lohn und Erfolg erweist sich als mächtige Triebkraft im Arbeitsleben. Sie ist berechtigt und wird vom Christentum nicht

verkannt und nicht verkümmert, sondern in ihrem Rechte belassen und beschützt. Der Heiland selber hat den Grundsatz verkündet: Der Arbeiter ist seines Lohnes, seiner Nahrung wert (Mt 10, 10. Lk 10, 7). Im Alten und im Neuen Testamente wird Vorenthaltung des verdienten Lohnes als himmelschreiende Sünde gebrandmarkt. Die berechtigten Bestrebungen, mit erlaubten Mitteln eine Verbesserung ungünstiger Lohnverhältnisse herbeizuführen, billigt und unterstützt die Kirche. Sie sammelt ihre Arbeiter in Vereine und Verbände auch zu dem Zwecke, damit sie gerechte Lohnansprüche mit größerem Nachdruck geltend machen können.

Aber freilich, wen bei all seinem Streben und Arbeiten nur die Hoffnung auf klingenden Lohn und irdischen Gewinn leitet, der ist und bleibt ein armer Mensch. Wie oft trügt sie, diese Hoffnung! Wie oft entspricht die Ernte nicht der Aussaat, der Lohn nicht der Mühe, der Erfolg nicht der Erwartung! Und könnte auch jemand für seine Arbeit immer volle Garben, Geld in Menge, Lorbeeren und Orden einheimsen, glücklich wäre er damit erst noch nicht. Darum lehrt und mahnt die Kirche ihre Kinder: Sursum corda! höher die Herzen, höher die Hoffnung! Begnüget euch nicht mit irdischem Lohn, da ihr ewigen haben könnt; arbeitet nicht um Menschenlohn allein, da ihr noch ganz andern hinzugewinnen könnt. Nehmet die christliche Hoffnung zur Mitarbeiterin: sie läßt euch den zeitlichen Lohn und erwirbt den himmlischen dazu. Jede Arbeit im Dienste Gottes, sie mag an sich noch so gering und gemein erscheinen, sie findet ihren vollen Lohn beim höchsten Arbeitsherrn, der nicht kargt und nicht marktet, sondern einem jeden gibt, was recht ist (Mt 20, 4). Ein Fluch der Unfruchtbarkeit lastet

von der Sünde her auf vielen Bemühungen und Bestrebungen der Menschenkinder; für die Gotteskinder ist dieser Fluch gehoben. Meine Erwählten arbeiten nicht vergeblich, spricht der Herr (Is 65, 23). Da gibt es kein bitteres Umsonst. Da braucht nicht die Klage angestimmt zu werden: Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen (Lk 5, 5). Wenn auch aller irdische Ertrag ausbleiben sollte: die Arbeit ist vorgemerkt im Lohnregister der Ewigkeit, ihre Rente ist sicher angelegt in der andern Welt.

Freilich, wir sehen ihn noch nicht, diesen ewigen Lohn. Denn durch Hoffnung, sagt der Apostel, sollen wir selig werden; die Hoffnung aber, welche man sehen könnte, wäre ja nicht Hoffnung mehr; denn was jemand sieht, wie kann er darauf noch hoffen? Wir aber hoffen, was wir nicht sehen, und erwarten es in Geduld (Röm 8, 24). Denn Gott hat uns für seine Verheißung ewigen Lohnes einen guten Bürgen gestellt, einen treuen und wahrhaftigen Zeugen (Offb 3, 14) — das ist sein eingeborner Sohn. Er ist aus der Ewigkeit herübergekommen; er kennt den ewigen Lohn und kennt das Reich, welches den Kindern Gottes bereitet ist von Grundlegung der Welt (Mt 25, 34). Er weiß, was er sagt, wenn er uns zuruft: Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel (Mt 5, 12).

Er selbst ist unsere Hoffnung (Kol 1, 27. 1 Tim 1, 1). Seine menschliche Erscheinung, sein Leben auf Erden, seine Worte, seine Wunder, seine Wunden, sein Tod, seine Auferstehung und seine Himmelfahrt sind ebensoviele Unterpfänder, Bürgschaften und Siegel für die Sicherheit unserer Erwartung. Nein, unsere Hoffnung schwebt nicht in der

Luft und hängt nicht in den Wolken; sie hat Gestalt und Leben gewonnen in seiner göttlichen Person, sie hält sich an sein Wort, sie nährt sich mit seinem Fleisch und Blut, sie lebt aus seinem verklärten Leben, sie schreitet an seiner Hand sichern Schrittes hinüber über die Grenzen des Endlichen und Sichtbaren in jenes Reich, wohin er uns vorausgegangen, uns Wohnungen zu bereiten (Jo 14, 2). Durch ihn, unsern Heiland und Erlöser, ist auch das zagende, zitternde, fiebernde Hoffen des armen Menschenherzens erlöst worden. Gott hat uns wiedergeboren, schreibt der Fürstapostel, zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Christi von den Toten (1 Petr 1, 3). Der auferstandene und verklärte Heiland gibt unserer Hoffnung gesundes Leben, kräftigen Pulsschlag und ein sicheres Ziel.

Aber da wirft man uns ein: Dieses Ziel liegt im Jenseits, und das stete Hinübersehen und Hinübersehnen ins Jenseits taugt nichts; es läßt den Menschen nicht mehr festen Fuß fassen in der wirklichen Welt, es trübt ihm den Blick und schwächt ihm den Arm für seine Arbeitsaufgabe hienieden.

Das Gegenteil ist wahr: Es macht ihn nur um so tauglicher fürs Diesseits; es macht ihn weitsichtiger, ausdauernder, widerstandsfähiger. Will man etwa sagen, der Frosch, der am Boden sitzt und alles von unten sieht, sei im Vorteil gegen den Adler, der den Flug zur Sonne nimmt und die Erde von oben betrachtet? Die christliche Hoffnung hat Adleraugen; sie sieht alles im Lichte der Ewigkeit und erkennt daher alles in seinem wahren Werte, ohne Unterschätzung, ohne Überschätzung. Sie denkt von keiner Arbeit und keiner Aufgabe gering, wäre sie menschlich angesehen

noch so niedrig, sie schätzt sie nach dem ewigen Wert und ewigen Lohn, der ihr zukommt, sobald sie im Dienste Gottes verrichtet wird.

Mit ganz anderer Treue und Gewissenhaftigkeit, mit ganz anderer Kraft und Freudigkeit wird der hoffende Christ seinem Berufe leben, als wer bloß im Menschendienste um Menschenlohn arbeitet. Ihr kennt jene Leitungen, durch welche gewaltige Ströme elektrischer Kraft in weite Fernen übertragen werden. Die christliche Hoffnung ist auch eine solche Leitung, eine Kraftübertragung aus dem Jenseits ins Diesseits. Mit Hilfe der Kräfte der künftigen Welt (Hebr 6, 5) kann der Mensch jene Schwierigkeiten überwinden, an welchen so gerne seine Arbeitsfreudigkeit zu Schanden geht. Keine Arbeit ist so drückend, so trostlos einförmig, so geisttötend, so niedrig und gering, daß ihr nicht Geist und Seele, Zweck und Wert und Befriedigung einflößen könnte die herzstärkende Hoffnung: Auch mit dieser Arbeit diene ich Gott, und Gott bleibt nichts schuldig; er wird mich nicht königlich nur, sondern göttlich belohnen. Wahrlich, mit solcher Hoffnung arbeiten dürfen, ist an sich schon Lohn, der reichlich lohnt.

Wenn dieser Lohn nicht mit in Rechnung gestellt werden darf oder will, ist überhaupt die so brennende Lohnfrage ganz befriedigend nie zu lösen. Gewiß, Staat und Kirche und alle Beteiligten müssen den Arbeiter unterstützen in seinem berechtigten Bestreben nach Arbeit, nach Hilfe bei unverschuldeter Arbeitslosigkeit, nach Verbesserung ungenügender Lohnverhältnisse. Aber wer weiß nicht, daß die Ungunst der Verhältnisse oft mächtiger ist als die bestgemeinten, nachdrücklichsten Bemühungen? Keine Macht der Welt wird alle Ungleichheiten ebnen, alle Ansprüche und Wünsche

befriedigen, jeder Arbeit ihren voll entsprechenden Lohn sichern können. Schließlich ist ja die Menschenarbeit viel zu edel und zu geistig, als daß sie mit kaltem Metall und mit irdischen Werten genügend abgelohnt werden könnte. Da gibt es nur eine Ausgleichung und Aufbesserung, welche das Verlangen der Menschenseele stillen kann, das Bewußtsein: Meiner Arbeit besten und höchsten Lohn kann niemand mir nehmen und schmälern; ich stehe in Gottes Dienst; er lohnt mir die Arbeit und das Nichtarbeitenkönnen; er segnet den kargen irdischen Lohn und legt den ewigen in Gnaden dazu.

Diese Zuversicht, welche sich beständig ernährt und erneuert im Gebet, in der guten Meinung, beim Gottesdienste, beim Empfange der Sakramente, flößt der Seele eine große Ruhe und Stetigkeit ein und jene Zufriedenheit, von welcher der Apostel sagt: Ein großer Gewinn ist Frömmigkeit mit Genügsamkeit (1 Tim 6, 6). Sie gemahnt ihn beim Blick in die schöne Gottesnatur, beim Gang durch die Felder mit ihrem Blumenschmuck, beim Gesang der Vögel an die herzberuhigende Mahnung des Heilandes: Sorget nicht ängstlich . . . betrachtet die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und doch ernährt sie euer himmlischer Vater; seid ihr nicht viel mehr als sie? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht und spinnen nicht, und doch sage ich euch: selbst Salomo in all seiner Pracht war nicht gekleidet wie eine von ihnen (Mt 5, 25 ff). Solches Vertrauen lähmt den Eifer des Arbeiters nicht. Es gibt ihm frohen, frischen Mut; es nimmt von ihm den Alpdruck übermäßiger Sorge,

welcher die Brust einschnürt, die fiebernde Unruhe und Hast, die am Leben zehrt. Und in schweren Tagen festigt sich dieses Vertrauen zu heldenhafter Geduld, die eine Großmacht ist im Menschenleben und in der Welt der Arbeit. Dazu ermahnt der Apostel in dem kräftigen Aufruf an alle Christen: Darum, meine Brüder, seid standhaft und unerschütterlich, seid voll Eifers im Werke des Herrn allezeit; ihr wisset ja, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn (1 Kor 15, 58).

Nun gibt es aber heutzutage viele, die auf diese Mahnung nicht mehr hören. Die christliche Hoffnung, welche durch Jahrhunderte die treue Arbeitsgenossin des deutschen Volkes war — ihnen gilt sie nichts mehr. Sie haben nur Schimpf und Hohn für sie und suchen sie aus dem Herzen des Volkes, namentlich des Arbeiters, herauszureißen. Wilde Rufe gellen durch die heutige Welt: Weg mit der Jenseitshoffnung! Weg mit dem Himmel drüben! Weg mit dem ewigen Lohn! Das ist doch alles nur Lug und Trug. Das sind nur fein ersonnene Fabeln und Märchen, um das arme Volk einzuschläfern und zufrieden zu erhalten. Aber heutzutage verfange das nicht mehr; die Zeit sei um, wo das Volk sich damit habe abspeisen lassen; im 20. Jahrhundert verlange es anderes.

Und was haben nun die, welche so reden, dem Volke anderes zu bieten für die christliche Hoffnung, welche sie ihm rauben? Auch eine Hoffnung — die Hoffnung auf einen Himmel auf Erden, auf ein paradiesisches Leben hienieden, auf ein goldenes Zeitalter, auf einen Zukunftsstaat, in dem alle Unterschiede zwischen arm und reich, Arbeiter und Arbeitgeber, Vorgesetztem und Untergebenem verschwinden, in dem alle gleichen Anteil an den Gütern, Freuden und

Genüssen dieser Welt haben, in dem die Erlösung der gesamten Menschheit von Not, Sorge und Elend Wahrheit werde und die Herrschaft von Friede, Freude, Freiheit und Gerechtigkeit für immer gesichert sei.

Mit leuchtenden Farben wird dieses Zukunftsbild dem Volke ausgemalt, und viele hat es schon bezaubert. Aber sie mußten aus dem Leben scheiden mit bitterster Enttäuschung, ohne auch nur von ferne die Pforte dieses Paradieses, ohne auch nur die Morgendämmerung dieser neuen Zeit gesehen zu haben. Andere, welche einsichtiger waren, haben schon zu Lebzeiten sich von dieser Hoffnung wieder losgesagt, nachdem sie erkannt hatten, daß sie Lug und Trug sei. Andere aber richten immer drohender und grollender an die Propheten dieser Hoffnung die Frage: Wann kommt es endlich einmal, dieses Paradies auf Erden? Wir können nicht mehr länger warten; wir wollen auch noch etwas davon haben; wir lassen uns nicht mit Hoffnungen abspeisen und wollen nicht hungrig ins Grab steigen. Und es wird ihnen geantwortet mit Vertröstungen, Beschwichtigungen, Verheißungen, die nichts besser machen, oder auch mit Aufruf zu Gewalttaten, die alles schlimmer machen. Tatsächlich aber ist man in den fünfzig Jahren, seitdem solche Paradieseshoffnungen gepredigt werden, dem Paradies auf Erden nicht einen Schritt näher gekommen.

So steht also hier Hoffnung gegen Hoffnung, und die Frage ist nur: Welche verdient den Vorzug? Sollen wir uns an jene halten, die von Gott uns dargeboten wird und für die der Heiland mit Blut und Leben sich verbürgt hat, oder an jene, die Menschen uns anbieten ohne andere Gewähr und Bürgschaft als ihre Behauptungen und Versprechungen? Sollen wir die wählen, die das Diesseits

und Jenseits umspannt, oder die, welche für das Jenseits nichts bieten will und für das Diesseits bisher blutwenig hat bieten können? Sollen wir jener den Vorzug geben, welche den Kelch der Leiden und Mühen hienieden uns nicht ersparen kann, aber in jeden einen vollen Tropfen wundersamen Trostes gießt, oder jene, welche diesen Kelch auch nicht ersparen kann, aber in jeden Leidenskelch und jeden Freudenkelch bittern Wermut der Unzufriedenheit gießt? Sollen wir an jene uns klammern, die uns Kraft und Mut und Arbeitsfreudigkeit einflößt, oder an jene, die uns den Stachel der Unlust und des Unmutes immer tiefer ins Herz bohrt und uns elend und friedlos macht? Sollen wir jene zur Lebensgefährtin wählen, die auch in Trübsal, Unglück und Todesnot treu bei uns ausharrt, oder jene, die im Unglück uns im Stiche läßt und in der Todesstunde uns nichts mehr zu sagen hat als: Lästere Gott und stirb (Job 2, 9)?

Ja, die Probe der Todesstunde muß doch schließlich jede Lebenshoffnung bestehen. Da erst wird ihr Wert oder Unwert ganz offenbar. Wie mag denen zu Mute sein auf dem Sterbelager, welche alle Hoffnung auf ein Jenseits aus ihrem Leben ausgeschaltet, ihr ganzes Denken und Streben ins Diesseits eingeschlossen und ihr ganzes Herz an die gerühmte Diesseitshoffnung gehängt haben! Jetzt geht es mit ihnen zu Ende, und wo ist nun ihr Himmel auf Erden, wo das Paradies, von dem sie geträumt hatten? Wahrlich, kein Himmel und kein Paradies, sondern Arbeit, Sorge und Elend war ihr Leben. Jetzt sehen sie klar, daß ihre Hoffnungen sie nur belogen und betrogen haben, und sie fluchen ihnen: Verflucht seien sie, wenn es kein Jenseits gibt, denn sie haben im Diesseits uns nicht glücklich gemacht; ewig

seien sie verflucht, wenn es ein Jenseits gibt, denn dann haben sie uns auch das ewige Glück geraubt!

Hat man jemals auf dem Totenbett einen Menschen es bedauern und beklagen hören, daß er an ein Jenseits geglaubt und auf ein Jenseits gehofft hat? Nein, da ist dieser Glaube und diese Hoffnung einziger Trost und letzter Halt. Und wenn die Wehen des Todes und der Ewigkeit scharfer Luftzug alle irdischen Pläne und Hoffnungen wie Nebel verwehen, dann bleibt sie noch bei dem armen Sterbenden, die christliche Hoffnung, und hält das zitternde Herz und flüstert ihm zu: Sei getrost, verzage nicht! Und sie geleitet den Erdenpilger hin bis zur Pforte der Ewigkeit; da hört ihre Mission auf und lächelnd verabschiedet sie sich von ihm, der nun schaut, was er geglaubt, und empfängt, was er gehofft.

Meine geliebten Diözesanen! Lasset uns unwandelbar festhalten am Bekenntnis unserer Hoffnung, denn getreu ist der, welcher die Verheißung gegeben hat; verlieret nicht das Vertrauen, das eines so großen Lohnes sicher ist, denn Geduld ist euch nötig, damit ihr durch Vollbringung des Willens Gottes die Verheißung erlanget; nur noch eine kleine Weile, und er wird kommen, der da kommen soll, und wird nicht zögern (Hebr 10, 23 35 ff).

Folget dieser Mahnung des Apostels, und wenn man euch höhnisch fragt wie den frommen Tobias: Wo ist denn eure Hoffnung? Offenbar ist eitel eure Hoffnung! so antwortet mit Tobias: Redet nicht so; wir sind Söhne der Heiligen und erwarten jenes Leben, welches Gott denen geben wird, die ihre Treue nicht

von ihm abwenden (Tob 2, 16 22). Das Haupt bewehrt mit der Hoffnung wie mit einem Helme des Heiles (1 Thess 5, 8), harret aus im Kampfe und schauet auf den, welcher der Anfänger und Vollender unseres Glaubens und unserer Hoffnung ist (Hebr 12, 2). Ja, er, unser Herr und Heiland Jesus Christus, er selbst ist unsere Hoffnung und soll es bleiben, und ernst und tröstlich ergeht sein Ruf an uns: Siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir, zu vergelten einem jeden nach seinen Werken (Offb 22, 12). Amen.

3. Die Arbeit und die Gottesliebe.

Ihr kennet das Wort, mit welchem der heilige Apostel Paulus das dreizehnte Kapitel des ersten Briefes an die Korinther schließt, jenes Kapitel, welches man mit Recht das Hohelied der Liebe nennt und nicht oft genug lesen kann. Das inhaltschwere Schlußwort lautet: Nun bleiben diese drei: Glaube, Hoffnung, Liebe; die größte aber unter ihnen ist die Liebe.

Ja, nun bleiben diese drei; sie sind das einzige Bleibende in dieser Welt der Vergänglichkeit; sie bleiben uns treu, wenn alles um uns wankt und weicht und versagt und vergeht, und sie allein geben unserem Leben bleibenden Wert. Sie bleiben auch in der Welt der Arbeit und für den Stand der Arbeiter die besten Hilfskräfte und Bundesgenossen.

Was Glaube und Hoffnung für die Arbeit und den Arbeiter bedeuten, das habe ich euch in den beiden letzten Hirtenbriefen darzutun versucht. Heute darf ich von dem zu euch reden, was größer, mächtiger, herrlicher ist als Glaube und Hoffnung — von der Liebe. Arbeit und

Gottesliebe — mit dieser Betrachtung wollen wir eintreten in die stille heilige Fastenzeit.

Nun bleiben diese drei, die größte aber unter ihnen ist die Liebe. Ihr gebührt der Vorrang, denn im Himmel und auf Erden gibt es nichts, was größer wäre als sie. Von Gott selbst können wir nichts Höheres aussagen als: Gott ist die Liebe; und von der Liebe können wir nichts Höheres sagen als: die Liebe ist aus Gott (1 Jo 4, 7 f), göttlichen Ursprungs und göttlicher Natur. Liebe ist das Wesen und Leben des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Liebe ist das erste und letzte Wort aller Offenbarungen Gottes, die Seele und der Stempel aller göttlichen Werke. Liebe hat das All ins Dasein gerufen und die Geschlechter der Menschen und ein jedes von uns. Die wunderbaren Ratschlüsse und blutigen Geheimnisse der Erlösung erklärt nur das eine Wort: So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab (Jo 3, 16). Die Rechtfertigung und Heiligung der Menschenseele ist das Werk des Heiligen Geistes, welcher selbst die persönliche Liebe des Vaters und des Sohnes ist und welcher die Liebe Gottes ausgießt in unsere Herzen (Röm 5, 5) und selber unserem Geiste Zeugnis gibt, daß wir Kinder Gottes sind (Röm 8, 16). Diese Gottesliebe ist das höhere, übernatürliche Leben unserer Seele; in ihr uns zu erhalten, zu befestigen und weiterzufördern, das ist der Zweck aller Heilsmittel und Gnadenmittel und der ganzen Erziehung der Kirche. Wir alle sollen in ihr festgewurzelt und festgegründet werden (Eph 3, 17) und jene unerschütterliche Gewißheit erlangen, von welcher der Apostel beseelt war: daß nichts, weder

Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Macht noch Hoheit, noch Tiefe, noch irgend ein Geschöpf uns zu scheiden vermöge von der Liebe Gottes, welche ist in Christus Jesus, unserem Herrn (Röm 8, 38 f).

Wenn diese Liebe, welche schon in der Taufe in die Seele eingegossen wird, wirklich von einem Menschenherzen und Menschenleben Besitz ergriffen hat, so sucht sie alles zu beherrschen und in ihren Dienst zu ziehen. Sie wird nach dem Ausdruck des hl. Gregor von Nazianz eine süße heilige Tyrannin (Or. 28); sie ruht nicht, bis sie das ganze äußere und innere Leben, alles Tun und Lassen des Menschen in ihren Machtbereich einbezogen, ihrem Zepter unterworfen hat. Sie stellt ihr Gebot allen andern vor: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte (Mt 22, 37). Sie nimmt das Arbeitsgebot, das allen Menschen gilt und viele Menschen so schwer drückt, in ihr Liebesgebot herein. Als Königin und Herrscherin von Natur will sie namentlich auch die Arbeit des Menschen, das Beste und Wertvollste in seinem Leben, mit ihrer Macht durchdringen und ihrem Geist beseelen. Sie wandelt sie um in Liebesarbeit und erzieht den Menschen dazu, daß er den Willen Gottes tue freiwillig und von Herzen (Eph 6, 6).

Arbeit und Gottesliebe — wo die beiden sich gefunden und den Bund fürs Leben geschlossen haben, wo ein Arbeiter, eine Arbeiterin regelmäßig das Tagewerk mit einem aus tiefster Seele kommenden: Dir zulieb, o Gott! einleitet und begleitet und beseelt, da ist wirklich die Arbeit in ihrem innersten Wesen gehoben und veredelt. Da ist

sie nicht mehr Zwangsarbeit und Strafarbeit, nicht eine unpersönliche Kraft oder Ware, welche verhandelt werden kann; da ist der Mensch nicht mehr Arbeitsmaschine oder beseelter Maschinenanteil, nicht mehr nur ein Zahn am Rade der Industrie, sondern eine freie selbständige Persönlichkeit im Dienste des Allerhöchsten, im Kindesverhältnis, nicht in Knechtstellung zu ihm.

Da kommt es auf die äußere Art und Form der Arbeit gar nicht mehr an; die Liebe allein bestimmt ihr Wesen und ihren Wert. Die körperliche Arbeit steht nicht tiefer als die geistige, wenn auch sie vergeistigt ist durch die Liebe Gottes, wenn der Arbeiter der Mahnung des Apostels folgt: Verherrlichet und traget Gott in eurem Leibe (1 Kor 6, 20). Die niedrigsten und unscheinbarsten Arbeitsverrichtungen schmilzt das Feuer der Liebe zu lauterem Gold mit der Währung der Ewigkeit und schmiedet dieses Feuer zusammen zu einem Lebenswerke, welches Bestand hat und im Gerichte bewährt wird. Schon vom rein natürlichen Standpunkt aus soll man keine Arbeit, welche diesen Namen verdient, gering achten, auch wenn sie noch so niedrig scheinen mag. Ein Weltenherrscher (Napoleon I.) hat den Ausspruch getan: Ehrfurcht vor dem, der eine Last trägt! Wie ehrwürdig ist aber vollends der, welcher seine Last trägt im Aufblick zu Gott, eins mit Gott durch die Liebe! Wahrlich, ob seine Hand das Zepter halte, oder die Feder führe, oder das Schwert oder den Hammer schwinge, ob er die Sorgenlast einer verantwortungsvollen Stellung trage oder die Zentnerlast eines Bausteins oder Zimmerbalkens — Ehrfurcht vor ihm! Ihn adelt die Liebe, ihn umleuchtet Gottes Nähe und Wohlgefallen.

Wie wichtig ist es, daß die Liebe zur Arbeit in der Menschheit nicht schwinde und erlahme! Was erhält sie jung und frisch und tatenfroh? Nichts so sehr wie die Arbeit aus Liebe. Arbeite aus Liebe zu Gott, so wirst du bald die Arbeit lieben, so wird sie von selbst dir Herzenssache werden und du wirst mit ganzer Seele dabei sein. Und die Liebe wird sich dir als beste Arbeitsgehilfin erweisen und dir die Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit nicht versiegen lassen. Welche Kraft flößt nicht schon die natürliche Liebe ein! Welche Leistungen und Opfer nimmt nicht die Gattenliebe, Mutterliebe, Kindesliebe auf sich! Zu welchen Heldentaten begeistert die Liebe zum Vaterland! Selbst die unreine Leidenschaft, welche widerrechtlich den Namen Liebe sich aneignet, welche Kraft lebt nicht sogar noch in dieser Verirrung der Liebe! welcher Taten und Untaten ist sie fähig!

Von der Liebe zu Gott und aus Gott aber heißt es in der Schrift, daß sie stark sei wie der Tod (Hl 8, 6), daß sie alles ertrage, alles glaube, alles hoffe, alles überstehe und nimmer aufhöre (1 Kor 13, 7 ff). „Nichts ist so hart und so eisern", sagt der hl. Augustinus, „daß es nicht vom Feuer der Liebe bezwungen würde."[1] Und die Nachfolge Christi, in welcher ihr hoffentlich immer wieder leset, singt das Lob der Gottesliebe als Arbeitsgenossin in den schönen Worten: „Etwas Großes ist es um die Liebe; ja sie ist ein hohes Gut, welches alles leicht macht, was schwer ist, und alles leicht trägt, was quer ist, und ohne Beschwer die Beschwerde auf sich nimmt und das Bittere in Süßigkeit und Wohlgeschmack verwandelt.

---

[1] S. Aug., De mor. eccles.

Wer liebt, der fliegt und läuft, ist fröhlich und frei und ungebunden. Die Liebe fühlt keine Last und achtet keine Mühe; sie wagt mehr als sie kann und klagt nicht über Unmögliches, denn ihr ist, als könnte und dürfte sie alles. Darum kann sie auch alles, vollbringt viel und erzwingt den Erfolg, wo der Nichtliebende nachläßt und erliegt" (Nachf. Christi 3, 5, 3 f).

Ja, der Liebesjünger hat recht, wenn er schreibt: Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer; denn alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt (1 Jo 5, 4). In der willigen Übernahme der Gebote, namentlich auch des Arbeitsgebotes, bewährt und betätigt sich die Liebe zu Gott. Aber aus Liebe zu Gott übernommen, ist auch dieses Gebot nicht mehr schwer; denn die gottgeborne Liebe hat eine weltüberwindende Kraft, und es gibt keine mächtigere Bundesgenossin als sie im harten Kampf ums Dasein, im schweren Arbeitskampfe der Gegenwart.

Steht sie auch uns zur Seite? Vielleicht denkt mancher trüben Sinnes und unmutigen Herzens: Ich spüre nicht viel von dieser Hilfe; ich bin doch auch ein Christ und erliege fast unter der Last der Arbeit. Aber da muß ich dich doch zuerst fragen: Lebst du denn wirklich in der Liebe Gottes? Mit andern Worten: Bist du im Stande der heiligmachenden Gnade? Stehst du nicht in der Gnade, so lebst du auch nicht in der Liebe; denn mit schwerer Sünde, mit dem Laster, mit böser Gewohnheit und unreiner Leidenschaft kann die Liebe nicht zusammenwohnen. Wenn das dein Seelenzustand wäre, dann höre doch auf die Stimme der heiligen Mutter, der Kirche, welche in den kommenden

Wochen laut zur Buße ruft und an Christi Statt bittet: Versöhnet euch mit Gott (1 Kor 5, 20). Tiefbetrübt über so viele, welche nicht als Kinder der Liebe, sondern als Kinder des Fluches (2 Petr 2, 14) dahinleben, bietet sie in dieser heiligen Zeit alles auf, um die Verirrten zur Rückkehr zu bewegen. Sie bestreut eure Häupter mit Asche, sie läßt die Donnerstimme der Propheten an euer Ohr tönen, sie ruft ein großes Fasten aus, sie führt euch auf den Leidensweg des Herrn und heißt euch hineinschauen in seine Wunden, sie läßt es nicht fehlen an Mahnungen und Gelegenheiten zum Empfange der heiligen Sakramente. Möchte auch nicht eines aus meiner großen Herde ihrer Stimme das Ohr verschließen; möchten wir alle auf den Wegen der Buße in das sonnige Reich der Gnade und Liebe gelangen!

Wenn wir sie aber bewahrt oder wiedergewonnen haben, die heiligmachende Gnade und mit ihr die Gottesliebe, dann haben wir es ganz selber in der Hand, ob und inwieweit sie eine Macht werden solle in unserem Leben und eine Hilfskraft bei unserer Lebensarbeit. Wir dürfen da freilich nicht in den Fehler so mancher Christen verfallen. Die scheinen Religion und Gottesliebe wie eine Art Feierkleid und Feststaat anzusehen, welche man die Woche über im Kasten verwahrt und nur an Sonn- und Festtagen hervorholt; sie schränken die Gottesliebe ein auf die Zeit des Sonntagsgottesdienstes oder auf die Zeit des Gebetes, und wie karg wird diese oft bemessen. Ganz uneingedenk der Mahnung des Herrn: Niemand kann zwei Herren dienen (Mt 6, 24), möchten sie ihre Liebe und ihr Leben, ihre Zeit und Kraft, ihr Tun und Arbeiten teilen zwischen Gott und dem

Mammon, zwischen Gott und der Welt, zwischen Christus und Belial.

Solche Teilung widerspricht dem Gebote der Liebe und dem ganzen Wesen der Liebe. Die Gottesliebe bedeutet im Leben entweder alles oder nichts. Wenn sie wahre und lebendige Liebe ist, so will sie auch das ganze Leben durchdringen und beherrschen. Die Liebe Christi dränget uns, schreibt der Apostel (2 Kor 5, 14); sie drängt uns und läßt uns keine Ruhe, bis wir alles an Gott hingeben und mit ihr unsere Ruhe finden in Gott.

Aber wie soll ich zu dieser lebendigen und lebenskräftigen Liebe gelangen? Durch Liebe. Liebe lernt man nur durch Lieben. Fange nur kühn zu lieben an. Zwinge dein Herz, auf den Gnadenzug der Liebe einzugehen, vor allem beim Beten, bei Erfüllung deiner religiösen Pflichten. Wenn dein Inneres gar so kalt und liebeleer ist, dann bete; pflege die Andacht zum Heiligen Geiste, zum heiligsten Sakramente, zum göttlichen Herzen Jesu; wende dich an Maria, die Mutter der schönen Liebe; das ist all dieser Andachten Hauptzweck und beste Frucht: Förderung und Befestigung in der Liebe Gottes.

Dann gehe nie an dein Tagewerk, ohne beim Morgengebete durch eine kräftige gute Meinung zum voraus in deine Arbeit einen hellen Strahl, eine volle Blutwoge, einen kräftigen Pulsschlag der Liebe hineingeleitet zu haben. Den Tag über halte fest an der Liebe (1 Kor 14, 1), und wenn die Arbeit besonders schwer drückt, wenn der Schweiß in Strömen fließt, wenn die Hand schlaff werden und der Mut in Unmut umschlagen will, richte dich auf durch einen Akt der Gottesliebe. Und wenn die Ungeduld wie ein Vulkan im Innern arbeitet, mache dem Herzen Luft, nicht

in Flüchen und zornigen Reden, sondern durch ein kräftiges: Dir zulieb, o Gott! — das wird Wunder wirken. „Ein starker Ruf in Gottes Ohr", sagt die Nachfolge Christi (3, 5, 5), „ist schon das heiße Verlangen der Seele, welche spricht: Mein Gott, meine Liebe, ich ganz dein und du ganz mein."

Je mehr du darin dich übest Tag für Tag, um so mehr wird es dir zum Bedürfnis, ja zur zweiten Natur werden, mit der Gottesliebe zu arbeiten, um so mehr wirst du die Arbeit lieben. So wird dann all dein Tun und Arbeiten unter die sonnige, segensreiche Herrschaft der Liebe kommen, und das Wort des Apostels wird sich an dir erfüllen: Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Guten (Röm 8, 28).

Man klagt über Abnahme der Arbeitsliebe und Arbeitsfreudigkeit, und es gibt so viele verdrossene, unmutige, unfreie, daher des freien Menschen unwürdige Arbeit. Diese Klage steht, so wenig man es vermuten möchte, in innerem Zusammenhange mit der Klage, welche aus dem Herzen des hl. Franziskus kam: „Wehe, die Liebe wird nicht geliebt!" Wenn Gott mehr geliebt würde, so würde es auch nicht an Arbeitsliebe fehlen. Liebe die Arbeit, das heißt soviel als: Arbeite aus Liebe, aus Liebe zu Gott. Darum rufe ich euch allen mit dem Apostel zu: Haltet fest an der Liebe! Alles, was ihr tuet, geschehe aus Liebe (1 Kor 16, 14). Möchtet ihr alle, ihr Söhne und Töchter der Arbeit, in der Liebe Gottes die wahre Liebe zur Arbeit finden, welche das Herz jung, den Arm kräftig, den Mut frisch erhält! Das ist mein sehnlicher Wunsch, und meine Liebe ist mit euch allen in Christus Jesus (4 Kor 16, 14). Amen.

4. Die Arbeit und die Nächstenliebe.

Dieses Gebot haben wir von Gott, schreibt der Jünger der Liebe, daß wer Gott liebt, auch seinen Nächsten liebe (1 Jo 4, 21). Gottesliebe, Nächstenliebe, Selbstliebe sind ja im großen christlichen Gebot der Liebe auf das engste miteinander verbunden, ja ineinander geschmolzen. Die wahre Liebe ist nur eine. Wie sie als Gottesliebe des Menschen Arbeit beseelt, befreit und erhebt, das haben wir im vorigen Jahre betrachtet. Heute möchte ich euch zeigen, wie viel Segen sie als Nächstenliebe zu stiften vermag in der Welt der Arbeit.

Freilich, wenn es gilt, in dieser Welt den Grund zu legen, Ordnung zu schaffen, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auszugleichen, dem Arbeiter sein Recht, der Arbeit den verdienten Lohn zu sichern, dann hat zunächst die Gerechtigkeit ihres Amtes zu walten. Der Arbeit nicht Almosen, sondern ihr Lohn; dem Arbeiter nicht Erbarmen, sondern dem Arbeiter sein Recht — das hat unsere heilige Kirche stets betont und hat in unsern Zeiten Papst Leo XIII. nachdrücklich eingeschärft.

Aber die Gerechtigkeit allein reicht nicht aus. Ihr ordnendes und ausgleichendes Walten findet so oft Schranken an den tatsächlichen Verhältnissen. Sie kann mit bestem Willen nicht alle Spannungen lösen, nicht alle Gegensätze vermitteln, nicht alle Not aus der Welt schaffen. Arme habt ihr allezeit bei euch, hat der Heiland selbst gesagt (Mt 26, 11). Die Gerechtigkeit mag das Fundament legen und die Mauern aufführen für das Haus des gesellschaftlichen Zusammenlebens; das Haus warm und wohnlich machen kann doch nur die Liebe.

Wahrlich, man kann es in der heutigen Zeit der sozialen Frage nicht genug betonen, daß das alte, große, heilige Gebot: Du sollst Gott lieben über alles und deinen Nächsten lieben wie dich selbst, auch in der Welt der Arbeit das Hauptgebot ist. Die Liebe allein kann bewirken, daß das Wort „Arbeit" nicht zum Scheidewort und zum Trennungskeil wird, sondern ein Verbindungswort bleibt, welches die Menschen zusammenschließt. Nur unter ihrer sonnigen Herrschaft ist die soziale Frage zu lösen; denn sie ist nicht bloß eine Magenfrage, sondern auch eine Herzensfrage. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein (Mt 4, 4); sein Herz hat auch Liebe nötig und lebt von jedem Worte, das aus dem Munde der ewigen Liebe kommt, und von jedem Worte, das Gottesliebe auf Menschenlippen legt. Die Liebe bringt zustande, was eherne Gesetze und papierene Verträge nicht vermögen. Sie allein kann die bösen Geister bannen und beschwören, welche die eigentlichen Störefriede des gesellschaftlichen Zusammenlebens sind: Haß und Neid, Selbstsucht und Scheelsucht.

Unter dem ernsten und milden Regimente der christlichen Liebe stehen Arbeitsherren und Arbeiter. Sie verpflichtet beide, sich gegenseitig in ihren Menschenrechten und ihrer Menschenwürde anzuerkennen und zu achten, sich solidarisch zu fühlen, in persönliche Beziehung zueinander zu treten, sich zu einem friedlichen Zusammenarbeiten und zu einem friedlichen Ausgleich ihrer Interessen zu einigen.

Unter ihrem Einfluß wird der Arbeitsherr die niedrige Versuchung überwinden, über ein Heer von Sklaven herrschen zu wollen, den Arbeiter auf die Stufe einer menschlichen Maschine oder eines entmenschten Werkzeugs herabzudrücken.

Er wird vielmehr seinen Stolz darein setzen, freie Arbeiter in seinem Dienste zu haben und ihnen das Joch der Abhängigkeit nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern. Er wird nie vergessen, daß er für sie verantwortlich ist und verpflichtet, für ihr Wohl zu sorgen, und daß von der Erfüllung dieser Pflicht sein eigenes Wohl abhängt, daß alles, was er auf die Veredlung der Arbeit und des Arbeiters verwendet, seinem eigenen Wesen und Wohl zugute kommt.

In der Schule der christlichen Nächstenliebe lernt der Arbeiter nicht nur einseitig und rücksichtslos seine Rechte geltend machen, sondern auch die Rechte des Arbeitgebers respektieren, nicht grollend das Joch der Arbeit tragen oder trotzig es abwerfen, nicht von Unrecht und Gewalttat eine Besserung seiner Lage erhoffen, sondern auch bei schwerer Arbeit innerlich frei und froh bleiben, und wenn es gilt, eigene Interessen zu verfechten, sich nur erlaubter und reiner Waffen bedienen.

So vermag die christliche Liebe, wo immer man sich ihrem Gebote nicht entwindet und ihrem Einfluß nicht verschließt, erhellende, erwärmende und erfreuende Strahlen hineinzusenden in all die verschiedenen Arten und Formen abhängiger Dienst- und Arbeitsverhältnisse, dadurch vor allem, daß sie die Arbeitgeber, Dienstherrschaften, Vorgesetzten strenge verpflichtet, in den Arbeitern, Dienstboten, Untergebenen die Menschenwürde zu achten, die Seele nicht zu vergessen, sondern zu veredeln, ihr persönliches Leben nicht zu drücken und zu ersticken, sondern zu heben und zu befreien, ihnen den verdienten Geldlohn nicht zu schmälern, aber auch nicht den Lohn einer menschenwürdigen Behandlung, eines guten Beispiels, einer liebevollen Fürsorge und Erziehung.

Sehr mit Unrecht hat man gemeint, aus dem Gebiete der sozialen Frage und Arbeiterfrage das christliche Liebesgebot ausschalten zu müssen, als wäre es hier nicht anwendbar und durchführbar. Gerade hier kann man die Mithilfe und die erziehliche Einwirkung dieses Gebotes am allerwenigsten entbehren. Man wird noch zur Einsicht kommen müssen, daß auch hier das, was dieses Gebot vorschreibt, ganz im Einklang ist mit der Vernunft, mit einer gesunden Sozialwissenschaft, mit dem wohlverstandenen Interesse der Beteiligten.

Oder sollte es denn wirklich wahr sein, daß die Interessen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber in unversöhnlichem Gegensatze zueinander stehen, daß ein ewiger Krieg zwischen beiden unvermeidlich sei? Waltet denn nicht zwischen beiden auch eine große Interessengemeinschaft? Sind sie nicht ganz aufeinander angewiesen? Gehören sie nicht zusammen wie Kopf und Hand, wie Auge und Fuß? Müßte nicht, abgesehen von aller Christenliebe, allein schon vom Geschäftsstandpunkt aus dem Arbeits- und Dienstherrn daran liegen, daß dem Untergebenen sein Recht und sein Lohn werde und er sich in seinem Berufe glücklich fühle? Und kann es denn dem Arbeiter gänzlich gleichgültig sein, ob das Geschäft seines Herrn emporkomme oder zu Grunde gehe?

Wahrlich, es kann nicht das Ziel der Zukunft sein, die Kluft zwischen beiden Teilen immer noch zu erweitern, sondern vielmehr der gegenseitigen Entfremdung, Abschließung und Verfeindung mit ihren traurigen Folgen ein Ende zu setzen, eine persönliche Berührung und Verständigung anzubahnen, beide Teile zu gegenseitiger Achtung, zu wirklicher Arbeitsgemeinschaft und Herzensgemeinschaft zu erziehen, beide wieder allen Ernstes auf das heilige christliche

Liebesgebot zu verpflichten. Nur die christliche Gerechtigkeit und die in der Gerechtigkeit wurzelnde, aus ihr erblühende, von der Gottesliebe besonnte Nächstenliebe kann die Lösung der sozialen Frage bringen. Von diesen guten Mächten ist der Friede und das Heil zu erwarten, nicht von der Entfesselung der wilden Leidenschaften, nicht von den zerstörenden Gewalten des Hasses, des Zornes und Neides, der gegenseitigen Verachtung und Anfeindung.

Warum drückt denn das Joch der Arbeit gar so schwer auf die heutige Menschheit? Die Arbeitskraft wächst mit der Liebeskraft. Wenn die Liebe Gottes und des Nächsten erkaltet, weicht Geist und Seele aus der Arbeit und sie wird zum Bleigewicht. Möchten doch alle Christen ihrer obersten und erhabensten Pflicht wieder recht bewußt werden: der Pflicht der dienenden Liebe Gott gegenüber und dem Nächsten gegenüber.

Diese Pflicht hat der Apostel in zwei kräftige Mahnungen gefaßt, welche scheinbar nicht zusammenstimmen, in Wahrheit aber sich gegenseitig ergänzen. Die eine Mahnung lautet: Jeder trage seine eigene Last; die zweite: Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen (Gal 6, 5 2). Erste und nächste Pflicht ist, daß jeder die Last seiner Lebensarbeit, seinen Anteil an der Arbeitslast der Menschheit als Gottes Auftrag und Aufgabe im Aufblick zu Gott und aus Liebe zu Gott ruhig, willig und mutig auf sich nehme, daß keiner einen Freibrief, ein Privileg des Müßiggehens für sich beanspruche, keiner törichte und lieblose Versuche mache, seine Last auf andere überzuwälzen.

Die zweite Pflicht aber heißt: Einer trage des andern Last. Es genügt nicht, seine eigene Last zu tragen, wir müssen auch an der des andern mittragen. Wird aber dadurch nicht unsere Last unerträglich schwer? Im Gegenteil; sie wird dadurch nicht schwerer, sondern leichter, weil damit eine zweite Liebeskraft, die Liebe zum Nächsten, in unser Arbeitsleben hereinwirkt und uns arbeiten hilft. So wird die eigene und die fremde Last zugleich erleichtert, ein Zusammenarbeiten erzielt und die beste Versicherung für gegenseitige Unterstützung geschaffen.

Wenn wir unsere und, soweit uns möglich, des Nächsten Last tragen, erst dann erfüllen wir das Gebot Christi, welcher die Gottesliebe und Nächstenliebe in Person ist und in seinem ganzen Erdenleben das herrlichste Beispiel der dienenden Liebe gab. Er konnte ja wahrhaft von sich sagen: Ich bin nicht gekommen, mich bedienen zu lassen, sondern zu dienen (Mt 20, 28); ich bin in eurer Mitte wie einer, der dient (Lk 22, 27). Er mahnte seine Jünger: Wer unter euch der Größte sein will, sei der Letzte von allen und der Diener aller (Mk 9, 34).

Wie viel lag ihm daran, daß seine Jünger diese Lehre tief zu Herzen nehmen! Das ersehen wir daraus, daß er beim letzten Abendmahle sie noch einmal in ergreifendster Weise durch Wort und Beispiel ihnen einprägte. In jener feierlichen Stunde, unmittelbar vor Einsetzung des heiligsten Sakramentes, im Vollgefühl seiner göttlichen Macht und Würde, wie der Evangelist ausdrücklich betont, im Bewußtsein seiner göttlichen Herkunft und seines baldigen Hinganges — in dieser großen Stunde macht er sich zum Diener aller, steht auf vom Mahle, legt seine Kleider ab,

bindet ein Linnentuch um, gießt Wasser in ein Becken und fängt an, seinen Jüngern die Füße zu waschen. Und nachdrücklich knüpft er an diese Tat der dienenden Liebe die Mahnung: *Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit, wie ich getan, auch ihr tuet* (Jo 13, 1 ff).

Mit welchem Eifer haben so viele Heilige und so viele gute Christen nach diesem Beispiel gelebt und sich im Dienste des Nächsten verzehrt. Wie viele gibt es auch heute noch, welche die Welt verlassen, um ganz dem Heilande nachzufolgen in seiner dienenden Liebe und Kraft und Zeit, Liebe und Leben dem Nebenmenschen zu weihen. Sie sind ein Segen für die Menschheit, ein Segen in der Welt der Arbeit.

Aber bedenket wohl, Geliebte, diese Pflicht der dienenden Liebe muß jeder auf sich nehmen, der ein Jünger Christi sein will. Wir *müssen* die Fesseln der Selbstsucht sprengen, die immer nur an sich denken, für sich sorgen will, immer nur verdrossen auf die eigene Arbeitslast hinstarrt und mit dem Nächsten sich nur in Beziehung setzt durch lieblose, neidische, giftige Gedanken und Gesinnungen. Wir *müssen* unser Herz daran gewöhnen, ja dazu zwingen, in Mitgefühl sich dem Nebenmenschen zuzuwenden, ihm das Leben nicht zu erschweren, sondern, soweit möglich, zu erleichtern, ihm seine Last tragen zu helfen, ihm Mut, Kraft, Trost einzuflößen, wenn er dessen bedarf, nach des Apostels Wort *mit Fröhlichkeit, aufrichtiger Liebe und Achtung Barmherzigkeit an ihm zu üben* (Röm 12, 8 ff). Den größten Nutzen davon werden wir selbst haben. Im selben Maße, in welchem wir die Lebenslast des Nebenmenschen erleichtern, wird unsere eigene leichter; wenn wir

ihm Gutes tun, genießen wir die Seligkeit des Gebens, wenn wir ihm den Druck vom Herzen nehmen, wird unsere eigene Seele freier und froher.

O diese dienende Liebe nach Christi Vorbild und in Christi Geist, diese demütige, selbstvergessene, sanfte und milde Dienerin, aber auch entschlossene und willensstarke Lastträgerin und heldenhafte Kreuzträgerin — wie vermag sie den Druck der Arbeit auszugleichen, der Überbürdung einzelner entgegenzuwirken, die Kinder der Arbeit einander nahe zu bringen, die Opfer der Arbeit in milde Fürsorge zu nehmen! Wo sie in einer Familie waltet, da ist alle Arbeit gemeinsam, und in stillem friedlichen Wettstreit trägt jeder seine eigene Last und einer des andern Last; da gilt: geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude. Wo solche Liebe einfließt in die Beziehungen zwischen Dienstboten und Dienstherrschaft, zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, da wirkt sie erleichternd, erlösend, versöhnend, da ist die soziale Frage gelöst.

Ein besonderes Maß von Fürsorge hat diese Liebe übrig für die, welche ihrer am meisten bedürfen, für die Notleidenden, Überbürdeten, Arbeitsunfähigen, für alle Mühseligen und Beladenen. Auch diese fertigt sie nicht mit Almosen ab, sondern sie sucht ihnen persönlich nahezukommen durch persönliches Dienen, durch herzliches, tätiges Erbarmen. Sie will nicht bloß Geld geben, sie will Liebe geben, sie will sich selbst geben, von ihrer Lebenskraft und Arbeitskraft, von ihrem Mut, ihrem Glauben, ihrer Freudigkeit mitteilen an arme, gedrückte, am Boden liegende Menschenwesen. Sie richtet den Kraftlosen und Mutlosen auf und spricht zu ihm in höherer Macht: Stehe auf und wandle (Apg 3, 5), und sucht ihn wieder arbeitsfähig zu machen,

daß er sich selber helfen kann. Und wo die Einzelhilfe nicht mehr ausreicht, da sammelt sie edle Seelen zu gemeinsamer Arbeit der dienenden Liebe, zu caritativen Vereinen aller Art. Wie groß ist deren Zahl auch in unserer Diözese, wie erfreulich ihr Blühen, wie segensreich ihr Wirken!

Die Liebe macht uns die Arbeit lieb; das gilt auch von der Nächstenliebe. Darum rufe ich mit dem Apostel euch zu: Seid Nachahmer Gottes als geliebte Kinder und wandelt in Liebe, gleichwie auch Christus uns geliebt und sich für uns als Gabe und Opfer hingegeben hat, Gott zum lieblichen Wohlgeruch (Eph 5, 1). Keiner entziehe sich der Arbeit, keiner der Christenpflicht der dienenden Liebe, nicht der Reichste und nicht der Ärmste. Wehe dem Reichen, der müßig geht und der arm ist an Liebe und Erbarmen! Wehe dem Armen, der nicht arbeiten will, der auch arm ist an Liebe, der immer nur empfangen, nicht auch geben will! Jeder trage seine Last und einer trage des andern Last. Des Wohltuns und der Gemeinschaft vergesset nicht, denn an solchen Opfern hat Gott Wohlgefallen (Hebr 13, 16). Keiner ist so reich, daß er nicht der dienenden Liebe bedürfte, keiner so arm, daß er nicht durch sie andern wohltun könnte. Jeder suche nach Gelegenheit durch dienende Liebe sich nützlich zu machen und stelle, soweit möglich, den wohltätigen Vereinen seine Dienste und seine Mittel zur Verfügung.

Gibst du Geld, so gib es mit Liebe und gib Liebe dazu. Kannst du nicht viel geben, so gib wenig mit Liebe. Kannst du sonst gar nichts geben, so gib Gebet und Liebe, und du hast viel gegeben. Solche Liebe, von Tausenden gepflegt

und geübt, bringt die Lösung der sozialen Frage, versöhnt die entzweite Menschheit und baut goldene Brücken über die Abgründe, welche der Klassenkampf aufgerissen. Und auch im 20. Jahrhundert und auch in der Welt der Arbeit gilt für immer das große Wort: Jetzt bleiben diese drei: Glaube, Hoffnung, Liebe, die größte aber unter ihnen ist die Liebe (1 Kor 13, 13). Amen.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Dr **Paul Wilhelm von Keppler**

Bischof von Rottenburg

Homiletische Gedanken und Ratschläge. Fünfte und sechste Auflage. 8° (VI u. 114 S.) *M* 1.20; geb. in Leinwand *M* 1.80

Die Adventsperikopen exegetisch-homiletisch erklärt. Vierte Auflage. gr. 8° (VI u. 154 S.) *M* 2.—; geb. in Leinwand *M* 2.80

Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient. Siebte Auflage. Mit 195 Bildern und zwei Karten. gr. 8° (X u. 542 S.) *M* 9.—; geb. in Leinwand *M* 10.50, in Halbsaffian *M* 12.50

Aus Kunst und Leben. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 6 Tafeln und 118 Abbildungen im Text. gr. 8° (VIII u. 346 S.) *M* 6.—; geb. in Leinwand *M* 7.50, in Halbfranz *M* 9.—

Aus Kunst und Leben. Neue Folge. Dritte, umgearbeitete Auflage. Mit 6 Tafeln und 110 Abbildungen im Text. gr. 8° (VIII u. 296 S.) *M* 6.—; geb. in Leinwand *M* 7.50, in Halbfranz *M* 9.—

Mehr Freude. Neue, vermehrte Ausgabe. (54. bis 65. Tausend.) 8° (VI u. 260 S.) *M* 2.20; geb. in Leinwand *M* 3.—, in Juchtenbockleder *M* 5.50, in Pergament *M* 6.—

Das Problem des Leidens. Dritte Auflage. 8° (VI u. 100 S.) *M* 1.20; geb. in Leinwand *M* 1.80

Wahre und falsche Reform. Rede, gehalten auf der freien Konferenz des Kapitels Rottenburg am 1. Dezember 1902. Dritte, durchgesehene und vermehrte Ausgabe. (6.—10. Tausend.) 8° (40 S.) 25 *Pf.*

In der **Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Belser, Dr **Johannes Evang., Anleitung zur Verwertung der Jakobusepistel in der Predigt.** Vorträge gehalten aus Anlaß des homiletischen Kurses in Ravensburg am 13., 14. und 15. September 1910. 8° (VIII u. 104 S.) *M* 1.50; geb. in Leinwand *M* 2.—

— **Das Zeugnis des 4. Evangelisten für die Taufe, Eucharistie und Geistessendung.** Mit Entwürfen zu Predigten über die Eucharistie. 8° (XII u. 294 S.) *M* 4.—; geb. in Leinwand *M* 4.80

Keller, Dr **Franz, Das neue Leben.** Der Epheserbrief des heiligen Paulus in Homilien für denkende Christen dargelegt. Zweite, verbesserte Auflage. 8° (VIII u. 110 S.) *M* 1.50; geb. in Leinwand *M* 2.—

— **Sonnenkraft.** Der Philipperbrief des heiligen Paulus in Homilien für denkende Christen dargelegt. 8° (VIII u. 128 S.) *M* 1.60; geb. in Leinwand *M* 2.—

Rieder, Dr **Karl, Frohe Botschaft in der Dorfkirche.** Homilien für Sonn- und Feiertage. Zweite und dritte Auflage. 8° (XIV u. 278 S.) *M* 3.—; geb. in Leinwand *M* 4.—

Schäfer, Dr **Jakob, Die Parabeln des Herrn** in Homilien erklärt. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Geleitwort von Dr Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. 8° (XII u. 576 S.) *M* 5.40; geb. in Leinwand *M* 6.40

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BX1756.K461912 C001
HOMILIEN UND PREDIGTEN 5. AUFL. FREIBU

3 0311 00043 8080

53645

WITHDRAWN

BX
1756
.K46
1912

53645

AUTHOR Keppler, P.W. von

TITLE HOMILIEN UND...

17,104

WHEN taking out this book, please write name and date on card and place card in CARD-DROP.

PLEASE see that this book is returned ON TIME: others may be waiting for it.

KINDLY refrain from defacing this book in any way, and also from leaving MARKERS of any kind between the pages.

[redacted]
3 0311 00043 8350